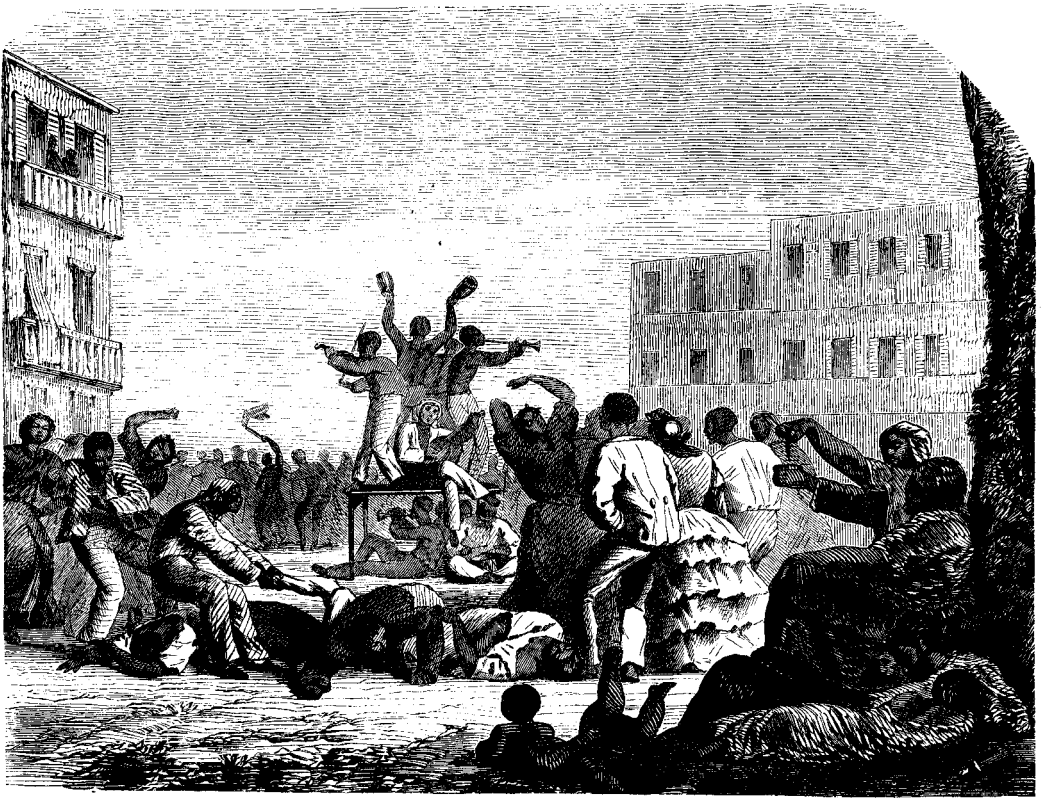


Illustriertes Panorama

Familien-Magazin

Malersche Blätter für Herz und Welt.



Tanz freier Neger in Amerika.

Dritter Band.

Verlag von B. Brigl in Berlin.

Semona,

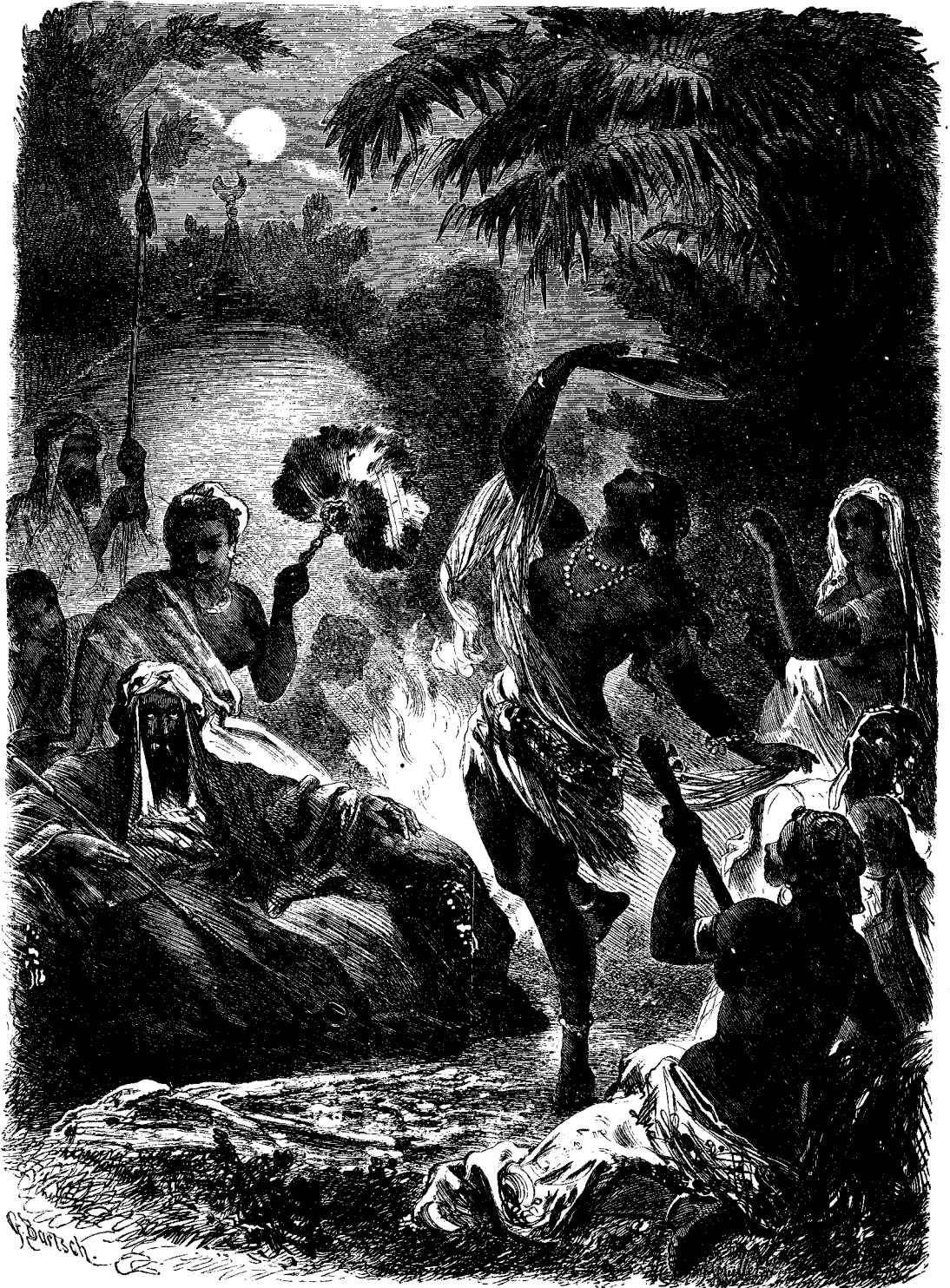
oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Sclavenleben

von

J. Strubberg (Armand).



Gorgas vor Sarjan tanzend. (S. 3.)

I.

Klar und still blickte der Mond von dem hohen, durchsichtigen Aether herab auf Afrika's nördliche sonndurchglühte Länder, sein Silberlicht lag in Todtenruhe über der endlosen, sandigen Wüste der Sahara ausgebreitet und zitterte durch die Palmenhaine von Sudan. Rauschend eilten die Wogen des mächtigen Nigerstromes durch die öden Sandsteppen und durch die saftigen, mit goldenen Früchten und süßduftenden Blüthen geschmückten Wälder, und das Brausen und Schnauben des riesigen Flußpferdes, das Geheul des Leoparden und der Hyäne, das Gebrüll des Büffels, die gewaltigen Stoßrufe des Elephanten und die Donnerstimme des Löwen schallten durch die stille Tropennacht.

Da, wo der Zirnfluß seine krystallklaren Gewässer von Osten her in den Niger ergießt, glänzte und spiegelte sich das Perlenlicht des Mondes auf den tanzenden Wellen und warf einen hellen Atlaschimmer über die sanft auf- und absteigenden grünen Ufer dieser mildwogenden Ströme, während auf der Landspitze zwischen denselben ein rothes Feuerlicht die schlanken, zum Himmel aufstrebenden Schaft der Palmen, die sich weit über die Wogen hinaus neigten, glühend beleuchtete.

Eine von Tibesthy aus der Sahara kommende Karavane hatte sich hier gelagert, und in einiger Entfernung vor dem größten der Zelte, welches aus reichen bunten Teppichen errichtet war, brannte ein Lagerfeuer, dessen rothe Flammen sich flackernd in der dunkeln Rauchwolke aufschlängelten, die durch die balsamischen, lieblich duftenden Harze des verbrennenden Palmenholzes genährt wurde.

Vor dem Eingang des großen Zeltes, welches zwischen mehreren einzeln stehenden Palmen hergerichtet war und von dort ausgepannten seidenen Schnüren getragen wurde, ruhte eine hagere, sehnige Mannsgestalt, deren Kleidung den mohamedanischen Kaufmann aus dem Osten dieses Landes erkennen ließ. Die dunkle Olivenfarbe seines scharf geformten mageren Gesichts, die finstern Brauen, die sich über der großen gebogenen Nase schlossen, die fleischschwarzen sinnenden Augen, der lange schwarze Bart und der dunkelblaune wollene Mantel, der unter seiner turbanartigen Kopfbedeckung hervor über seine Schultern herabhing, Alles stand mit dem hellen Mondlicht in auffallendem Widerspruch und harmonirte mehr mit der rothen Gluth des Feuerlichts, das sich in den ernsten Augen des Mannes spiegelte. Aus dem breiten Gürtel, der seinen Leib umschloß, sah ein Dolch mit blügend verziertem Griff und der mit Silber eingelegte Schaft einer langen Pistole hervor, während neben ihm auf dem prächtigen rothen Teppich, auf dem er ruhte, eine lange Klinge und ein breiter türkischer Säbel lag. Unter seinem linken Arm, auf den er sich stützte, lag ein rothsammetnes Kissen mit schweren goldenen Quasten und mit seiner Rechten hielt er die dicke abgerundete Bernsteinspitze des langen Rohrs seiner Pfeife vor seine dünnen Lippen, sog mit unverkennbarem Wohlbehagen den Rauch aus derselben ein und blies ihn dann in weiten Ringen von sich in das flackernde Licht des Lagerfeuers. Neben ihm auf dem reichen Teppich, und zwar mehr zu seinen Füßen, lag eine üppig schöne weibliche Gestalt, deren dunkle Hautfarbe in dem Feuerlicht als ein tiefes, glühendes Rothbraun erschien. Ihre ganze Kleidung bestand in einem scharlachrothen wollenen Gewand, welches um ihre Hüften geschlungen war, und ihr Schmuck in goldenen und silbernen Armbändern, einer Perlenkette um den vollen Nacken und

einem silbernen Pfeil, der die mächtigen Flechten ihres schwarzen gelockten Haars tief an ihrem Hinterkopf befestigt hielt. Die Formen ihres Körpers waren schön und wollüstig gerundet und ihre Erscheinung zeigte selbst in ihrer ungekünstelten Lage etwas Bestimmtes und Entschlossenes. Von Zeit zu Zeit drückte sie die Nase in der Pfeife des Mannes nieder und richtete dann ihre großen tiefdunkeln Augen auf denselben, als suchte sie seinen Blick, der aber unbeweglich und sinnend auf das Feuer geheftet war. Rundum in weniger Entfernung von dem Feuer lagen noch einige vierzig weibliche Wesen, sämmtlich von dunkelbrauner bis zu der schwärzesten Hautfarbe. Sie ruhten meist auf Grasmatten, doch einzelne von ihnen hatten sich auf Teppiche hingestreckt. Außerhalb dieses Kreises sah man hier und dort in dem Schatten einer Palme Männer sitzen, deren grobe abgetragene Kleidung gleichfalls Mohamedaner aus dem östlichen Afrika verrieth; sie saßen schweigend und unbeweglich mit untergeschlagenen Füßen, hatten eine lange Klinge auf dem Schooße liegen und rauchten aus langen Pfeifen. Weiterhin, außerhalb des Waldes, weideten viele Pferde und Kameele, von welchen letzteren noch mehrere schwer beladen niederknieten und durch Negermänner von ihrer Bürde befreit wurden. Hinter dem großen Zelte waren unzählige Ballen, Kisten und Lederbeutel aufgestapelt, welche von einigen Negern mit Matten überdeckt wurden. Niemand aber brach das Schweigen, welches, wie es schien, allen von dem Manne vor dem Teppichzelle auferlegt war, nach welchem sich die Blicke der vielen dunkeln Gestalten häufig hinwandten, als erwarteten sie seine Befehle. Sarizan war der Name jenes Mannes. Schon seit einer Reihe von Jahren handelte er zwischen dem Osten und Westen Afrika's, führte Waaren und Erzeugnisse dieser Länder herüber und hinüber durch die öden, einsamen Wüstenstrecken und kaufte und verkaufte Menschen. Er kam jetzt von Tibesthy, einer volkreichen Stadt im fernen Osten der Sahara, und das Ziel seiner Wanderung war das Küstenland des Negerkönigs von Dahomey. Sein augenblicklicher Lagerplatz hatte ihm schon oft nach langer, mühsamer und gefährlicher Wanderung durch die Wüste als Erholungsort gebient, und auch jetzt wollte er seinen Sklaven und Lastthieren Zeit geben, an den üppigen Gestaden der brausenden Ströme neue Kräfte zu sammeln.

Nur wenige Tagereisen von hier in südlicher Richtung lagen an den Ufern des Nigers bis zu seiner Mündung in den Ocean unzählige Dörfer und Städte, unter deren Einwohnern Sarizan, der Händler, wohlbekannt war. Er beabsichtigte jedoch diesmal, dem Laufe des Stromes nur bis zu der großen Stadt Boussa zu folgen und sich dann mehr westlich durch die dicht bevölkerten Länder nach Abomey, der Residenzstadt des Königs von Dahomey, zu wenden, um diesem seine Schätze anzubieten. Der Haupthandelsartikel, den er gewöhnlich dem König zuführte, bestand in Sklavinnen, die er weit im Osten des Landes kaufte und die in großer Anzahl auf dem Markte in Tibesthy feilgeboten wurden. Wenn auch gleichfalls von schwarzer oder wenigstens sehr dunkler Hautfarbe, so stehen doch die Bewohner des innern, so wie des östlichen Afrika's körperlich und namentlich geistig bei Weitem höher, als die Eingeborenen dieser westlichen Küstenländer, und selbst unter den schwärzesten Negern finden sich dort wunderbar edel geformte und geistig hochbegabte Menschenrassen. Während nun die Mächtigen in Guinea ihre eingeborenen Brüder zu Kaufen den nach fernen Colonieen jenseits des Oceans verkaufen, versorgen sie ihren eigenen Haushalt mit

Weibern und Slaven aus dem Osten des Landes, die ihnen durch Händler zugeführt werden, oder deren sie sich auf Raubzügen in das Innere gewaltsam bemächtigen.

Sarzan besaß im Augenblick eine reiche Auswahl von Slavinnen, die er dem Könige von Dahomey zu hohen Preisen zu verkaufen gedachte, und die großen Waarenvorräthe, die er aus fernen Ländern hergeführt hatte, berechtigten ihn gleichfalls zu der Hoffnung auf einen ungeheuren Nutzen. Während er nun vor seinem Zelte saß und in das flackernde Feuer schaute, ließ er die bedeutenden Gewinne, die er zu erzielen hoffte, an seinen Gedanken vorbeiziehen und vergaß, in seine Berechnungen versunken, sogar seine Lieblingsbeschäftigung, das Rauchen.

Corzaris, die Leibslavin, welche neben ihm auf dem Teppich lag, drückte wieder die Asche in der Pfeife ihres Herrn nieder, und als sie keinen Rauch mehr aus derselben aufsteigen sah, warf sie ihren schönen Kopf in Sarzan's Schooß, blickte lächelnd und fragend zu ihm auf und sagte mit süßer, schmeichelnder Stimme:

„Denkst Du an Deine Corzaris so heiß, daß Du Deinen Liebling, die Pfeife, darüber vergiffest?“

Sarzan, wie aus einem Traume erwachend, wandte seinen ernsten Blick auf das reizende Mädchen und eine tiefe Gluth belebte plötzlich seine dunkeln Augen wie das Spiegelbild eines leidenschaftlichen Gedankens.

„Gieb mir starken Kaffee und lieblichen Hatchy,*) dann fülle meine Pfeife und mische Opium unter den Taback,“ sagte Sarzan, indem er seine Hand liebevoll um den üppigen Nacken der Slavin legte und sich dann aufsetzte und die Füße unter sich zog.

Corzaris preßte ihre schwellenden Lippen mit leidenschaftlicher Heftigkeit auf die Hand ihres Gebieters, blickte ihm mit ihren schwarzen Augen einen feurigen Blick zu und sprang dank nach der andern Seite des Lagerfeuers, wo mehrere Slavinnen das Abendbrod bereitet hatten. Behend trug sie nun die Speisen auf den Teppich vor ihren Herrn und hielt, sich neben ihm niederlegend, auf ihrer kleinen Hand die Schale mit dampfendem schwarzen Kaffee.

Sarzan pfeifte, doch sein immer mehr belebtes Auge ruhte anhaltender auf der schönen Slavin, als auf den köstlichen Gerichten vor sich. Er nahm ihr den Kaffee ab und schlürfte mit sichtbarem Genuß den heißen, starken Brant. Corzaris hatte die Schale schnell wieder gefüllt und hielt sie ihrem Gebieter, vor ihm niedersinkend, mit den Worten hin:

„Trink, Herr, Du trinkst Liebe Deiner Corzaris!“

Abermals hatte Sarzan die Schale geleert, gab sie der Slavin zurück und sagte:

„Hatchy und die Pfeife!“

Im Augenblick folgte Corzaris dem Befehle, stellte einen silbernen Becher mit dem berauschenden Getränk vor ihren Herrn nieder, reichte ihm die mit Taback und Opium gefüllte Pfeife und zündete dieselbe an. Sarzan führte nun den Becher zu seinen Lippen und nippte den Göttertrank, der ihm die Pforten seines Himmels erschließen sollte. Dann that er ein paar tiefe Züge aus der Pfeife, verschluckte den mit Opium geschwängerten Rauch und sank nun mit einem tief glühenden Blick auf die Favoritin zurück gegen das hohe Sammetpolster, welches diese hinter ihn gelegt hatte.

„Tanz!“ sagte er mit halb von Leidenschaft erdrückter Stimme, auf welchen Wink Corzaris gehorcht zu haben schien; ihre Augen leuchteten, wie die Gluth der Sonne, wenn sie in ihr Feuerbett versinkt; ihr lächelnder Mund zeigte zwischen ihren brennend rothen, vollen Lippen den Malbaster ihrer Zähne und, mit ihren Händen Sarzan noch einen Liebesgruß zuwinkend, eilte sie fort in das große Zelt.

Zu gleicher Zeit erhoben sich mehrere der in einiger Entfernung ruhenden Slavinnen, als sei auch ihnen der Befehl des Herrn gegeben, bei dem Tanz mitzuwirken, und gingen in ihre Zelte, während andere dem Feuer neue Nahrung zuwarfen und seine Flammen ansachten.

Sarzan hatte wiederholt aus dem Becher getrunken und blies immer stärkere Rauchwolken zwischen seinen Lippen hervor, da sprang Corzaris mit einem Tambourin in der Hand aus dem Zelte, und den Schall des Schlages, den sie darauf führte, durch eine schwirrende Bewegung des Instruments verrauschen lassend, trat sie vor ihren Herrn und warf sich mit über ihrem Busen gekreuzten Armen vor ihm nieder. Ein dünner, golddurchwirkter rother Schawl war leicht um ihre dunkelbraunen Hüften geschlungen, ein sehr langer rother Florstreif hing auf ihrem schönen runden Arme, ein reiches Perlenband umgab ihren sammetweichen prächtigen Nacken und die ungewöhnliche Fülle ihres glänzend schwarzen Haars hing in schweren Locken über ihre zarten Schultern herab. Ihre kleinen Füße waren in zierliche Sandalen gebunden und an ihren schöbengeformten Fingern blühten edle Steine.

Sarzans Blick hatte einige Momente mit sichtbar regem Wohlgefallen auf der reizenden Mädchengestalt geruht, dann reichte er ihr die Hand zum Kusse hin und sagte:

„Tanz!“

Während dieser Zeit waren noch sechs dunkelfarbige schöne Slavinnen in ähnlichem, wenn auch nicht so werthvollem Schmuck herzutreten, von denen eine eine Art von Zither, die andern aber Triangeln, Cybeln und Tambourins trugen. Sie ließen sich in einiger Entfernung hinter Corzaris auf der Erde nieder und erwarteten deren Wink, die Musik zu beginnen, während zwei andere Slavinnen von der schwärzesten Farbe sich, mit Maultrommeln versehen, zu beiden Seiten Sarzans hinter demselben niederlegten.

Corzaris war aufgesprungen, schlug gegen das Tambourin, daß es rauschend erklang, und schwang es, sich wie im Kreisel auf den Spitzen ihrer Füße drehend, hoch über sich durch die Luft, während sie zwischen ihren weit ausgestreckten Händen den rothen Florshawl entfaltete, daß er sie wie eine feurige Wolke umwehte. Zugleich stimmte die Slavin mit der Zither eine wild rauschende Melodie an, ihre Gefährtinnen ließen die Triangeln, Cybeln und Tambourins im Tacte ertönen und die beiden Negerinnen entlockten, indem sie sich zu den Ohren ihres Herrn neigten, ihren stimmenden Instrumenten die süßesten melancholischen Weisen.

Corzaris wurde in ihren Bewegungen immer lebendiger, immer grazioser und sprechender; bald glich sie der triumphirenden glücklichen Liebe, bald war sie die verzweifelte, verstößene Geliebte, bald wand sie sich schwachtend und flehend vor ihres Herrn Füßen und dann flog sie wieder in wilder, leidenschaftlicher Lust im Kreise dahin.

Sarzans Blick wurde mit jeder Minute glänzender; fester und unbeweglicher hing er an den zauberischen Reizen der dunkeln Bacchantin, dichter umwölkte

*) Hatchy ist eine Mischung von Zucker und Mandeln mit dem Saft der Hanfwurzel und des Bilsenfrants, welche getrocknet bewahrt und zu einem berauschenden Getränk in Thee, Kaffee und Zucker aufgelöst wird.

ihn der berauschte Rauch seiner Pfeife, er leerte den silbernen Becher bis auf den letzten Tropfen und winkte mit der Hand nach dem Feuer. Im Augenblick war dasselbe bis auf die Kohlengluth durch die Diener entfernt, die Musik rauchte leiser und leiser, und als ihre letzten Töne verhallten, war Gorzaris an ihres Gebieters Seite in den Schatten der leise flüsternden Palmen niedergefallen.

Da schallte plötzlich lautes, wüthendes Hundegebell durch die stille Mondscheinnacht, Sarzjan riß sich aus den Armen seiner glühenden Liebe und griff nach seiner Flinte, indem er mit donnernder Stimme seine Diener zu den Waffen rief. Der Schall von Tritten vieler Kasse wurde jetzt hörbar und einige Sklaven Sarzjans, die dem Hundegebell zugeeilt waren, kamen

athemlos zu ihrem Herrn zurück und meldeten ihm, daß eine Schaar von Reitern und Fußgängern mit vielen Hunden sich dem Lager nahe.

„Haltet sie zurück und fragt sie, was sie wollen!“ rief Sarzjan mit zorniger Stimme, während er den Sklavinnen einen Wink gab, sich in den Zelten zu verbergen.

Bald darauf wurde ein einzelner Reiter in dem Schatten der hohen Palmen sichtbar und hielt wenige Minuten später seinen nicht sehr großen, aber edeln Klappenhengst vor Sarzjans Zelt an. Er war ein hoher, kräftiger junger Mann von etwa achtzehn Jahren, von schwarzer Hautfarbe und sehr edler Körperbildung. Seine breite, gewölbte Brust und seine muskulösen Glieder zeugten von eiserner Stärke und



Buardo und Semona. (S. 6.)

sein kühnes, großes, glänzendes Auge, so wie seine hohe, freie Stirn von mehr als gewöhnlichen geistigen Fähigkeiten. Ein leichter Schutz von Leder war um seine Hüfte geschlungen und eine prächtige Leopardenhaut hing über seinen nackten schwarzen Schultern. Vor ihm auf seinen kräftigen Lenden lag eine Doppelflinte und neben der Kugeltasche sah aus dem Gürtel, den er um den Leib trug, ein Messer und eine Art hervor. Er saß auf einer frischen, noch blutigen, ungeheuren Löwenhaut, die auf dem Rücken des Rosses lag und zu beiden Seiten desselben bis auf die Erde herabhing.

Er sprang von dem Pferde und reichte Sarzjan, der ihn verwundert und unfreundlich anblickte, mit einem heitern, herzlichen Gruß die Hand und sagte:

„Der Zufall führt mich auf Deinen Lagerplatz; ich suchte mit meinen Leuten Wasser, da wir während des ganzen Tages haben entbehren müssen, doch das Glück ist mir günstig gewesen und führt mich zu Dir, so daß ich auch noch etwas Anderes hier erhalten kann, als Wasser. Ich sehe, Du bist ein Händler, und ich glaube, daß die Elephanten- und Flußpferdezähne, die ich erbeutet, Dir willkommen sein werden.“

Bei diesen Worten erheiterten sich Sarzjans Züge, er reichte seinem Gaste die Hand und hieß ihn in seinem Lager willkommen.

„Wie ich höre, hast Du viele Begleiter und viele Pferde bei Dir; Du wirst dieselben von meinem Lager entfernt halten; das Ufer des Stromes ist lang und

die Weibe darauf ebenfalls gut. Wie ist Dein Name? Der meinige ist Sarzjan!" sagte der Händler.

"Meine Leute sollen Dir nicht lästig fallen, sie haben erlegtes Wild im Ueberfluß und das Gras ist ihnen die liebste Schlafstätte. Mein Name ist Buardo und meine Heimath liegt weit von hier im blauen Westen in den Danagebirgen." — Hiermit winkte der junge Mann einem Neger von riesiger Größe, der ihm in einiger Entfernung gefolgt war, übergab ihm sein Pferd und trug ihn auf, mit seinen übrigen Gefährten einen Lagerplatz etwas weiter am Fluß hinauf zu beziehen. Während der Mann sich mit dem Roß entfernte, ließ Sarzjan durch seine Diener das Feuer wieder aufstrischen, ließ neben seinem Lager einen Teppich und ein Kissen für seinen Gast niederlegen und forderte ihn auf, darauf Platz zu nehmen, indem er sich selbst niederließ. Dann brachte eine Negerin Speise und Kaffee für den Fremden, und nachdem derselbe sich daran gelabt, ließ ihm Sarzjan eine Pfeife reichen und sagte zu ihm:

"Wieviel Zähne hat Dir Deine Jagd geliefert?"

"Einige fünfzig Stück; ich bin schon seit mehreren Monaten auf der Jagd und traf an den Ufern des Zirmi ungewöhnlich viele Elephanten, so wie eine Menge von Flußpferden in dem Neger. Das Elfenbein steht an der Küste von Benin in hohem Preise!" antwortete Buardo und blickte den Händler an, als suche er dessen Ansicht über diesen Handelsartikel zu erforschen.

"Es ist viel gesagt worden, namentlich an den Seen und Sümpfen von Gondami, und man hat dort eine große Zahl von Elephanten getödtet. Es wird ein Ueberfluß von Elfenbein nach der Küste kommen. Was kannst Du von meinen Waaren gebrauchen? Ich habe den besten Kaffee, den der Osten liefert, die herrlichsten Gewürze und den prächtigsten Schmuck. Morgen wollen wir handeln; jetzt laß uns ruhen, die Nacht ist nicht mehr lang, der Mond neigt sich schon!" sagte Sarzjan und streckte sich auf seinem Lager aus.

"Ich kann Vieles von Dir gebrauchen, zu uns in die Danaberge kommen nicht oft Händler aus dem Osten, sie ziehen alle nach der Küste hinunter!" sagte Buardo, sich gleichfalls niederlegend.

"In den Danagebirgen wohnen die Annagus, sie leben mit dem Könige von Dahomey in Feindschaft, mit dem ich schon seit Jahren handle. Gehörst Du zu diesem Gebirgsvolk?"

"Mein Vater ist der König der Annagus und er und sein Volk sind zu frei und zu stark für den König von Dahomey gewesen, als daß dieser die Bewohner unserer Berge hätte auf seine Schlachtbank führen oder für Gold an die weißen Menschen über das große Meer verkaufen können. Die Felsenstädte der Annagus und ihre Gebirgsweiden sind zu hoch und zu steil für die plumpen Füße der Dahomey's."

Sarzjan war bei den Worten „König der Annagus" auf seinem Lager aufgesprungen und, sich auf seinen Arm stützend, blickte er den Jüngling mit regem Interesse an.

"Du bist der Sohn des Königs der Annagus?" sagte er, „dann habe ich auch noch etwas Anderes, worauf wir handeln können. Eure Weiber sind zwar schöner, als die an den Küsten, aber so schön, wie ich solche zu verkaufen habe, hat Dein Auge nie Etwas gesehen."

"Wir handeln nicht mit Menschen, und Weiber haben keinen Reiz für mich. Hast Du schöne Waffen oder schöne Pferde, dann kannst Du mein Elfenbein bekommen; Deine Weiber magst Du behalten!" ent-

gegnete Buardo und dehnte seine muskulösen Glieder auf dem weichen Teppich, auf dem er lag.

"Das Ansehen kostet Dir Nichts!" sagte der Händler und rief, sich nach dem großen Zelt umwendend, Gorzaris beim Namen. Die Sclavin erschien vor ihrem Herrn und dieser sagte ihr einige Worte in einer Sprache, die Buardo nicht verstand. Gorzaris rief die übrigen Sclavinnen aus ihren Zelten hervor, welche sich dann im Halbkreis um Buardo niederlegten, so daß der helle Feuerchein sie beleuchtete. Dann trug Gorzaris zwei silberne, mit Hachy gefüllte Becher herbei, stellte den einen vor ihrem Herrn, den andern vor seinem Gaste nieder und reichte letzterem eine mit Taback und Opium gestopfte Pfeife.

"Ich dachte, wir sollten ruhen, die Nacht ist nicht mehr lang und ich bin ermüdet!" bemerkte Buardo, auf die Leibsclavin Sarzjans blickend, die ihm lieblich lächelnd den Becher mit Hachy reichte und sagte:

"Koste, es wird Dir neue Kräfte geben und Dich Deine Müdigkeit vergessen lassen."

Auch Sarzjan forderte ihn auf, zu trinken und zu rauchen, und hob selbst seinen Becher zum Munde auf.

"Der Trank ist gut," sagte Buardo, nachdem er davon gekostet, „doch wäre mir ein Becher Veto (aus Mais gebrautes Bier), wie es unsere Frauen in den Danabergen bereiten, lieber." Dann that er einige tiefe Züge aus der ihm gereichten Pfeife.

Auf einen Wink des Händlers sprangen die Sclavinnen nach ihren Zelten und kamen bald mit ihren Instrumenten zurück.

Die Zither erklang und die Tambourins, Cymbeln und Triangel stimmten mit ein; doch gegen das Erwarten des Händlers machte die Musik keinen überraschenden Eindruck auf den jungen Negerfürsten.

"Ich habe süßere Musik gehört, als diese," sagte er nach einer Weile, „ich bin in der christlichen Mission in Cape Coast an der Küste erzogen worden und dort spielt man auf besseren Instrumenten, welche von den Weißen über das Meer gebracht worden sind." Dabei warf er sich auf seinem Lager zurück, und es schien, als ob weder der berausende Trank, noch der Rauch des Opiumtabacks auf seinen kräftigen Körper und Geist einwirken wollten.

Sarzjan hatte ihn wiederholt auf die üppigen Formen der Sclavinnen aufmerksam gemacht und diese hatten ihre wärmsten Blicke dem schönen Jüngling gespendet, doch er blieb kalt und unempfindlich gegen ihre Reize und erklärte dem Händler abermals, daß er nicht auf seine Weiber mit ihm handeln werde.

Sarzjan warf ihm einen finstern, verdrießlichen Blick zu, doch plötzlich, wie zu einem Entschluß gekommen, sagte er mit einem schlauen, triumphirenden Lächeln:

"Sollte, was den mächtigen König von Dahomey beglücken würde, nicht auch dem Königssohn der Annagus gefallen? — Gorzaris, rufe Semonas aus meinem Zelte!"

Dann wandte er sich wieder an seinen Gast und fuhr fort:

"Das Mädchen, welches ich Dir jetzt zeigen will, war die Perle auf dem großen Markt in Libesty und nur dem reichen Sarzjan war es möglich, sie zu kaufen. Sie ist angesehenere Leute Kind, doch sie hatte noch sieben Schwestern und ihre Eltern haben sie selbst zu Markte gebracht und sie mir überlassen, weil sie wußten, daß ich ihr einen guten Herrn verschaffen würde. Sie ist eine Frau nur für einen König."

Bei diesen letzten Worten zeigte Sarzjan mit der Hand nach dem Eingang seines Zeltes und Semonas,

die Sclavin, von der der Händler redete, trat, von Corzaris geführt, hervor.

Wie eine aus Ebenholz geschnittene Venus stand sie vor dem erstarrten Blicke Buardo's, der mit einem Laut der Ueberraschung aufsprang und seine Hände gegen sie ausstreckte.

Semona war so schwarz, daß alle die übrigen Sclavinnen bleich gegen sie erschienen. Sie war eine hohe, edle Gestalt, ihr Kopf war klein, ihr Nacken schlank und rund und ihr voller Busen wie aus schwarzem Marmor gehauen. Um ihre breiten Hüften lag ein scharlachrother seidener Schawl gewunden, und mit goldenen Schnüren waren die Sandalen unter ihren kleinen Füßen um ihre zierlichen Knöchel befestigt. Ihr regelmäßig schönes Gesicht trug die Form der edelsten weißen Menschenrace Afriens und eine Circassierin würde sie um ihr Profil beneidet haben. Das Weiß ihrer großen, tiefdunkeln Augen war rein, wie die Perle an Persiens Gestaden, und die Reihen ihrer wunderbar schön geformten Zähne glänzten wie der Schnee auf den Gebirgen Indiens. Ihre reizend geschnittenen Lippen glühten, wie die Granatblüthe in einer schwarzen Marmorschale, und in ihrem melancholischen, seelenvollen Antloopenblick stand ihr Schicksal geschrieben. Ihr glänzend schwarzes Haar rollte sich dicht an ihrem Kopf in unzählige kleine, zierliche Locken zusammen und auf ihrer zarten Haut lag ein weicher Sammethauch.

Semona hatte den Fremden, dem sie vorgestellt wurde, nur einen Augenblick angesehen, dann schlug sie die Augen nieder und kreuzte ihre zarten Arme über ihren Busen.

„Du armes schönes Mädchen, ich fühle mit Dir den Schmerz, der Deine Brust durchbebt; giebt es wohl für Dich ein härteres Geschick in dieser Welt, als einem Manne angehören zu sollen, den Du nicht liebst? Ich bin nicht grausam genug, auf Dich zu bieten!“ sagte Buardo, tief ergriffen, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung nach Semona hin und trat mit zur Erde gesenktem Blick von ihr zurück.

„Du nennst das Geschick dieses Mädchens grausam, und Tausende ihrer Schwestern würden es die höchste Gnade ihres Gottes nennen, wenn sie der König von Dahomey würdig finden sollte, sie unter seine Weiber aufzunehmen. Ich nenne es ein beneidenswerthes Loos!“ sagte Sarzan und blickte Buardo ebenso erstaunt als unwillig an.

„Ich nenne es den qualvollsten lebendigen Tod, einem solch blutdürstigen Ungeheuer, einer solchen reißenden Bestie anzugehören, wie dieser König ist, der nur zur Unterhaltung Hunderten seiner Unterthanen eigenhändig die Köpfe abgeschlagen und seinen Thron mit ihren Schädeln geschmückt hat, der zu seinem Vergnügen seinen Frauen den Leib aufschneidet und Kinder lebendig am Feuer röstet. Und an ein solches Thier willst Du dieses edle Mädchen verhandeln — glaubst Du an keinen Gott und fürchtest Du dessen Zorn nicht?“ rief Buardo mit wilder Entrüstung und blickte bald auf Sarzan, bald auf die zitternde Sclavin.

„Nenne es, wie Du willst, ich weiß, daß Semona's Liebe einen Tiger in ein Lamm verwandeln wird; wenn Du aber soviel Mitleid für sie hast, so kaufe Du sie doch selbst!“ entgegnete der Händler und richtete seinen beobachtenden Blick auf den Jüngling.

„Ich kaufe keine Menschen!“ erwiderte dieser mit einem verächtlichen Ton und sah dann mit einem Seufzer nach Semona hin, als diese seinem Blick begegnete, ihre schönen Augen wehmüthig und trostlos auf ihn heftete und, ihre Hände über ihrer Brust faltend, zitternd auf die Kniee sank.

Sie hatte keine Worte, sie hatte nur Thränen, um dem theilnehmenden Fremden ihre tiefe Verzweiflung zu klagen; diese Zeugen ihres ungeheuren Schmerzes fielen wie Diamanten auf ihre sammet-schwarzen kleinen Hände, und zagend hob sie abermals ihren thränen-schweren Blick zu Buardo auf.

„Was forderst Du für das Mädchen?“ rief dieser jetzt, von dem Zauber überwältigt, den die Negerin über ihn ausübte, und hob sie mit tröstendem Händedruck von ihren Knien auf. Dann fuhr er, zu dem Händler gewandt, fort:

„Ich kaufe sie nicht, um sie als Eigenthum zu besitzen, ich kaufe sie, um sie frei und unabhängig in ihre Heimath zurückzusenden. Nochmals, was ist der Preis?“

„Laß das bis morgen, ich bin schläfrig; morgen wollen wir handeln. Willst Du noch mit Semona reden, so erlaube, das Corzaris Euch Gesellschaft leiste. Gute Nacht und gute Träume!“ antwortete Sarzan, warf sich auf seine Kissen und schloß die Augen.

Buardo hielt immer noch die Hand der schönen Semona in der seinigen, es war ihm, als fühle er ihre Gedanken, ihr Flehen durch seine Hand nach seinem Herzen strömen, er glaubte die Schläge des irdigen in seiner Rechten zu empfinden, es kam ihm vor, als ob dieselben mit jedem Augenblick heftiger und stürmischer würden, und er erkannte nicht, daß es seine eignen Pulse waren, die in solch zunehmender Eile jagten. Wohl aber sah er, daß Semona's Busen sich höher und schneller hob und daß sie ihre Athemzüge gewaltsam zu mäßigen suchte. Ihre Hand war so klein, so weich, so zart, sie bebt so leise.

„Komm, schöne Semona, laß uns dort unter jener Palmengruppe den Rest der Nacht zubringen, Du mußt mir Dein vergangenes Leben schildern; Corzaris wird bei uns bleiben!“ sagte Buardo endlich zu der Negerin und legte seinen Arm sanft über ihre weiche Schulter, um sie nach dem bezeichneten Platz zu geleiten. Willig gab sie seinem leisen Drucke nach und ließ, dicht an seiner Seite dahingleitend, ihre Hand in der seinigen ruhen.

Corzaris hatte Buardo's Teppich aufgenommen und breitete denselben für ihn und für Semona zwischen hohen Palmen unter einer dichtbelaubten, mit süßduftenden Blüthen überfüeten Myrthe aus, wonach sie sich selbst in einiger Entfernung unter einer leicht vom Wind bewegten Fächerpalme niedersezte.

„Aengstige Dich nun nicht mehr, süßes Mädchen, ich will Dich aus den Händen dieses herzlosen Mannes befreien; Du sollst nicht nach Abomey zu jenem Ungeheuer gebracht werden. Vertraue auf mich und habe Muth, ich meine es gut mit Dir und werde Dich retten!“ hob Buardo mit bewegter Stimme an, indem er das Kissen für die schöne Schwarze hinter sie gegen den Baumstamm legte und, ihre kleine Hand wieder erfassend, sich neben ihr niederließ.

„Wodurch verdiene ich solche Güte, wie kann ich sie jemals lohnen?“ sagte Semona beklommen und schüchtern und sah vor sich nieder.

„Du verdienst sie tausendmal dadurch, daß Du gut, brav, verlassen und verfolgt bist,“ antwortete Buardo rasch und setzte dann leiser hinzu: „und daß Du so schön, so lieb bist.“

Unwillkürlich preßte er dem schönen Mädchen bei den letzten Worten die Hand, die unbeweglich in der seinigen ruhte.

Eine Pause trat ein, Beide versanken in sich selbst; Buardo dachte an Semona und Semona dachte an Buardo. Der Mond warf seinen Abschiedsblick durch den Tropenwald auf die beiden schönen schwarzen

Gestalten, über ihnen rauschten die Wipfel der Palmen in der lauen Nachtlust, und die Wellen des Stromes murmelten leise unter dem nahen Ufer.

„Woran denkst Du, Semona?“ fragte Buardo und spielte mit ihrer kleinen Hand.

„An Dich und an Deine Güte und an die Schuld, in die ich durch sie verfall.“

„Wenn Du es wüßtest, Semona, wie der Gedanke, Dir einen Liebesdienst erzeigen zu können, mich schon so überglücklich macht, dann würdest Du auch wissen, daß ich bei Dir zum Schuldner werde. Solch Glück, süßes Mädchen, habe ich noch nie empfunden!“ sagte Buardo mit wärmerem Ton und neigte seine Lippen zögernd auf die zarte Hand der Sclavin. Sie zog sie nicht zurück, obgleich sie fühlte, daß sie zitterte, und Buardo ließ seine Lippen auf ihr verweilen, als sollten sie sich nimmer wieder von ihr trennen. Uebermals verstummte die Unterhaltung mit Worten, desto lebendiger aber tauschten beide die Gefühle im Geiste gegenseitig aus, die zum ersten Male in ihrem Leben in ihre Herzen einzogen.

„Du gutes, herziges Mädchen, sage mir, was in der Welt kann Dich ganz glücklich machen? Sage es mir, ich bitte Dich, sage es mir, wenn Du mir gut bist. Ich habe Macht, ich habe Reichtümer. Alles, was ich begehre, gebe ich hin, um Dir einen Wunsch zu erfüllen!“

„Buardo!“ sagte Semona mit leiser, seelenvoller Stimme, neigte ihr schönes Haupt und hob des Jünglings Hand an ihre brennenden, vollen Lippen.

Wie ein electrischer Funke schoß es von der Hand, wo sie die Lippen des reizenden Mädchens berührt hatten, durch alle Nerven Buardo's.

„Semona, engelsüße Semona, das war zuviel, ich bin ja Dein Slave! — Du, sei meine Herrin, meine Gebieterin, meine Göttin!“ rief er in stürmischer Bewegung, warf sich vor ihr nieder und öffnete, stehend nach ihr aufsehend, seine Arme.

Der Mond stahl sich mit seinem letzten Blick durch das Niesenlaub des Waldes und war Zeuge, wie Semona dem liebebeglühenden Jüngling an das Herz sank, dann verbarg er sich hinter dem undurchdringlichen Dickicht und die Schatten der Nacht warfen ihren Schleier um das in erster Liebe träumende, glückselige Paar.

Das Licht des Morgens zitterte durch den Wald und glänzte wie Silber auf den wehenden, ungeheuren Fächern der Palmen, als Corzaris zu den Liebenden trat und ihnen sagte, daß ihr Herr erwacht sei und seines Gastes harre. Buardo behielt die Hand der Geliebten in der seinigen und leitete die Glückliche nach dem Zelte ihres Herrn, dort schieden sie mit noch einem Blick, in dem alle die unzähligen Versicherungen und Betheuerungen ihrer ewigen treuen Liebe, die sie während der Nacht ausgetauscht hatten, enthalten waren.

„Du hast Dich an der herrlichen Nacht erfreut,“ sagte Sarzan zu dem jungen Negerfürsten, als er ihm zum Morgengruß die Hand reichte. „Semona hat Dir wohl ihr ganzes Leben von ihrer Kindheit an schildern müssen? Sie ist von gutem Herkommen, ihr Vater besitzt große Heerden und viele Kameele. Das Mädchen ist gut und sitzsam erzogen und so schön, wie sie, hast Du wohl noch nie eine Negerin gesehen?“

Buardo fühlte sich verlegen, er hatte nicht ein Wort von Semona über ihre Vergangenheit gehört, die Gegenwart hatte Minute für Minute all ihr Denken, all ihr Sinnen und Trachten geseffelt.

„Sie ist ein gutes, braves Mädchen, und das ist der Grund, weshalb ich sie von Dir kaufen will,

damit sie nicht in die thierischen Hände jenes Tyrannen von Dahomey fallen möge. Was forderst Du für Semona?“

„Wir wollen erst unser Morgenmahl einnehmen und nachher können wir darüber reden!“ erwiderte der Händler und sah mit Wohlgefallen, wie Buardo seine Leidenschaft für die Sclavin vor ihm zu verheimlichen suchte.

„So will ich zuerst nach meinem Lager gehen und sehen, ob dort Alles in Ordnung ist; meine Leute warten wahrscheinlich schon auf mich, um weiter zu ziehen; sie sind die besten Säger aus den Dana-Gebirgen!“ sagte Buardo zu dem Händler.

„So bleibe nicht zu lange, Corzaris wird uns bald bedienen wollen!“ rief dieser dem Jüngling nach und sank dann nachdenkend auf sein Polster zurück.

Raum hatte Buardo sich aber entfernt, als Corzaris rasch zu ihrem Herrn eilte und sich mit einem schlauen Lächeln neben ihm auf dem Teppich niederließ.

„Du kannst einen hohen Preis für Semona fordern, Herr!“ hob sie leise an und warf einen Blick auf das Zelt hinter ihr. „Der Königssohn hat sich in die Sclavin verliebt und ich glaube, er sagte die Wahrheit, indem er ihr immer wieder auf's Neue versicherte, sie sei seine erste Liebe. Daß Semona nie früher einen Mann im Herzen getragen hat, ist sicher, denn sie war überfelig; bald weinte, bald seufzte sie, und die Zärtlichkeit dieser beiden Neulinge in der Liebe kannte gar keine Grenzen. Das war ein Schnäbeln und Girren wie von einem Paar Tauben. Er hat ihr ewige Treue geschworen und sie soll seine einzige Frau werden. Du bekommst das Mädchen gut bezahlt und bist der Mühe überhoben, noch Monate lang sie zu pflegen und zu warten wie eine Prinzessin; ihr Werth ist ja doch eigentlich nicht groß, sie kann nicht tanzen, kann nicht Musik machen, ist schweigsam und blöde und kann ja nicht lieben.“

Sarzan hatte Corzaris während ihrer Rede lächelnd angesehen und sagte dann: „Und Du hast Dich doch immer vor den Reizen dieses unerfahrenen Mädchens gefürchtet, weil Du fühltest, daß dieselben meiner Liebe zu Dir gefährlich werden könnten. Sei unbesorgt, Corzaris, auch wenn ich sie nicht an Buardo verkaufe, so hast Du nichts von ihr zu fürchten: das Capital, welches größtentheils in ihrer Unerfahrenheit liegt, ist zu bedeutend. Sie ist zwar sehr schön.“

„Und kann nicht lieben und nicht erheitern!“ entgegnete Corzaris geringschätzend.

„Sie hat den ersten Unterricht ja nun empfangen und Du sagst ja selbst, daß sie sich sehr gelehrig angestellt habe,“ bemerkte Sarzan lachend und setzte hinzu: „Sieh Dich zufrieden, ich hoffe, Buardo zahlt mir einen guten Preis für sie.“

Bald kam der junge Mann zurück und Corzaris reichte ihm und ihrem Herrn das Morgenbrod, dann zündeten sie Beide Pfeifen an und legten sich einander gegenüber auf ihre Teppiche.

„Ich dürfte Dir eigentlich das Mädchen nicht verkaufen,“ hob der Händler nun an und blies eine dicke Rauchwolke in die Höhe; „ich habe dem Könige von Dahomey versprochen, ihm eine solche Negerin zu schaffen, und ich würde Ehre mit ihr einlegen; der König zahlt mir jeden Preis für sie, denn unter seinen vielen Tausend Weibern hat er ihres Gleichen an Schönheit nicht.“

„Du würdest eine Sünde begehen, wolltest Du sie diesem wilthen Thiere in die Hände liefern!“ entgegnete Buardo ernst.

„So wenig, als ob ich ihm einen Ballen Kaffee verhandle; habe ich sie nicht zum Verkaufen erstanden?“

„Sie ist aber keine Negerin wie die im Lande Dahomey, sie fühlt ihr Geschick, und Du würdest sie grenzenlos unglücklich machen. Kann Dir das gleichgültig sein, zumal wenn Dir eine Gelegenheit geboten wird, sie ohne Deinen Nachtheil vor solchem Unglück zu bewahren?“

„Wenn dies geschehen kann, so bin ich auch bereit, ihr Glück zu berücksichtigen. Ich fordere zweitausend Pfund Elfenbein für sie!“ jagte Sarzan und heftete seinen Blick auf Buardo.

Dieser fuhr erschrocken auf und wiederholte: „Zweitausend Pfund Elfenbein?“ mit einem Tone des Erstaunens und der Entrüstung. „Zweitausend Pfund Elfenbein? Soviel würdest Du in meinem ganzen Lande nicht aufstreifen können; das kann nur Dein Scherz sein.“

„Mein vollster Ernst. Es ist ja nur eine For-

derung; ob Du darauf eingehen willst oder nicht, steht bei Dir.“

„Es heißt mit andern Worten, daß Du mir das Mädchen nicht verkaufen willst; denn daß ich Dir diesen Preis nicht zahlen kann, weißt Du. Stelle mir eine vernünftige Forderung!“

„Es bleibt dabei. Was Du nicht in Elfenbein zahlen kannst, nehme ich in Gold. Es wird viel Goldstaub bei Euch gesammelt,“ versetzte der Händler.

„Und wenn ich meine sämtlichen Unterthanen plünderte, so würde ich die Summe nicht zusammenbringen. Nochmals, stelle mir einen vernünftigen Preis!“ entgegnete Buardo heftig.

„Kannst Du diesen nicht zahlen, so geht das Mädchen mir mir, der König von Dahomey zahlt ihn mir gern!“ sagte Sarzan ruhig und sank tiefer auf sein Lager.



Strassenkehrer in Florenz. (S. 11.)

„Das wird sie nicht, so wahr die Sonne dort über dem Palmenwalde aufsteigt!“ rief Buardo mit begeisterter, drohender Heftigkeit. „Semona wird nie in die Macht jenes Ungeheuers gerathen. Ich bin bereit, Dir einen sehr hohen Preis zu zahlen; bestehst Du aber auf Deine jetzige Forderung, so gebe ich Dir zu bedenken, daß Du in meiner Gewalt bist, denn Deine Diener können Dich gegen meine Jäger nicht schützen. Semona ist mein und geht mit mir, so wahr ich Buardo heiße!“

Sarzans Gesicht hatte sich verfinstert, seine Brauen hatten sich zusammengezogen, seine Augen blitzten Wuth und seine sehnige Hand hatte sich krampfhaft um das lange Rohr seiner Peise gepreßt. Sein Zorn und sein Eigennuß kämpften augenscheinlich einen verzweifelten Kampf in ihm.

„Ist das der Dank dafür, daß ich Dich mit aller Gastfreundschaft in meinem Lager, bei meinem Feuer aufnahm — willst Du mich dafür berauben?“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor und heftete seinen wild flammenden Blick auf Buardo, als wollte er ihn damit durchbohren.

„Davor bewahre mich der Gott, dem ich Gehorsam und Ergebenheit geschworen habe!“ entgegnete dieser mit milderer Stimme; „doch will ich mich nicht von Dir berauben lassen. Ich will Dir geben, was in meinen Kräften steht, und das ist mehr, viel mehr, als Dir irgend Jemand für Semona bieten wird. Stelltest Du dem Könige von Dahomey die mir gemachte Forderung, so würde er selbst Dir den Kopf abschneiden und sich einen Trinfbecher aus Deinem Schädel machen lassen. Sei darum billig und vernünftig,

Sarzan, laß uns Freunde bleiben, ich werde es Dir ewig danken; Semona muß und soll mein werden!"

"So mache mir ein Gebot," entgegnete der Händler mit bebenden Lippen und that sich Gewalt an, ruhig zu erscheinen.

"Ich will Dir geben, was ich kann. Ich werde noch heute einen Boten an meinen Vater senden und diesen bitten, mir alles Elfenbein und alles Gold zu schicken, das er aufreiben kann. Du sollst zufrieden sein, Sarzan. Gib mir Deine Hand und laß uns Freunde bleiben!" jagte Buardo mit überredender Gutmüthigkeit und hielt dem Händler seine Rechte hin. Dieser nahm sie, wenn auch augenscheinlich mit Widerwillen, und sagte mit erzwungener Ruhe:

"Mehr, als Du geben kannst, will ich nicht von Dir verlangen, ich will Vertrauen in Deine Rechtlichkeit setzen."

"So sende einige Deiner Diener und sechs Kamelle mit meinem Boten; sie reisen schneller, als Pferde, und tragen schwerer. Du darfst mir trauen, Sarzan, ich werde Dir einen sehr hohen Preis für Semona zahlen."

Die Züge des Händlers beruhigten sich mehr und mehr und man konnte es ihm ansehen, daß der in Aussicht gestellte Gewinn seine Erwartungen zwar befriedigte, daß er sich aber gegen die Gewalt, die ihm angethan wurde, mit bitterm Groll auflehnte.

"Ich bin es zufrieden, befehl aber Deinem Boten Eile an, damit mir nicht zu viel Zeit verloren gehe. Zeit ist Gold!" entgegnete Sarzan und rief dann einen seiner Diener herbei, dem er den Befehl gab, die Kamelle zu rüsten.



Eosantische Soldaten. (S. 11.)

II.

Noch am selbigen Tage sollte die kleine Karavane, von dem Kundigten der Jäger geführt, das Lager verlassen, und dieser erhielt ein Schreiben Buardo's an dessen Vater, den König der Annagu's, worin er demselben seine Wünsche in Bezug auf eine möglichst reiche Sendung von Elfenbein und Goldstaub aussprach.

Schon vor Anbruch des Tages waren mehrere von Buardo's Leuten auf die Jagd gezogen und kehrten gleich nach Sonnenaufgang mit dem Fleisch eines riesigen Rhinoceros und mit mehreren erlegten Anti-

lophen zurück, wodurch beide Lager mit frischen Lebensmitteln im Ueberfluß versehen wurden.

Der leichte Wind, der während der Nacht in den lustigen Wipfeln der Palmen gespielt hatte, war zur Ruhe gegangen, kein Lüftchen bewegte die Atmosphäre, und an dem hohen, durchsichtigen blauen Aether war nirgends eine Wolke zu erblicken. Die prächtig gefiederten Vögel, die seit Tagesanbruch das grüne Laubdach über Sarzan's Lager durchschwirrt und den Wald mit ihren Stimmen belebt hatten, waren verstummt und versteckten sich vor den Blicken der aufsteigenden

Sonne in dem tiefsten Dunkel des Laubes. Mit jeder Secunde mehrte sich die Hitze, die Pflanzen neigten die Häupter und die unbewegte Luft zitterte in der Gluth der Sonnenstrahlen. Die Pferde und Kameele hatten die Weide verlassen und sich unter schützenden, dicht-belaubten Bäumen niedergelegt, und nur die Alligatoren lagen hier und dort an den Ufern der Ströme mit offenem Rachen leuchtend hingestreckt und schienen sich der sengenden Sonnenhitze zu erfreuen.

Im Lager Sarzau's herrschte Todtenstille. Der Händler selbst ruhte unter dem dunkeln Schatten des großen Zeltes, dessen Teppichwände zu beiden Seiten aufgezogen waren, um der Luft mehr Spielraum zu geben, und neben ihm auf seinem Lager sah Gorzaris und schwang einen großen Fächer von indischen Pfauensehern langsam über ihrem Herrn hin und her. Alle Sclavinnen und Diener hatten sich unter schützende Dächer von Matten und Teppichen geflüchtet und pflanzten in deren Schatten der unbeweglichsten Ruhe. Nur Buardo und Semona schienen noch dem regen Leben anzugehören, ihrem Glück konnte die Alles überwältigende Gluth keinen Augenblick rauben. In traulichem Gespräch saßen sie unter demselben blühenden Myrthenbaum, unter dem sich ihre Herzen in vergangenener Nacht zuerst gefunden; sie hatten sich ja so Vieles, so Unzähliges zu sagen, und doch hätten sie dies Alles in die wenigen Worte zusammen fassen können: daß sie sich grenzenlos und glühend liebten und sich einander ewig angehören wollten. Dennoch war jede neue Versicherung dieser unendlichen Liebe immer wieder neu und beglückend und fesselte sie gegenseitig mit immer engeren Zaubervanden. Semona war heute so unbeschreiblich schön, ihre großen, herrlichen Augen glänzten in so milder, hingebender Sonne, ihre reizenden, feischen Lippen waren von so selbigem Lächeln umspielt, und jede Bewegung ihres schönen Körpers war so grazios und doch so lieblich und natürlich! Sie hatte prächtige goldene Spangen um ihre vollen, weichen schwarzen Arme gelegt, ein reiches Verlenband hing über ihren schwellenden Busen und um die glänzenden Löckchen ihres schönen Kopfes lag eine Guirlande von wundervollen feischen Blumen gewunden, die Buardo in der Frühe für sie gesammelt hatte. Von dem Arm des Geliebten umschlungen, schmiegte sie sich an seine Brust und ließ seine Rechte in ihren kleinen Händen ruhen.

„Du hast mir aber noch Nichts über Deine Heimath, über Deine Vergangenheit mitgetheilt, beste, süßeste Semona!“ sagte Buardo endlich, nachdem er der Geliebten wieder unverbrüchliche, ewige Treue geschworen.

„Du hast mir ja noch keine Zeit dazu gegeben und ich habe sie mir noch nicht genommen; wo könnten wohl meine Gedanken mehr Glück, mehr Seligkeit finden, als in der augenblicklichen Gegenwart?“

„Diese Seligkeit soll uns doch nicht für einen Augenblick verlassen, wenn wir auch der weniger glücklichen Vergangenheit gedenken, mein süßes Lieb! Komm, sage mir, wo ist Deine Heimath und wer sind Deine Eltern?“ erwiderte Buardo und ersticke durch einen innigen Kuß für einen Augenblick die Antwort auf den brennenden Lippen der schönen Negerin.

„Südöstlich von Libesty in den Bergen bei Segah wohnen meine Eltern und durchwandern Jahr aus Jahr ein mit ihren Heerden die reichen Thäler zwischen denselben. Ich bin die älteste von acht Schwestern und wurde achtzehn Jahre alt, als mir mein Vater anzeigte, daß er mir einen reichen Herrn verschaffen wolle. Du weißt, Buardo, bei uns ist es Brauch, daß die Mädchen von ihren Eltern verkauft werden, weniger

des Geldes halber, welches diese aus ihnen lösen, als darum, weil sie glauben, das Glück ihrer Kinder dadurch zu begründen. Welchem Glück mich mein Vater dadurch entgegenführte, weißt Du, Herzinnig-geliebter! Wie unglücklich würde ich geworden sein, hätten es die Götter nicht gut mit mir gemeint und Dich mir als Retter zugeführt!“

Eine Thräne des Schmerzes und der beglückendsten Dankbarkeit glänzte bei diesen Worten in dem dunkeln Auge des lieblichen Mädchens, und Buardo küßte sie mit stürmischer Leidenschaft hinweg, indem er sagte:

„Und Dich mir als Engel zugeführt, der mein Leben in einen irdischen Himmel verwandeln sollte. Ich schreibe diese Gnade, diese Barmherzigkeit aber nur einem Gotte zu, beste Semona, nur einem gütigen, liebevollen Schöpfer der unzähligen Welten, die unsere Augen wahrzunehmen im Stande sind. Wie könnte eine solche Ordnung, eine solche Uebereinstimmung und ein solches Sineandergreifen und Zusammenwirken in dem ganzen Weltall herrschen, wenn viele Götter bei dessen Erschaffung mitgewirkt hätten? Ich bin Christ und danke diesen Glauben den frommen, weisen Männern in der Mission von Cape Coast im Lande der Fantis an der Küste des großen Meeres, wohin mich mein Vater als Knabe sandte und mich dort erziehen ließ. Die Verschiedenheit unseres Glaubens aber, süßes Mädchen, kann unserer Liebe niemals Abbruch thun; vielleicht wählst Du später auch selbst den meinigen. Keinenfalls ist es ein guter Glaube, der dem einen Menschen erlaubt, den andern zu verkaufen, und selbst unter meinem Volke, welches auch noch viele Gottheiten verehrt, hält man es nicht für Recht, mit Menschen Handel zu treiben. Zwar ist es auch bei uns dem Manne erlaubt, so viele Frauen zu halten, als er ernähren kann, der Christ aber darf nur eine Frau haben; willst Du denn diese meine eine Frau werden, Du mein einziggeliebtes Mädchen?“

„Ob ich es will, mein Buardo? Wird mich Deine ungetheilte Liebe nicht überglücklich, grenzenlos selig machen? Weißt Du nicht, küßst Du es nicht, daß auch in meinem Herzen nur Raum für einen Mann, nur für Dich, mein Heißgeliebter, in alle Ewigkeit sein wird?“ entgegnete die glückliche Semona mit leiser, hinstrebender Stimme, schlang ihre zarten Arme um den geliebten Jüngling und preßte ihn mit seelenvoller Innigkeit an ihr hochschlagendes Herz.

Die Liebenden würden nicht daran gedacht haben, daß der Mensch, um zu leben, auch Nahrungsmittel zu sich nehmen müsse, wenn nicht Gorzaris sie daran erinnerte und sie aufgefordert hätte, sich nach dem Zelte ihres Gebieters zu begeben und dort das späte Mittagsmahl einzunehmen. Mit Leidwesen, sich, wenn auch nur für kurze Zeit, zu trennen, folgten sie der Aufforderung, doch mit dem Versprechen, sich baldmöglichst wieder auf ihrem Lieblingsplatz zusammenzufinden.

Der Tag neigte sich und die Strahlen der Sonne verloren schon ihre verzehrende Gewalt, als Buardo das Zelt Sarzau's verließ und sich nach dem Lager seiner Leute begab, um die Karavane abreißen zu sehen. Er gab derselben außer dem Führer, der den Brief an seinen Vater trug, noch drei Jäger bei, und von Sarzau waren vier seiner Diener erwählt, die den Zug mit sechs Kameelen begleiten sollten. Alle waren gut bewaffnet, sowie mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, und als die Sonne hinter dem fernen, niedrigen Horizont versank, verließen die Reisenden das Lager, setzten in kurzer Entfernung oberhalb desselben über den Strom und verschwand bald darauf in der Staubwolke, die hinter ihnen aufwirbelte, vor den Blicken des ihnen nachschauenden Buardo. Alle seine heißesten

Wünsche für eine baldige glückliche Rückkehr begleiteten sie und immer noch stand er und schaute dem in blauer Ferne verschwinnenden Staubwölkchen nach, als ein weicher Arm sich leise um seine Schulter legte und Semona ihn an ihr Herz drückte. Die Ungeduld, die Sehnsucht nach dem Geliebten hatte ihr keine Ruhe im Lager gelassen, sie war ihm gefolgt und hatte sich ihm so leise und geräuschlos genahet, daß es ihr vollkommen gelungen war, ihn so urplötzlich zu überraschen.

„Meine Semona, mein geliebtes Mädchen!“ rief Buardo in seiner glücklichen Ueberraschung aus.

„Mein Buardo, mein Alles, mein Leben!“ flüsterte die schöne Negerin mit zärtlicher Stimme, indem sie sich fester in seine Arme schmiegte.

Die Sonne war versunken, der Abendhimmel glühte in Purpur und Gold über der weiten, wüsten Landschaft, in der hier und dort lange gelbe Streifen unwirthsame sandige Flächen bezeichneten, zwischen denen sich frischgrüne Inseln erhoben, aus welchen üppige Palmenhaine emporstiegen. Der Abendwind war wieder erwacht, auf seiner erfrischenden Kühle schwebten rothe und weiße Reiher über der rauschenden Fluth, und wohlthuend umspielte sein leiser Hauch die schönen Gestalten der beiden Liebenden.

Arm in Arm wandelten sie schweigend am Ufer hin, durch die feierliche Ruhe, die rund um auf der Gegend lag und die nur von dem Rauschen der Wogen und von dem Plätschern der goldenen Fische unterbrochen wurde, die spielend aus der Fluth emporsprangen. Die Nacht bebte über die Erde, als Buardo mit der Geliebten das Lager Sarzan's erreichte, da stieg der Mond roth und glühend über dem Hüggelland an den Ufern des Zirmisflusses auf und beleuchtete die höchsten Wipfel der Palmen, die sich aus dem Hain, in welchem das Lager stand, erhoben. Das Feuer vor Sarzan's Zelt war schon angefaßt und verdrängte mit seinem rothen Licht die Schatten, welche noch auf dem Grunde des Waldes lagen, und der Händler selbst ruhte vor seinem Zelte auf weichen Teppichen.

„Haben die Leute ihre Reise angetreten und hast Du ihnen Gile anempfohlen?“ fragte er Buardo, als dieser sich in seiner Nähe niederließ, um sich mit ihm von Gorzaris bei der Abendmahlzeit bedienen zu lassen.

„Sie sind schon viele Meilen von hier, mein Auge ist ihnen bis in die blaue Ferne gefolgt. Spät und früh werden sie reiten, und ehe der Mond seine neue Sichel zeigt, kehren sie sicher mit reicher Ladung für Dich hierher zurück. Du sollst mit Buardo zufrieden sein!“ entgegnete dieser und Sarzan nickte einigemal mit dem Kopfe.

Die Bereitung des Abendessens nahm alle Geduld Buardo's in Anspruch; er wäre gern, ohne an dem Mahl Theil genommen zu haben, nach dem Myrthenbaum geeilt. Endlich brachte Gorzaris die Speisen und den dampfenden Kaffee; doch so sehr Sarzan sich an dem Genuß derselben ergözte, so wenig Geschmack konnte Buardo ihnen abgewinnen. Wieder und wieder blickte er nach dem großen Zelt des Händlers, in welchem Semona sich befand, und als er diese endlich aus demselben hervor und in dem, zwischen den Palmen zitternden Mondlicht dahingleiten sah, sprang er rasch auf und lehnte es ab, bei dem Händler noch eine Pfeife zu rauchen. Mit eiligen Schritten hatte er die Geliebte erreicht, die ihm mit offenen Armen ihres Herzens Willkommen zurief, und bald saßen sie wieder in ihrem Paradies unter dem Myrthenbaum, wo Buardo den Teppich, den er auf seinem Arm trug, für die Theure ausbreitete.

Der Mond stieg höher und höher, wärmer und beseligender schlugen die Herzen der beiden Liebenden,

und heller und glühender flackerten die Flammen des Feuers vor dem Zelte Sarzan's empor. Bald ertönte von dorthier auch wieder rauschende, wilde Musik, die von den Sclavinnen des Händlers angestimmt wurde, deren heute Nacht ein ganzes Duzend vor dem Herrn tanzte.

Buardo und Semona aber verschlossen ihr Ohr vor jenen wilden, betäubenden Weisen, sie wandten sich ab von dem blendenden Schein des Feuers; süßere, mildere Klänge durchbebten ihre Seelen und eine zartere, heiligere Gluth, mild und schmachkend, wie das Licht des Mondes, durchströmte ihre Herzen.

Die Stunde der Mitternacht war schon nahe, als die Musik verrauschte, das Feuer vor Sarzan's Zelt erlosch und der Wald in lautlose Ruhe versank. Nur unter dem Myrthenbaume hörte man noch die leisen Worte der Liebe von Buardo's und Semona's Lippen, und hoch über ihnen säuselten die Palmen in der kühlenden Abendluft.

(Fortsetzung Lief. 2.)

Bilder aus Florenz.

Von M...

Die Perle unter allen italienischen Städten ist unstreitig Florenz; Neapel mag es an Naturschönheiten übertreffen, aber ihm fehlt jener feine geistige Duft, der über der Stadt der Medicäer schwebt. Auch sind die Lazzaroni eine Menschengattung, die zwar viel Originelles, doch auch viel Abstoßendes hat.

Und unwillkürlich knüpft sich an Neapel die Erinnerung an das bourbonische Regiment, so wie alle Blutgräuel, die es in seinem Gefolge gehabt hat, während Florenz durch den Genius eines Dante, eines Michel Angelo, eines Tasso wie geweiht erscheint.

Durch ihr Sommerklima gehört die Stadt dem Süden, durch ihr Winterklima dem Norden. Sie hat die Frühlingszephyre Italiens und den kalten Reif der Städte des mittleren Deutschlands, die lauen Winde, welche den Orangenhainen zuträglich sind, und die kühlen Brisen, die besonders in Italien den Nerven der nördlichen Reisenden ihre Spannkraft wiedergeben. Die gemischte Temperatur bebagt namentlich den Engländern. Die Hotels von Florenz wimmeln von lebenden Ladies und Gentlemen und die campi santi von den Epitaphen gestorbener.

Hier sind sie sicher von dem Spleen, der vampyrartig an ihrem Herzen mitten im Schooße der Reichthümer beider Indien nagt. Rom ist ein großer Kirchhof voll Ruinen, voll Melancholie — Florenz ein prachtvolles Museum von majestätischen Kirchen; herrlichen Palästen, zauberischen Statuen und Gemälden. In Rom wird man auf jedem Schritt und Tritt an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert, besonders jetzt, wo das Papstthum selbst in einer langen, qualvollen Agonie sich befindet, in Florenz lacht uns trotz der politischen Aufregung, die auch hier, wenngleich in geringerem Maße, herrscht, überall blühendes Leben entgegen.

Die artigen Florentiner Blumenmädchen, wie sie unsere an Ort und Stelle aufgenommene, also gewiß treue Illustration aufweist (S. 12), wetteifern an Grazie mit denen Venedigs, und die jugendlichen Helben Toscana's, die in ihren Uniformen auf den Promenaden eine Hauptrolle spielen (S. 9), wetteifern, an martialischem Aussehen mit den österreichischen Offizieren in der Lagunenstadt, aber — nicht zu ihrem Vortheil.

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Sklavenleben
von

f. A. Strubberg (Armand).*) Illustrirt von G. Kartsch.



Guardo, den Löwen erlegend. (S. 34.)

(Fortsetzung.)

Plötzlich erdröhte der Wald wie Donner, und die furchtbare Stimme eines Löwen ließ die Erde erzittern. Entsetzt preßte Buardo die Geliebte an sein Herz und riß den Dolch aus seinem Gürtel hervor. Sein Auge stierte spähend zwischen den Riesenstämmen des Waldes hin, um in den einzelnen, durch das hohe Laubdach fallenden Mondlichtern den furchtbaren Feind zu erkennen. Jetzt bewegte es sich in dem Schatten, die mähenummogte Gestalt des Löwen trat hervor und schritt lautlos mit majestätischem Gang durch den Wald. Kaum noch dreißig Schritte von Buardo und Semona entfernt, blieb das Königsthier zwischen ihnen und der Kohllengluth vor Sarzjan's Zelt stehen, richtete sein mächtiges Haupt nach deren rothem Schein hin, schwang den gewaltigen Schweif hoch durch die Luft und stieß nun sein Donnergebrüll abermals mit solcher Gewalt aus, daß es dröhnend durch den Wald schallte und das Echo in weiter Ferne die Stimme dieses Herrschers der Wildniß wiederholte. Semona zitterte in dem Arm ihres Geliebten, der sich fest an den Baumstamm drückte, um in dessen Schatten dem Blick des furchtbaren Feindes zu entgehen. Beide wagten es kaum, zu athmen, und hörten mit Bangen die Schläge ihrer eigenen Herzen. Doch der Löwe schien seine Aufmerksamkeit nur auf die Kohllengluth und die ihm fremden Zelte zu richten, wieder ließ er seine Stimme donnern, als wolle er seine Entrüstung über das Eindringen von Fremdlingen in sein Reich zu erkennen geben, und wandte dann sein Haupt nach der Richtung hin, von woher er die Pferde und Kameele witterte. Eilig und geräuschlos schritt er durch den Wald, und schon hörte man die verwirrten Tritte der Thiere auf der Weide, als Buardo die Geliebte auf seinen Arm hob und im Flug mit ihr nach Sarzjan's Zelt eilte. Dort hatten sich sämmtliche Diener mit Waffen um ihren Herrn geschaart, als Buardo seine theure Bürde niederlegte und, sein Doppelgewehr ergreifend, davonsprang.

„Buardo, mein Buardo!“ rief Semona verzweifelt ihrem Geliebten nach, doch dieser hörte sie nicht und hatte in wenig Augenblicken das Ende des Waldes erreicht, wo er in dem hellen Licht des Mondes die entsetzte Schaar der Pferde und Kameele in wilder Flucht nach allen Richtungen hin über die Weide jagen sah. Zugleich ließ der Wüstenherrscher seinen Schlachtruf ertönen und folgte in ungeheuren Säßen seiner erwählten Beute. Buardo erkannte in der verschwimmenden Ferne, wie der Löwe sich rasch einem fliehenden Kameele näherte, jetzt hatte er es eingeholt, noch einen gewaltigen Sprung, er sah dem Thier auf dem hohen Rücken, und von der Todesangst getrieben, stürmte dieses nun in rasendem Lauf über die Grasfläche heran, um im Lager bei seinen Wärtern Rettung zu suchen. Wie eine Riesengestalt kam das mächtige Kameel mit dem kolossalen wilden Reiter auf seinen Schultern durch das Mondlicht herangesaust, daß die üppigen Pflanzen unter seinen Hufen weit hinter ihm durch die Luft flogen und die Erde unter seinen Tritten erdröhte.

Buardo stand mit dem Gewehr an der Schulter und das kühne Auge auf die dunkle Form des Löwen geheftet, an der letzten Palme des Hains, als das Kameel sich in kurzer Entfernung vor dem jungen Negerfürsten hoch aufbäumte und, mit seinem Mörder sich überschlagend, zusammenstürzte. In diesem Augenblick bligte es aus dem Rohr Buardo's, der Krach des Gewehrs donnerte durch die Nacht und der Löwe sprang, schwer getroffen, mit Wuthgebrüll von seiner Beute ab und seinem Feinde entgegen. Mit zwei ungeheuren

Sprüngen hatte er Buardo bis auf wenige Schritte erreicht, als dieser abermals Feuer gab und der Löwe ein Kad schlug. Doch im selbigen Moment war er wieder hoch, stieß abermals seinen furchtbaren Kampfruf aus und flog auf seinen Widersacher zu. Er stürzte aber gegen den nackten Stamm des Baumes, denn Buardo war hinter denselben gesprungen und stieß nun dem schon tödtlich getroffenen grimmigen Thiere seinen langen Dolch durch das Herz. Mit dumpfem Todesröcheln sank der kolossale schwarzbemähnte Löwe zusammen und zersetzte im Sterben den Schaft der Palme, die seinen Gegner vor seinen Klauen geschützt hatte. In diesem Augenblicke eilte Semona mit hochgeschwungener Art aus dem Walde hervor und, dieselbe mit einem Schrei höchsten Glückes von sich werfend, fiel sie dem Geliebten in die Arme.

„Meine Semona, Du wolltest Deinem Buardo beistehen?“ rief dieser und drückte das geliebte Mädchen an sein Herz, während sie ihre Freudenthränen an seiner Brust verbarg.

Es war ein Augenblick beseligender Wonne, in dem sich die Liebenden umschlungen hielten, und Beide dankten schweigend ihrem Gotte für die Erhaltung ihres Glückes.

„Dies abscheuliche Thier hätte mir bald meinen Buardo geraubt!“ sagte Semona im Uebermaße ihres Glückes und schmiegte sich, auf den erlegten Löwen zeigend, zärtlich an den geliebten Jüngling, worauf dieser sich über das Thier neigte, um seinen Dolch auf dessen Mähne vom Blut zu reinigen, indem er sagte: „So soll es jedem Störer unserer Liebe ergehen!“

Sie eilten nun zu Sarzjan's Zelt zurück, wo sie noch dessen sämmtliche Diener um ihn versammelt fanden, und wurden von ihnen mit lauter Freude und Bewunderung begrüßt, denn, daß Buardo unter den Klauen des Löwen seinen Geist ausgehaucht hätte, darüber waren sie alle außer Zweifel gewesen. Das getödtete Thier wurde nun im Triumph an das aufgefischte Lagerfeuer geschleift und von einigen der Sklaven seines prächtigen Kleides beraubt.

Viele von Buardo's Jägern waren auch mit ihren Waffen herbeigeeilt, da sie die Stimme des Löwen gehört hatten, und waren hoch erfreut, als sie denselben todt und ihren jungen Herrn unverletzt als Sieger erblickten.

Ungeklärt und ungetrückt schwand nun die Tage in dem Lager Sarzjan's, der Mond zeigte wieder seine Sichel und Buardo sah von Stunde zu Stunde der Rückkehr seiner Boten entgegen. Oft wandelte er Morgens und Abends mit Semona nach dem Lager seiner Leute und spähte dort von dem hohen Ufer des Stromes über die weite, öde Landschaft, um in der Ferne eine nahebe Staubwolke zu erkennen, die ihm seine rückkehrenden Reiter anmelden sollte; doch immer noch bemühte sich sein Auge vergebens.

Eines Abends bei Sonnenuntergang sah er auch mit Semona an dem grünen, saftigen Ufer und hatte ihr Blumen gepflückt, welche sie sinnig zu einem Kranze verflocht, als plötzlich sein Blick in weiter Ferne vor einer der vielen Palmeninseln ein Wölkchen gewahrte, welches sich näher zu bewegen schien. Noch einmal spähte er nach jener Richtung hin, dann sagte er mit freudiger Ueberraschung:

„Dort, Semona, dort kommen sie und bringen Dir Deine Freiheit!“

„Und Dir den unumschränkten Besitz Deiner Semona!“ entgegnete das liebende Mädchen und schlang freudetrunknen ihre Arme um den Geliebten.

Die Staubwolke nahte sich rasch und bald konnte

Buardo für Augenblicke Reiter mit Pferden und Kameelen in ihr erkennen. Der neue Mond versank und die Sterne bligten und spiegelten sich auf den Wellen des dunkeln Stromes, als die Karavane durch dessen Bogen zog und das Lager der Jäger erreichte.

Mit lautem, jubelndem Willkommen wurden die Wanderer begrüßt und Buardo erfuhr zu seiner Freude, daß die Ladung, die sie brachten, reicher war, als er es erwartet hatte.

Er geleitete sie nun zu dem Lager Sarzan's, wo den Kameelen die schwere Last der Elephantenähne abgenommen wurde, und übergab dieselben dem Händler nebst den Beuteln mit Goldstaub, die ihm sein Vater sandte.

Sarzan war überrascht und erfreut, denn auch seine Erwartung war weit übertroffen, und mit feierlichem Tone erklärte er, daß Semona von nun an das unumschränkte Eigenthum Buardo's sei. Er reichte diesem die Hand und wünschte ihm Glück zu seinem Kauf.

Semona's Freude kannte keine Grenzen, sie lachte, sie weinte, sie küßte ihrem Retter, ihrem heißgeliebten Buardo, die Hände, und wußte nicht, was sie Alles thun sollte, um ihm ihre Dankbarkeit, ihre tiefe, glühende Liebe zu erkennen zu geben, und Buardo's Herz zitterte vor Seligkeit bei dem Gedanken, daß nun sein höchster irdischer Wunsch erfüllt sei.

Schon am folgenden Morgen, als der Tag graute, nahmen sie Abschied von dem Händler und von allen seinen Dienern; Buardo hob die Geliebte auf seinen Rappen, bestieg selbst das Pferd eines seiner Jäger, und dem Ort, wo sie ihr unabsehbare Glück gefunden hatten, noch ein letztes Lebewohl zuwinkend, eilten sie von dannen, der Heimath Buardo's zu.

Nach einer beschwerlichen Reise von acht Tagen erreichten die Wanderer die erste Stadt in dem Gebirgslande der Annagus und mit Freude und Jubel begrüßten die Bewohner ihren geliebten Königssohn und dessen schöne zukünftige Frau. Ihre Erscheinung war unerwartet gekommen, weshalb man sie nicht schon außerhalb der Stadt empfangen hatte. Kaum aber wurde Buardo's Ankunft bekannt, als der Cabozir oder erbliche Häuptling der Stadt und Umgegend mit seinen Beamten, seinen Kriegern und Musikanten auf dem Marktplatz erschien und dem Sohn seines Königs seine Huldigung brachte. Er selbst und seine Beamten warfen sich nach Landesitte mit gekreuzten Armen vor ihm auf die Erde nieder und bedeckten dann ihre Häupter mit Staub. Darauf hieß der Cabozir ihn willkommen, führte ihn mit seiner Braut unter einen prächtigen, dichtbelaubten Baum und ließ ihn mit Semona auf schön gearbeiteten Strohmatte Platz nehmen. Nun begannen die Krieger, von denen nur die wenigsten Feuerwaffen besaßen, ein anhaltendes unregelmäßiges Gewehrfeuer, andere stimmten eine wilde, rauschende Musik an und noch andere führten zu Ehren des jungen Monarchen einen schwerfälligen Tanz auf. Nach Beendigung der Feier geleitete der Cabozir seine hohen Gäste nach seinem Hause, einem aus Lehmwänden aufgeführten und mit Schilf gedeckten niedrigen Gebäude mit vielen Zimmern, und wies ihnen dort eine Wohnung an. Man brachte ihnen in großen Kürbischalen schmackhaft zubereitete Speisen, die aus Mehlsbrot, gebratenem Geflügel und Kanke (Maisbrot) bestanden, und reichte ihnen Palmwein und Peto zur Erfrischung. Am folgenden Morgen gab man dem zukünftigen Könige unter lautem Jubel, Gewehrfeuer und Musik das Geleit aus der Stadt und wünschte ihm eine glückliche Reise, während schon mehrere Boten in der Nacht nach der nächsten Stadt abgesandt waren,

um dort den Cabozir von dem Besuche Buardo's im Voraus zu benachrichtigen. Mit gleicher Freude und gleicher Unterwürfigkeit wurde der junge Mann allenthalben von den Bewohnern der Ortschaften empfangen, bis er am zweiten Tage sich der Residenz seines Vaters, der Hauptstadt Zogalo, näherte. Schon eine Meile vor derselben kamen ihm die Abgesandten des Königs mit Soldaten und Musikanten entgegen, um ihn und seine Braut nach der Stadt zu geleiten. — Die Einwohner drängten sich schon an den Thoren mit Ungestüm zu ihm heran, um ihn zu begrüßen und die Braut zu sehen, von deren Schönheit man schon so viel gehört hatte. Unter fortwährendem Gewehrfeuer, tobender Musik und den Freudenrufen des Volks erreichte der Zug den Marktplatz, wo der König der Kommenden harrete und wo seine Beamten sich, zu deren Empfang bereit, aufgestellt hatten.

Kaum erkannte Buardo, über die wogende Menge hinwegblickend, den König, als er vom Pferde sprang, Semona von dem ihrigen hob und sie an seiner Hand mit ungestümer Eile seinem Vater zuführte. Beide fielen vor ihm auf ihre Kniee nieder, Beide suchten ihrem Dankgefühl Worte zu geben und Beide drückten ihre Lippen auf die Hände des Greises und benetzten sie mit ihren Thränen; doch der König hob sie zu sich auf an seine Brust, auch ihm gingen die Augen über; freudebebend preßte er die Kinder an sein beglücktes Herz, und wie ein Sturm schallte der Jubel des Volkes über den Platz.

III.

Durasso, der König der Annagus, war ein schon hochbejahrter Mann, den seine Unterthanen wegen seiner milden, verständigen Regierungsweise liebten und hochschätzten. Er war ein gewaltiger, seinen Feinden furchtbarer Krieger gewesen, hatte sein Volk in mancher blutigen Schlacht siegreich angeführt und die Unabhängigkeit desselben gegen die feindlichen Nachbarstaaten zu erhalten vermocht. Südlich von den Annagus wohnte das Volk der Mahis, mit welchem Erstere immer in Frieden gelebt hatten, doch dasselbe war seit einigen Jahren von dem König von Dahomey unterjocht worden und stand nun unter dessen Botmäßigkeit und Einfluß, woher es kam, daß die freundlichen Beziehungen zu den Annagus aufgebrochen hatten und sie sich, wenn auch nicht in offenem Kriege, doch mißtrauisch gegenüberstanden. Denn der König von Dahomey hatte, nachdem die Mahis von ihm bezwungen waren, auch einen Einfall in das Land der Annagus gemacht, war aber mit bedeutendem Verlust von ihnen zurückgeschlagen worden und hatte es seitdem nicht wieder versucht, seine Hand nach ihrer Freiheit auszustrecken. Die Annagus, obgleich auch Neger, wie die Mahis und die Dahomeys, standen in körperlicher und geistiger Beziehung viel höher, als jene, sie waren ein kräftiges, thätiges Gebirgsvolk, hielten auf den üppigen Hochebenen der Danaberge reiche Viehheerden, bebauten sorgsam ihre Felder und verfertigten mit großer Geschicklichkeit vielerlei Handelsartikel, namentlich Gewebe von Wolle, Baumwolle und Bast, verschiedene Eisenwaaren, Ackergeräthe, Matten, Körbe, irdenes Geschirr und Pfeifen, die sie weithin auf die Märkte des Landes führten. Sie waren aber das einzige Volk im Westen von Nordafrika, welches keinen Sklavenhandel trieb, wenn man den Kauf und Verkauf von Frauen für den eigenen Bedarf nicht so nennen will. Es stand unter ihnen nämlich jedem Manne frei, so viele Frauen zu halten, als er ernähren konnte, und diese Frauen mußte er kaufen;

sie wurden seine Dienerinnen und nur eine derselben ward seine wirkliche Gattin.

Auch der König Durasso besaß viele Weiber, doch er lebte nur mit einer, und zwar in glücklicher Ehe, und war von ihr mit zwei Söhnen, Buardo, dem älteren, und Damossi, dem jüngeren, welcher jetzt sechs- und zehn Jahre zählte, beschenkt worden. Die Stadt Zogalo, die Residenz des Königs, lag auf der Spitze eines hohen Berges, und die schmalen Wege, die zu ihr hinaufführten, waren sehr steil und mühsam zu erklimmen. Sie war mit einer hohen Lehmmauer umgeben und außerhalb derselben noch mit einem so furchtbaren, dichten, breiten Kranz von Stachelgewächsen und Dornen umzogen, daß es unmöglich schien, Menschen könnten diese Schutzwehr übersteigen. Nur zwei Eingänge führten in die Stadt. Dieselben waren so eng, daß nur ein Pferd Raum darin hatte, und da in der Mitte des Orts sich einige vortreffliche, niemals versiegende Quellen befanden, so konnte derselbe lange Zeit einer Belagerung Trotz bieten. Es war auch vor den Mauern dieser Bergfesten, wo das Heer des Königs von Dahomey zum ersten Male den Glauben an seine Unbesiegbarkeit verloren hatte. Zweimal in der Woche wurde Markt in der Stadt gehalten, auf welchem die Leute aus der Umgegend ihre Producte feilboten, und wozu sich Kaufleute von weit her mit Waaren aller Art einfanden.

Auch als Buardo mit seiner Braut in die Stadt zog, war Markt gewesen, weshalb eine große Anzahl von Menschen dort versammelt war. Die nicht verkauften Waaren hatte man zwar schon wieder zusammengepackt und die Fremden hatten sich angeschickt, den Heimweg anzutreten, doch die Ankunft des Königssohns und seiner schönen Braut hielt sie noch zurück, weil sie der Festlichkeit beiwohnen wollten, welche man dem jungen Paare zu Ehren veranstaltet hatte.

Der große Marktplatz war geräumt, an seiner Seite saß der König auf einem schweren, aus Holz geschnittenen und mit einer Leopardenhaut bedeckten Thronesseln, und neben ihm zu seinen Füßen lag ein ungeheurer Löwe mit gebeugten Vorderbeinen und schaute ruhig und unbekümmert in die bewegte Menge, die ihn umgab. Der König hatte dieses mächtige Thier von der getödteten Mutter genommen und es eigenhändig mit soviel Sorgfalt und Güte erzogen, daß es jetzt mit dankbarer Ergebenheit seinem Wink gehorchte und ihm allenthalben auf dem Fuße folgte.

Zu seiner Rechten hatten sich Buardo und Semon, zu seiner Linken Damossi, sein zweiter Sohn, niedergelassen, während seine Beamten ihn im Halbkreis umstanden. Auf einen Wink des Königs stürzten plötzlich gegen fünfhundert Krieger, theils mit Flinten, theils mit Keulen, Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, von dem fernsten Ende des Platzes mit Blitzesschnelle heran und führten zum Schein einen Angriff und Kampf aus, bei welchem sie eine bewundernswürdige Gewandtheit und Schnelligkeit entwickelten und ein betäubendes Kriegsgeschrei ertönen ließen. Zugleich drohte die wildeste Schlächtmusik durch die Stadt und der Donner der Gewehre ließ die Häuser erzittern. Nach Beendigung dieses kriegerischen Schauspiels marschirten die Streiter an ihrem Könige vorüber, und ein Jeder von ihnen legte eine Hand voll Gras vor dessen Thron nieder, welches den abgeschnittenen Kopf eines Feindes vorstellte.

Es war Nacht geworden, der Platz ward nun mit ungeheuren Fackeln erleuchtet. Dann erschien die bewaffnete Schaar abermals und führte einen Kriegstanz auf. Der König gab ihnen wiederholt seine Zufriedenheit durch Winken mit der Hand zu erkennen, und

nachdem auch diese Vorstellung beendet war, wurden auf seinen Befehl ungeheure Vorräthe von bereitgehaltenen Speisen und Getränken auf den Platz geführt, womit Durasso nicht allein seine Krieger, sondern auch alle Bewohner der Stadt beschenkte. Das Freudengeschrei, der Jubel und die Ausrufe für das Wohl des Königs und seiner Familie wollten kein Ende nehmen, und mit den lautesten Bezeugungen der Liebe, Anhänglichkeit und Dankbarkeit begleitete das Volk den alten Durasso mit seinen Kindern nach seiner Wohnung und gab sich dann beim Spiel und Tanz den Freuden des Festes hin.

Die Mutter Buardos empfing ihren geliebten Sohn an ihrem Herzen und bewillkommnete mit mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit die schöne Semon als ihre zukünftige Tochter. Freude und Glück war in das Haus des Königs eingezogen und Freude und Glück ging von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus durch das ganze Land der Annagus; denn die Liebe, die für den König in den Herzen aller seiner Unterthanen lebte, hatte sich auch Buardo bei ihnen erworben.

Die Annagus verehrten viele Gottheiten und dienten Fetischen oder Zaubern. Diese Fetische waren meistens Weiber, die durch Bemalen und Verunstalten ihres Körpers und durch Behängen desselben mit allerlei widrigen Gegenständen, wie Fröschen, Schlangen, Eidechsen und dergleichen mehr, sich ein abschreckendes Ansehen gaben und zu ihrem eigenen Vortheil den Aberglauben des Volkes benutzten, welches sie mit allen Lebensbedürfnissen versorgte. Man schrieb ihnen übernatürliche Kräfte zu, hielt sie heilig und flüchtete in Noth und Krankheit zu ihnen, um Hülfe von ihnen zu erbitten.

Durasso hatte in seiner Jugend bei Lebzeiten seines Vaters sich oft an der Küste in den Niederlassungen der Europäer und Amerikaner aufgehalten und war dort von dem Glauben an die Zauberkräfte der Fetische befreit worden, hatte aber während seiner Regierung absichtlich keine Schritte gegen diesen Aberglauben seines Volkes gethan, weil er einerseits die Unmöglichkeit einfah, dasselbe davon zu heilen, andererseits, weil seine Unterthanen sich glücklich dabei befanden und er kein Unrecht darin sah, sie bei ihrem Glauben zu lassen. Er verehrte, wie sie, viele Götter, besaß jedoch kein Vorurtheil gegen den christlichen Glauben, den die weißen Missionare in den Küstenstädten und auch im Lande zu verbreiten sich bemühten, ja, es hatte sich ihm selbst oft die Frage aufgedrängt, ob deren Gott nicht ein mächtigerer sei, weil die Völker, die sich zu demselben bekannten, eine so große Macht über die Erde ausübten. Er hatte durch seinen Aufenthalt an der Küste viel über die Europäer und Amerikaner erfahren, und namentlich war sein Begriff von der Größe des englischen Volkes unbegrenzt. Dies war die Veranlassung gewesen, daß er seinen ältesten Sohn Buardo als Knaben nach Cape Coast gesandt und ihn dort dem Unterricht bei den Missionaren übergeben hatte. Buardo war, während er die Schulen mit Erfolg besuchte, Christ geworden, worin sein Vater einen Schritt erkannte, der ihm und seinem Volke künftig zu bedeutenden Reichthümern und größerer Gewalt verhelfen würde. Es war ihm bekannt, daß es den Christen nicht gestattet sei, mehr als eine Frau zu nehmen, und er fühlte sich sehr dadurch beglückt, daß Buardo, sein Thronfolger, diese bereits gewählt hatte, und zwar in einem so lebenswürdigen Mädchen, wie Semon, die sich gleich bei ihrem Erscheinen die Zuneigung der ganzen Familie und ihrer Umgebung erwarb. Durasso bekundete seine Freude hierüber in vielfacher Weise: die öffentlichen Festlichkeiten und Belustigungen, wozu

er die Mittel gab, dauerten eine ganze Woche, er erließ für mehrere Monate seinen Unterthanen alle Steuern, gab reiche Geschenke an die Armen und ließ sofort ein großes neues Gebäude aufführen, welches seinem ältesten Sohne und dessen junger Frau zur Wohnung dienen sollte. Er beabsichtigte, dieselbe glänzend auszustatten, weshalb er eine Karavane abschickte, die sich durch das Land der Ashantis und Fantis nach Cape Coast begeben sollte, um von dort die nöthigen Gegenstände herbeizuschaffen, und der er seinen Sohn Damoßi als Führer mitgab. Den näheren Weg nach der Küste durch das Land des Königs von Dahomey vermied er absichtlich, weil er mit diesem in keinem guten Vernehmen stand und weil derselbe ihm sicher einen unerhörten Zoll auf die Güter abnöthigen würde. Mit dieser Karavane sollte nun auch einer der Missio-

nare von Cape Coast, ein Lehrer Buardo's, herauf nach Zogalo geführt werden, damit derselbe Semona die heilige Taufe ertheilen und alsdann deren eheliche Verbindung mit dem jungen Prinzen vollziehen möge; denn die glückliche Braut war entflohen, gleichfalls zur christlichen Kirche überzutreten.

Es wurden alle Vorsehrungen getroffen, um diesem hochgeehrten Manne jede mögliche Bequemlichkeit während der Reise zu Theil werden zu lassen, und zu seiner Sicherheit waren der Karavane fünfzig bewaffnete Männer als Geleit mitgegeben.

Während nun in dem Lande Annagu friedliches, frohes Leben und Treiben herrschte und man in Zogalo bald großen Freudenfesten entgegen sah, befand sich das Küstenland Dahomey in kriegerischer Aufregung, denn der grimme schwarze Herrscher desselben



Vor ihnen her wurde eine mit Menschenköpfen verzierte ungeheure Trommel von einer riesigen Negerin auf dem Kopfe getragen. (S. 33.)

hatte Befehle an viele Cabozire in seinem Reiche erlassen, sich in einer kurz anbedauerten Frist mit ihren streitbaren Männern in Abomey, seiner Residenzstadt, einzufinden. Jedermann wußte, daß ein Kriegszug unternommen werden sollte, gegen welches unglückliche Land dessen Schrecken aber gerichtet werden würden, das war nur dem Könige und seinen höchsten Beamten bekannt. Die Heereshöfen begannen sich um Abomey zu sammeln, täglich trafen neue Cabozire mit ihren Streitern ein, und bald war die Zahl der letztern bis auf sechstausend angewachsen. Es war eine wilde, rohe Horde größtentheils nackter Neger von verschiedenen Racen und der mannichfaltigsten Bewaffnung. Die wenigsten waren mit Schießgewehren versehen, die meisten trugen Lanzen, Bogen und Pfeile, Keulen, Streitärte und kurze eiserne Schwerter. Sie lagen in Abtheilungen, wie sie gekommen waren, in

der nahesten Umgebung der Stadt zerstreut umher und wurden täglich zweimal mit Lebensmitteln versehen. Alle verhielten sich ruhig und den Befehlen ihrer Häuptlinge gehorsam, denn sie wußten, daß es Jedem sofort den Kopf kostete, der in einem Augenblick verdrüsslicher Laune des Königs dessen Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Der Morgen erschien, an welchem das Heer vor dem Herrscher von Dahomey sich zeigen sollte, um dann sofort nach dem noch nicht bekannten Orte seiner Bestimmung aufzubrechen. Die Sonne warf ihre ersten glühenden Strahlen über die Stadt, als die Schaaren in dieselbe einzogen und sich in ihren einzelnen Abtheilungen auf dem großen freien Plage vor dem Palaste des Königs sammelten, von dessen Mauern und Dächern tausend in der Sonne gebleichte Menschenköpfe herabgrinsten. Vor dem Haupteingang zu

dem ersten Vorhof der königlichen Wohnung stand ein ungeheurer Sonnenschirm auf hohen Stangen in die Erde gepflanzt und unter demselben war ein mit Gold verzierter Thronessel aufgestellt, dessen Füße auf Menschenschädeln ruhten und dessen Arme und Rücklehne gleichfalls mit solchen geschmückt waren. Rund um den großen Platz hingen an Stangen, die zwischen Bäumen befestigt waren, viele halbverweste oder vollständig vertrocknete menschliche Leichname, über denen Hunderte von Geiern in der klaren, unbewegten, heißen Luft ihre Kreise beschreiben. Die Kriegerschaaren hatten sich dem großen Sonnenschirm gegenüber aufgestellt und vor jedem einzelnen Hausen derselben stand der Sabozir oder Häuptling. Jetzt verkündete dumpfer Trommeln und wilder Hörnerschall, daß der Herrscher sich nahe, und aus dem Vorhofe des Schlosses schritten des Königs weibliche Leibgarden hervor. Sie bestanden aus zwei Regimentern, ein jedes von sechshundert gut bewaffneten und gleichmäßig gekleideten kräftigen Negerinnen. Dieselben trugen einen Rock von blau- und weißgestreiftem, Baumwollenzug um ihre Hüfte, der ihnen nicht bis auf das Knie reichte, eine Hose von gleichem Stoffe, die bis über dasselbe herabhing, und einen breiten Gürtel um den Leib, der diese Kleidung fest an ihren Körper schloß. Sie waren sämmtlich mit Musketen bewaffnet, trugen einen kurzen Säbel und eine Keule an dem Gürtel, und führten ihre Munition in einer Patronentasche mit sich, die gleichfalls an dem Gürtel hing. Vor ihnen her wurde eine aus einem ausgehöhlten Baumstamm verfertigte, mit Menschenschädeln verzierte ungeheure Trommel von einer riesigen Negerin auf dem Kopfe getragen, während zwei andere ihr folgten und mit Elefantenzähnen auf beiden Seiten des Instruments trommelten. Große Hörner, Symbeln und Triangel vollendeten diese melodielose, wilde, kriegerische Musik. In unregelmäßigen Massen zogen die Amazonen aus dem Schlosshofe hervor und stellten sich zu beiden Seiten des großen Sonnenschirms auf, während über ihnen sich viele Fahnen und Standarten schlangen, die gleichfalls Menschenschädel auf ihren Spitzen trugen.

Jetzt erschien der König von Dahomey, ein schwarzer, breitschulteriger Riese mit großen, Unheil leuchtenden Augen und weißen, blitzenden Zähnen. Er schritt nach dem Sonnenschirm, unter welchem er den Thronessel bestieg, und seine ihm folgenden Minister und höchsten Beamten, unter denen sich auch der Scharfrichter mit blankem Schwerte befand, stellten sich hinter ihm im Halbkreise auf. Kaum war er in den Schatten des Schirmes getreten, als die Krieger vor ihm sich sämmtlich niederwarfen, die Erde küßten und sich den Kopf mit Staub bedeckten, so daß die ganze Schaar in einer über ihr aufsteigenden Wolke verschwand. Aber auch das Amazonencorps fiel auf die Erde nieder und warf sich Staub auf den Kopf. Nach dieser Begrüßung erhoben sich Alle, und als die Wolke verweht war, winkte der König seinem ersten Minister, und dieser sandte sogleich den Wink nach dem Schlosshofe weiter, von wo dann acht junge Männer erichienen und, von einer Abtheilung Amazonen begleitet, auf den Platz vor den König schritten. Sie waren gefesselt und ihre Hände auf der Brust zusammengebunden. Man sah es ihnen an, daß ihnen das Schicksal bekannt war, welches sie hier erwartete, und daß Keiner von ihnen daran dachte, demselben entgehen zu können. Sie standen stolz erhoben vor dem blutdürstigen Tyrannen und schienen wenigstens mit ihren Blicken denselben bekämpfen zu wollen, da man ihnen die Macht genommen, es mit ihren Armen zu thun, ja selbst es

ihnen unmöglich gemacht hatte, ihn mit Worten anzugreifen; denn ein kurzes Stück Holz war ihnen zwischen die Zähne gebunden, welches sie am Neden verbanderte. Mit wuthblitzenden Augen begegnete der König den Blicken der gefangenen Jünglinge und stieß dann die gräulichsten Verwünschungen gegen sie und gegen das Volk, dem sie angehörten, gegen die Annagus aus.

Hierauf winkte er den Häuptlingen, sich ihm zu nähern, welchem Befehle dieselben eiligst Folge leisteten, sich abermals vor dem Herrscher niederwarfen und mit Staub bedeckten. Dann stellten sie sich vor ihm auf, um seinen Willen zu vernehmen.

„Meine alten Feinde, die Annagus, haben abermals meine Macht verspottet und sich an meinem Eigenthum vergriffen!“ rief er mit wüthender Donnerstimme. „Buardo, der Sohn des Königs der Annagus, scheute sich nicht, eine Sclavin zu rauben, die mir der Händler Sarzjan aus dem fernen Osten der Sahara zuführte. Sarzjan hat mir einen Boten gesandt und mir gemeldet, daß Buardo mit seinen Jägern ihn in seinem Lager am Nigersflusse überfallen und die Sclavin, die für mich bestimmt war, gewaltsam von ihm genommen habe. Fluch über das Land der Annagus und Fluch über sein ganzes Volk, möge es bis auf den letzten Mann unter Euren Waffen verbluten! Brecht auf, macht die Städte der Annagus der Erde gleich, und wer mir diesen Buardo und die Sclavin Semona lebendig bringt, der soll nach mir die größte Macht in meinem Reiche erhalten!“

Diesen grimmigen Befehl begleitete der König mit den wildesten, drohendsten Bewegungen und rief dann dem Scharfrichter zu, den acht gefangenen Annagus-Jünglingen, die man auf der Durchreise von der Küste nach ihrer Heimath aufgegriffen hatte, die Köpfe abzuschlagen. Die Gefangenen mußten einige Schritte von einander entfernt in einer Reihe niederknien, und der Scharfrichter hieb Dreien von ihnen den Kopf vom Rumpfe und zwar Jedem auf den ersten Schlag, doch beim Vierten fehlte er sein Ziel und sein Schwert drang dem Unglücklichen in den Schädel, worauf dieser jammernd und wimmernd zusammenfiel. Da sprang der König von seinem Throne herab, riß dem Scharfrichter das Schwert aus der Hand und hieb nun selbst den noch übrigen vier Opfern die Köpfe herunter. Mit schallendem Gelächter gab er dem Scharfrichter das Schwert zurück und sagte ihm, er habe große Lust, gelegentlich auch an seinem Kopfe seine Kunst zu versuchen.

Darauf ernannte er einen der höheren Offiziere aus seinem Gefolge zum Oberbefehlshaber der marschfertigen Streiter und wies ihn an, sofort aufzubrechen und nach seinen Befehlen zu handeln.

Übermals ertönte jetzt die stürmische Kriegsmusik der königlichen Leibgarden, die Amazonen begannen ein unregelmäßiges Gewehrfeuer, welches einzeln von den marschfertigen Kriegern beantwortet wurde, und alle brachten dem Könige wilde, donnernde Hurrah's. Die Köpfe der acht Annagus wurden jetzt dem Herrscher vorangetragen und die Amazonen begleiteten ihn in den Palast zurück.

Die einzelnen Theile dieses sogenannten Palastes bestanden in einstückigen, aus Lehm aufgeführten Häusern, deren Strohdächer weit über die Wände hervorragten und, von Säulenreihen getragen, vor den Gebäuden eine Veranda bildeten, welche die Sonnenstrahlen von denselben abhielt. Eine hohe Lehmmauer umgab diese Wohnungen und zugleich zwei große Höfe vor denselben, in welchen sich die weiblichen Soldaten des Herrschers aufhielten. Die ganze Stadt Abomey,

deren Einwohnerzahl sich auf Zehntausend belief, bestand aus solchen Lehngebäuden, welche ohne alle Ordnung hier und dort errichtet waren, wie es der Zufall gerade gewollt hatte. Dieser Ort war von dem Könige der gesünderen Lage wegen der großen, an der Meeresküste gelegenen Stadt Whydak als Residenz vorgezogen worden, doch besaß er auf dem Wege dochhin noch mehrere solcher Paläste, die er von Zeit zu Zeit mit seinem Hoflager besuchte. Nach Whydak begab er sich nur selten und dann nur, wenn er eine bedeutende Zahl in feindlichem Lande erbeuteter Sklaven nach der Küste brachte, um sie an die dort wohnenden Sklavenhändler zu verkaufen.

Raum war der König in sein Schloß zurückgekehrt, als die Stadt Abomey sich belebte, die Leute aus ihren Häusern hervorkamen und sich zu den fremden Truppen drängten, um zu hören, in welches Land der Kriegszug unternommen werden sollte; denn so lange der König sich außerhalb des Palastes befand, wagte es Niemand, sich sehen zu lassen. Alles verkroch sich in die Häuser, um nicht zufällig seinem Blick zu begegnen.

Der Oberfeldherr, dessen Namen Bokavo war, sandte nun Gilboten vor sich her, welche in allen Städten und Dörfern, die er auf seinem Marsch durch Dahomey und durch das Mahiland berühren würde, sein baldiges Erscheinen verkünden mußten, damit man für die Verstärkung der Truppen Sorge trage. Zugleich forderte er im Namen des Königs die Cabozire jener Orte auf, ihn mit noch mehr Kriegern zu verstärken.

Das Heer setzte sich noch an demselben Abend in Bewegung und erreichte nach fünf langen, ermüdenden Tagesmärschen die Grenze des Annagulandes. Die Kunde von seiner feindlichen Annäherung hatte diese Grenze aber schon lange vorher überschritten und war wie ein drohendes Gewitter aus heiterm Himmel in die freud erfülltste Stadt Zogalo eingedrungen. Schreck und augenblickliche Bestürzung war die erste Folge der Nachricht, doch als auch die Enthauptung der acht Männer bekannt wurde, verschwand jede Sorge, jede Bangigkeit, und nur eine Stimme tönte durch die Stadt: die nach Vergeltung!

Mit Ungestüm drängten sich alle weisungsfähigen Männer vor die Wohnung des Königs und erklärten sich bereit, Buardo zum Kampfe gegen den heranrückenden Feind zu folgen. Die ganze Stadt war in vollem Leben, Waffen wurden ausgebessert und neue angefertigt, Lebensmittel wurden eingepackt, Gilboten durch das ganze Land gesandt, um die Häuptlinge mit allen kriegstüchtigen Männern im Gilmarsch nach Zogalo zu rufen.

Nicht ohne Thränen schied Semona von dem Geliebten, als er sein Roß besteigen wollte, um selbst zu den mächtigsten Caboziren zu reiten und sie zum Kampfe zu rufen; weinend schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und reichte ihm den Abschiedskuß, dann aber geleitete sie ihn selbst zu dem Pferde und sagte:

„Gile, Buardo, wer Dir nicht gern und freiwillig folgt, der ist nicht werth, eine Waffe zu tragen, noch sich ein Annagu zu nennen!“

Saß stündlich kamen nun Gilboten in der Stadt an, um dem Könige zu melden, wie weit die Feinde schon auf ihrem Wege vorgeedrungen seien, und jeder neu ankommende verkündete eine größere Zahl derselben.

Doch auch in Zogalo sammelten sich die Streiter rasch, jeder Tag brachte neue Truppen, und als die Kunde einlief, daß die Dahomeys die Grenze von Annagu erreicht hatten, zog Buardo mit noch tausend Mann in die Feste ein.

Es waren jetzt dreitausend Krieger in Zogalo versammelt, die bereit waren, für ihre Freiheit, für Haus

und Heerd, für Weib und Kind zu fliehen oder zu sterben, und die den Augenblick kaum erwarten konnten, den bereits auf zehntausend Mann angewachsenen Feind anzugreifen. Es waren Boten in die an der Grenze des Mahilandes flach gelegenen Städte gesandt worden, welche deren Bewohner aufgefordert hatten, sich mit ihrer beweglichen Habe in die Berge zurückzuziehen, da man bei ihnen in der Ebene dem überlegenen Feind nicht begegnen, sondern ihn erst in die Engpässe der Gebirge vordringen lassen wollte. Noch in der Nacht, nachdem Buardo zurückgekehrt war, rüstete sich die Schaar in Zogalo zum Abmarsch; der Marktplatz war mit Fackeln hell beleuchtet, der König hatte sich dort eingefunden, um von den Kriegern Abschied zu nehmen und ihnen seinen Segen zu ertheilen, und Alt und Jung der zurückbleibenden Einwohnerschaft drängte sich herzu, um den abziehenden Männern Glück und Sieg zu verheißen. Laute stürmische Hurrah's zu Ehren des Königs drangen in die Wohnung desselben, als Buardo dort die heißgeliebte Semona umschlang, sie an seine hochschlagende, kampfbegierige Brust drückte und ihr Lebewohl sagte. Innig und seelenvoll schmiegte sie sich an sein Herz, klar und rein, wie ihre Liebe war, fielen die Thränen von ihren langen Wimpern, aber nicht klagend, nicht zugend nahm sie Abschied; stark und stolz auf die hohe, heilige Pflicht, auf die hehre, edle Begeisterung, die den Geliebten zum Kampfe rief, schlug ihr Herz seiner würdig, und selbst wand sie den blanken Waffenschmuck um seine Hüfte. Dann nahm sie das prächtige Perlenband von ihrem zarten Nacken, schlang es um den Hals des Geliebten und sank noch einmal in hingebender, beseligender Liebe an sein Herz. Da klangen die Hörner der Krieger, die ihres Führers harreten, laut und schmetternd zu den Ohren der Liebenden, noch einen heißen langen Kuß, noch einen Händedruck, noch einen tiefen Abschiedsblick und Buardo sprang zu seinem Rappen, der von einem Fackelträger vor dem Thore der Wohnung gehalten wurde. Er schwang sich auf dessen kräftigen Rücken und sprengte über den Platz seinen Waffenbrütern zu. Mit lautem Jubelruf wurde er von der Streiter-schaar begrüßt, und an ihrer Spitze sein ungeduldiges Roß zügelnd, führte er sie unter den stürmischesten Hurrah's des Volkes bei seinem königlichen Vater vorüber. In dem Lichte der hochgeschwungenen Fackeln bligten und glänzten die Waffen der Krieger, lustig wogten die bunten Fahnen über ihren schwarzen Hauptern und hoch ließen die Frauen und Mädchen ihre Tücher zum Abschied wehen. Auch Semona stand mit den Frauen des Königs in dessen Nähe und winkte dem dahinziehenden geliebten Manne ihres Herzens Lebewohl zu, bis die Dunkelheit ihn vor ihren sehnsüchtigen Blicken verbarg.

Gegen Mittag erreichte am folgenden Tage die Schaar einen engen Paß in den Gebirgen, durch welchen der einzige Weg nach Zogalo von dem Mahilande hinführte und durch welchen der Feind kommen mußte. Hier ließ Buardo seine Truppen Halt machen und sandte mehrere Boten auf den schnellsten Pferden dem Feinde entgegen, um durch sie von seinem Heranrücken zeitig benachrichtigt zu werden. Er ließ seine Leute der Ruhe pflegen und Lebensmittel unter sie vertheilen, während ein dichter Palmenwald zwischen den zu beiden Seiten aufstrebenden felsigen, mit hohen, dichten Büschen bedeckten Höhen sie in ihren kühlen Schatten aufnahm und klare, sprudelnde Quellen ihren Durst löschten. Die Sonne war schon hinter den zum Himmel aufsteigenden Felsenwänden versunken und Schattentönen dehnten sich über die Schlucht aus, als die Boten heransprengten und das rasche Nahen der feind-

lichen Heerschaaren meldeten. Alles griff zu den Waffen und die einzelnen Cabozire sammelten ihre Krieger um sich. Buardo ließ nun tausend Mann in dem Palmenwalde zurück, und zwar die Truppen, welche am zahlreichsten mit Feuerwaffen versehen waren, dann sandte er ungefähr ebenso viele an die Felswände zur linken Seite der Schlucht vor dem Palmenwalde, nahm den Rest der Schaar, worunter die Krieger aus Zogalo selbst, mit sich und verbarg sich mit ihnen an der rechten Seite des Engpasses hinter dem Gebüsch und dem Gestein der Abhänge. Bald lag eine Todtenstille auf dem engen Thale und kein Laut, keine Bewegung verrieth die Gegenwart eines lebenden Wesens. Das Dürster des Abends hatte sich schon über die Schlucht gelegt und die Schatten in dem Palmenwalde wurden tiefer und dunkler, als die Kriegerhorden von Dahomey in den Engpaß unbesorgt und unbekümmert einrückten und ihre Waffen vorwärts schoben, um den Palmenwald zu erreichen, wo sie bei dessen Quellen die Nacht zuzubringen beschlossen hatten; denn daß die Annagus sich in ihre Felsenfesten einschließen und es nicht wagen würden, eine ihnen so weit überlegene Macht selbst anzugreifen, darüber waren sie außer Zweifel.

Die ganze unregelmäßige Truppenmasse war in die Schlucht eingedrungen und ihre Spitze hatte bereits die ersten Palmen des Waldes erreicht, als die darin lauernden Annagus plötzlich Feuer auf sie gaben und ihre Kugeln in den dichten Haufen der Dahomeys Tod und Bestürzung verbreiteten. Die Feinde prallten zurück; doch Bokavo, der Oberbefehlshaber, ließ seinen furchtbaren Kriegsruf aus der Mitte der Heereshaufen erschallen, drängte mit dem Kern seiner Macht gegen den Palmenwald an und im Sturm wogte jetzt die ganze Masse vorwärts. In diesem Augenblick aber dröhnte der Kampfruf Buardo's durch die Schlucht; hinter den Felsen und den Büschen der Bergwände sprangen die Annagus hervor und stürzten sich, wie reißende Gebirgsströme, von beiden Seiten in den Engpaß auf die überraschten Horden der Dahomeys. Zugleich stürmten ihre Brüder aus dem Palmenwalde heran, und Mann gegen Mann wüthete der Tod nun in der verworren wogenden Menschenmasse. Wuth und Verzweiflung auf beiden Seiten, ein Morden und Schlachten ohne Mitleid, ohne Erbarmen! — Selbst die Sterbenden zerfleischten einander noch und die Todten hielten sich noch umklammert. Wie von einem Gewitter wurden die Berge durch die Donnerlaute der Schlacht erschüttert, doch zwei Stimmen überrannten den Sturm vor allen andern, es waren die Kriegsrufe der beiden Heerführer, Buardo's und Bokavo's. Sie hatten entfernt von einander gestanden, doch jetzt hatte Buardo die Stimme seines Gegners erkannt und bahnte sich mit einer kleinen Schaar von Männern aus Zogalo den Weg zu dem Anführer der Feinde. Mit Tod und Vernichtung bezeichnete er seine Spur durch die Schläge seiner furchtbaren Keule Schritt für Schritt, bis sein Auge plötzlich auf die Riesengestalt Bokavo's fiel und er ihm zurief, seine Streitart gegen ihn, gegen Buardo, den Königssohn, zu wenden.

Bokavo's schwere Art spaltete einem Annagu-Krieger den Kopf in dem Augenblick, als Buardo ihm zurief, und schon im nächsten Moment hob er die tödtliche Waffe gegen den edlen, auf ihn eindringenden Jüngling. Doch Buardo's Keule war schneller und gewichtiger, sie traf im Schlage mit der Art krachend und klingend zusammen, warf sie zurück gegen ihren eigenen Herrn und fiel mit solcher Gewalt auf die Schulter Bokavo's, daß dieser stöhnend unter ihr

zusammenbrach und die Hände abwehrend zu Buardo aufhob. Aber zum zweiten Male fauste die Keule durch die Luft und zerschmetterte den Schädel des Anführers der Dahomeys. Mit Entsetzen sahen dessen Leute ihn fallen und stießen dann heulend über das Schlachtfeld, während Buardo ihnen auf dem Fuße folgte und seine kleine Schaar hinter ihm lautgedes Siegesgeschrei ertönen ließ. Wie ein Lauffeuer drang die Kunde von Bokavo's Tod unter seine immer noch kämpfenden Truppen, Angst und Schrecken verbreitete sich in ihren Reihen, sie stoben zurück vor dem immer lauter schallenden Siegesruf der Annagus und bald stürzten die Dahomeys in wilder, verworrener Flucht dem Ausgange des Engpasses zu. Sie warfen die Waffen fort und erklommen links und rechts die steinigten Höhen, um sich vor den ihnen folgenden Söhnen der Berge zu retten; denn wer sich nicht verbarg oder durch die Schnelligkeit seiner Füße entkam, wurde niedergehauen. Meilenweit war Buardo selbst mit seinen Männern aus Zogalo den Fliehenden gefolgt und Hunderte derselben waren unter ihren Waffen verblutet, als die Nacht dem Morden Einhalt that und die Annagus den Rückweg nach dem Palmenwalde antraten.

Die Körper der Gefallenen machten ihnen in der Dunkelheit den Weg immer beschwerlicher, je mehr sie sich dem Walde näherten, und in der Schlucht, wo der Kampf begonnen hatte, gingen sie auf Leichen. Bald war nun die tapfere Schaar der Annagus unter den Palmen an den Quellen wieder versammelt, sie hatten auch ihre Verwundeten dorthin getragen, und der ganze Wald war mit Tageshelle durch ihre Lagerfeuer erleuchtet, aber kein Jubel, kein Siegeslied erschallte, denn der Sieg hatte zu viele ihrer Freunde gekostet. Alle waren zum Tode ermattet und nur Wenige gab es unter ihnen, die unverletzt aus dem Kampfe gegangen waren. Die Schwerverwundeten ruhten beim Feuer und wurden von ihren Freunden verbunden und gepflegt, und die wenigen Gesunden bereiteten für ihre Kameraden die Speisen und erquickten sie mit frischem Trunk. Auch Buardo hatte mehrere Wunden empfangen, die aber die Kraft seines starken Körpers nicht beeinträchtigten, denn er ging von Feuer zu Feuer und tröstete und half seinen leidenden Brüdern. Zwei Boten hatte er auf den schnellsten Pferden nach Zogalo abgesandt, welche die Siegesnachricht dorthin tragen und der Geliebten seines Herzens seine Grüße überbringen sollten.

Die Nacht verstrich ungestört und als der Tag sein Licht durch die Berge warf, sammelten sich Schaaren von Geiern über der Schlucht, die lautlos ihre Kreise über dem Todtenfeld beschreiben. Jetzt verließen die Annagus das Lager und begaben sich auf den Kampfplatz, um die Waffen der Gefallenen zu sammeln und namentlich alle Feueergewehre zu erbeuten. Auch große Vorräthe von Lebensmitteln, so wie eine zahlreiche Herde Schlachtvieh, welche die Dahomeys mit sich geführt hatten, fiel in ihre Hände. Zugleich trugen sie ihre gefallenen Brüder in den Wald, wo sie dieselben beerdigten; es wurden Tragen bereitet, um die Schwerverwundeten nach Zogalo zu schaffen, und als der Abend kam, setzte sich das Heer, Buardo an seiner Spitze, nach der Bergfeste in Bewegung. Gern wäre der Jüngling seinem Herzen gefolgt und auf seinem flüchtigen Roß der Geliebten zugeeilt, er konnte aber seine leidenden Waffenbrüder nicht verlassen, denen seine Gegenwart ein Trost war. Sie marschirten während der ganzen Nacht und rasteten nur hier und dort an den Gewässern der Gebirge, um sich und die Kranken zu erquickten. Als aber die Sonne aufstieg

und ihre Strahlen zu senken begannen, suchten sie Schutz gegen die Gluth in dem Schatten eines dichten, hohen Waldes und betheteten ihre Kranken an dem grünen Ufer eines rauschenden Baches. Die Sonne stand im Zenith und die Annagus hatten sich der Ruhe und Erholung hingegeben, als plötzlich Freudenstimmen laut wurden und man in der Ferne auf der Straße einen Zug von Frauen gewahrte, die sich dem Lager näherten. Es waren Frauen aus Zogalo, die kamen, um den Verwundeten beizustehen und den Männern ihre Bürde zu erleichtern. Auch Buardo war überrascht und erfreut aufgesprungen und ging ihnen entgegen, als aus den Reihen der Nahenden eine Reiterin hervorsprengte und er Semona, die Heisersehnte, erkannte. Er lief ihr jubelnd entgegen, doch noch ehe er sie erreichte, warf sie sich vom Pferde und eilte fliegenden Fußes mit offenen Armen auf ihn zu. Unter Freudenthränen sank sie an seine Brust, an seine Lippen, und ihre Arme hielten den Geliebten umschlungen, als wolle sie ihn nimmer wieder von sich lassen. Arm in Arm geleiteten sie einander nach dem Lager und Semona vertheilte dort selbst die herrlichen Früchte, welche die Frauen hierhergetragen, unter die Kranken und reichte ihnen Peto und Palmwein. Dann suchte sie mit dem Geliebten ein schattiges Plätzchen an dem brausenden Wasser, lauschte dort seiner Erzählung über die Tapferkeit seiner Kampfgenossen, hing mit ihrer ganzen Seele an seinem Blick und ließ ihn an ihrem Herzen ruhen. Erst als die Sonne sich neigte, brachen die Annagus wieder auf, um nun, von den Frauen unterstützt, in einem Marsch nach Zogalo zu eilen, wo sie auch in der Nacht eintrafen. Schon von Weitem glänzte ihnen das Licht der Fackeln, womit die Stadt erleuchtet war, entgegen, und der Jubel der Einwohnerchaft empfing sie schon an dem Fuße des Berges. Im Triumph zogen sie in die Straßen ein und der König mit seinen Beamten und seinen Frauen kam ihnen entgegen. Unter donnernden Hurrah's und Freudenrufen des Volkes schloß der König seinen Sohn in seine Arme, und mit bebender Stimme dankte er den Kriegern für ihre Treue, ihre Aufopferung. Die Freude über den großen Sieg, den die Annagus über ihre Feinde errungen hatten, wurde aber sehr durch ihren Verlust an Kameraden gemäßigt, denn es fehlten über fünfhundert Mann an der Zahl, die aus Zogalo ausgezogen waren. Freilich war deren Tod schwer gerächt, denn es waren sicher ebenso viele Tausende von den Dahomeys, als Hunderte von ihnen, auf dem Schlachtfelde geblieben. — Acht Tage lang verweilten auf den Wunsch des Königs sämtliche Cabozire mit ihren Leuten in der Stadt, um sich beim frohen Mahle, bei Fest und Tanz zu erholen.

IV.

Ganz anders war die Stimmung in Abomey, als die Kunde von dem Ausgang der Schlacht dorthin gelangte und die Trümmer der Armee dort einrückten. Wie ein angeschossener Stier wüthete und tobte der König und Alles flüchtete vor seinem Blick. Niemand wagte sich bei Tag aus dem Hause, denn täglich geschah es, daß er Leute auf der Straße aufgreifen und sofort vor seinen Augen enthaupten ließ. Er schwur, furchtbare Rache an den Annagus zu nehmen und ihr Geschlecht von der Erde zu vertilgen. Seine Amazonen sollten dies blutige Werk ausführen, zu welchem Zweck er den Befehl gab, alle weiblichen Regimenter aus den Provinzen nach Abomey kommen zu lassen. Bald waren neuntausend gleichmäßig gekleidete und

vollständig gut bewaffnete, mit Musketen versehene Amazonen in der Residenz versammelt und alle Vorbereitungen zu dem Vertilgungskriege wurden eiligst getroffen. Solche Rüstungen konnten den Annagus nicht lange unbekannt bleiben und auch sie trafen mit all ihren Kräften Anstalten, um dem rachejehaubenden Feinde abermals zu begegnen. Buardo erkannte zwar in der Bewaffnung der Amazonen deren große Ueberlegenheit über seine Truppen an, indem nur die bei Weitem geringere Zahl seiner Leute mit Schießgewehren versehen war, auch kannte er den Muth und die Kriegstüchtigkeit jener weiblichen Krieger; der glänzende Sieg aber, den er über ein so mächtiges Heer errungen hatte, gab ihm Vertrauen und Zuversicht zu der Kraft des Volkes, das ja für seine heiligsten Güter, für seine Freiheit und Unabhängigkeit und für sein Eigenthum und seine Lieben kämpfen sollte. Er selbst ritt im Lande umher, stellte dessen Bewohnern die Folgen einer Unterwerfung unter die barbarische Tyrannei des Königs von Dahomey vor und forderte sie auf, mit ihm bis auf den letzten Mann die Selbstständigkeit ihres Landes zu vertheidigen. Allenthalben wurde er mit großer Begeisterung empfangen, im ganzen Lande griff man zu den Waffen, und abermals wurde Zogalo der Sammelplatz der kampfbereiten Männer von Annagu. Ihre Zahl war diesmal auf beinahe fünftausend angewachsen, die nun theils in der Bergfeste selbst, theils in nahe gelegenen Ortschaften untergebracht wurden und für deren gute Verpflegung der König Durasso es an Nichts fehlen ließ. Von Tag zu Tag sah man der Nachricht über das Anrücken des Heeres von Dahomey durch die an der Grenze ausgestellten Kundschafter entgegen, um dasselbe abermals in der Bergschlucht zu erwarten, wo man den letzten Sieg erfochten hatte. Man vernachlässigte aber nicht, die Stadt Zogalo in vollkommensten Vertheidigungszustand zu setzen, man besserte den hundert Fuß breiten und acht Fuß hohen Dornenwall, der die Stadtmauer umgab, aus, so daß sich keine Lücke mehr darin befand, man stellte die Lehmstufen hinter der Mauer her, um von da über dieselbe und über den Dornenwall hinweg den angreifenden Feind beschießen zu können, man verstärkte die beiden Thore, machte Vorräthungen, sie zu verrammeln, und schaffte bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln in die Stadt.

Auch in der Wohnung des Königs war man eifrig beschäftigt, Vorkehrungen für den Fall einer Belagerung zu treffen. Die hohe Mauer, welche die Gebäude umgab, wurde in Stand gesetzt, eine große Anzahl von Gewehren geladen und in Bereitschaft gehalten, und namentlich stellte man einen geheimen unterirdischen Gang sorgfältig her, der aus des Königs Hause unter der Stadtmauer und unter dem Dornenwall hinführte und in bedeutender Entfernung von der Stadt in einem Walde ausmündete. In dichten Dornbüschen im Dunkel des Waldes war der Ausgang versteckt und vor demselben war eine Hütte erbaut, von der das Volk glaubte, daß sie ein Zauberer bewohne, weshalb es Niemand wagte, in ihre Nähe zu kommen. Der Eingang zu diesem geheimen Wege war in einem der Gemächer des Königs, wo sich dessen Frauen aufhielten, mit einem schweren, flachen, hölzernen Kasten bedeckt, der sich durch den Druck auf eine Feder bewegte, die nur der Familie Durasso's bekannt war. Der Kasten stand offen und wurde zum Aufbewahren von werthlosen Gegenständen, wie Decken, Matten und Luchern benutzt, so daß Niemand den eigentlichen Zweck desselben vermuthen konnte. Aber nicht allein in der Wohnung des Königs gedachte man einer letzten, verzweifelten

Vertheidigung, in jedem Hause der Stadt ergriff man Maßregeln dafür, und alle Frauen und Mädchen schafften sich Waffen, um für ihren eigenen Heerd zu kämpfen.

Plötzlich sprengten bei Sonnenuntergang mehrere Rundscharer mit der Nachricht in die Stadt, daß der Feind die Grenze des Landes erreicht habe und seine Gewehre über ihm in der Sonne blitzten, wie ein glühender Feuerstrom. Entschlossen, aber ernst, sammelten sich schnell die Streiter, denn ein Jeder von ihnen fühlte, daß sie einem Kampfe entgegengingen, der das Schicksal ihres ganzen Volkes entscheiden sollte. Weiber und Kinder hingen an ihren Männern, Vätern, Brüdern und Söhnen, um unter Thränen Abschied zu nehmen, doch nirgends wurde eine Klage laut, wohl aber hörte man die Tapferkeit der Männer von Annagupreisen und ihren Freiheitsinn, ihre Unabhängigkeit rühmen, die sie bis jetzt gegen jede fremde Macht bewahrt hatten. Mit einem donnernden Hurrah begrüßte die zum Sieg oder Tod entschlossene Schaar ihren geliebten jungen Führer Buardo, als er Arm in Arm mit Semona aus der königlichen Wohnung hervortrat und auf den Platz zu seinem Vater schritt. Tief bewegt, doch mit Stolz und Zuversicht auf seinen Sohn blickend, schloß der König ihn an seine noch kräftige Brust und rief, zum Himmel aufschauend, den Söhnen der Götter auf ihn herab. Dann wandte sich Buardo zu den Frauen Durasso's, sagte seiner weinenden Mutter Lebewohl und nun öffnete er seiner Semona die Arme zum letzten Abschied. Der wildschallende Hörnerklang riß ihn von ihrem Herzen, noch einmal preßte er seinen Mund auf ihre weichen Lippen, er sah ihre Thränen fallen, fühlte ihren Blick voll Schmerz und doch voll Muth und Hoffnung in seine Seele dringen und schwang sich dann mit überwältigten Gefühlen auf sein scharrendes Roß. Fort schritt die entschlossene Schaar, und ihr nach zogen tausend heiße, sehnüchtige Wünsche für ihre glückliche, siegreiche Rückkehr. Am Fuße des Berges harrten ihr schon die übrigen Truppenabtheilungen, Donnergrüße und Sturmruß wurden ihr von den Waffenbrüdern entgegen gesandt, und vereinigt setzte sich das ganze Heer, von Buardo geführt und von dem Dunkel der Nacht umgeben, in Marsch. Das Schweigen, das auf diesen kräftigen Söhnen der Berge lag, bezeugte den schweren Ernst ihrer nächsten Zukunft, keiner von ihnen dachte an die Gefahr, die seiner eigenen Person drohte, nur ihr gesamtes Volk und dessen Freiheit, mit der es leben oder untergehen wollte, hatten Alle vor Augen.

Obne zu rasten, bergauf, bergab, über Felsen und loses Gestein und durch sumpfige, bewaldete Niederungen waren die Männer während der ganzen Nacht eilig vorwärts geschritten, als mit dem ersten Grauen des Tages mehrere Botschafter ihnen entgegenkamen und meldeten, daß der Feind noch einen halben Tagesmarsch von der zum Kampf erwählten Bergschlucht im Lager stehe und noch kein Zeichen zum Ausbruch gegeben habe. Dessenungeachtet bestand Buardo darauf, im Marsch zu bleiben und die Ruhe, die seinen Truppen noch vor der Schlacht werden sollte, erst auf dem erwählten Kampfplatze zu suchen. Trotz der Ermüdung durch die nächtliche Wanderung fügten sich seine Waffengefährten willig seinem Vorschlag und schritten unverdrossen vorwärts, bis sie endlich kurz vor Mittag den ersehnten Palmenwald erreichten. Ermattet und erschöpft sanken sie an den frischen Quellen in dem erquickenden, kühlen Schatten des Waldes nieder und gaben sich der Erholung durch Speise, Trank und Schlaf hin.

(Fortsetzung Stief. 3.)

Sin Schriftstellerpaar.

(S. 44 u. 45.)

Wir geben den Lesern des „Illustrirten Panorama's“ zu den durchaus ähnlichen Bildern von Professor Dr. Adolph Stahr und Fanny Lewald-Stahr diesmal keine Lebensgeschichte der beiden Gatten, wir halten auch ihrer schriftstellerischen Thätigkeit keinen Spiegel vor, sondern wir wollen die Bedeutung zu schildern versuchen, welche sie als Personen haben, die Wirkung, welche sie im lebendigen Verkehr mit Andern üben.

Seit dem Tode der berühmten Rachel, der geistvollen Südin, die Alles um sich versammelte, was in Berlin einen Namen besaß oder zu erwerben hoffen durfte, und von deren Salon namentlich Gucklow und Sternberg reizende Gemälde entworfen — seit jenen Tagen fehlte den Menschen des Geistes in der preussischen Hauptstadt lange eine Stätte zu geselliger Vereinigung. Der „Salon“ war mit der Rachel begraben; denn das, was ihre Glaubensgenossen, die reichen Banquiers, unter dieser Firma nachzuäffen suchten, war, gleich den Blech-Palmen und -Camelien aus der Klempernerwerfftatt, nur geeignet, kurzfristige Nutzen ein Weichen zu betrügen. Wie jenen Lügen-Blumen der Saft, so fehlte diesen falschen Salons der Geist. Das halbe Duzend Spieltische in irgend einem der über-eleganten Zimmer wies den Eintretenden sofort darauf hin, wie der Abend enden würde. Verloren sich einzelne Gelehrte und Künstler in solche Banquiers-Soireen, so waren sie eben — verloren. Wir entsinnen uns eines dieser Orte und eines unglücklichen Professors der Philosophie von außerhalb, der in verzweifelter Resignation eine einsame Ecke suchte und aus Mangel an Besserem ein Goldschnitt-Album durchblätterte. Man sah dem Gesicht an, wie tief das Innere litt. Aber der Tragik liegt stets die Komik nahe, und sie trat auf in der behäbigen Gestalt des Hausherrn, der vier Finger jeder Hand in einer Beinkleidertasche verbarg, während er mit beiden Daumen Kreise um den Saum seiner Weste beschrieb und auf den Mann der Weltweisheit plötzlich aus einer offenen Seitenthür meuchlings die gellende Frage abschob: „Professor, was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele?“ — Der Betroffene zuckte sichtbar zusammen, ließ das halbgebrochene Auge hülfesuchend umherschweifen und verstetzte endlich, als der Wirth schon eine zweite Pistole von gleichem Kaliber losdrücken wollte, mit todesmuthiger Ruhe: „Was kann man davon halten!“ Das waren seine letzten Worte, ein Seufzer beschloß sie, der arme Professor war nicht mehr — im Salon, er verschwand aus der Welt des Gaslichts in die dunkle Nacht der Straße, zum großen Bedauern des getäuschten Banquiers, der entschieden auf eine prophetische Offenbarung in der räthselhaftesten Frage des Daseins speculirt hatte, um mit derselben nächstens in andern „Salons“ als mit einem Pfunde eigener Weisheit zu wuchern.

Der Name „Salon“ hat erst wieder Sinn erhalten, seit Stahr's sich in Berlin angesiedelt und ihr Haus in der traurigsten Zeit des Jahres — vom November bis zum April — jeden Montagsabend sich öffnet, um Gäste zu empfangen, die in Wissenschaften und Künsten den Zeitgenossen Dankenswerthes geleistet oder als Staatsmänner durch gemeinnütziges Wirken sich ausgezeichnet haben. Zu ihnen gesellen sich Damen jeden Alters, die dem Hause intimer bekannt sind. Von der Matrone bis zum frisch aufblühenden Mädchen sind sie vertreten. Fanny Lewald und Adolph Stahr haben zu schönheitsförmigen Augen, um neben

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben

von

f. A. Strubberg (Armand). Illustriert von J. Bartsch.

(Fortsetzung.)



in die Wände gehauenen Wege blickten, konnten bis in die Tiefe jede Bewegung auf denselben erkennen, doch vergebens strengten sie während der ganzen Nacht ihre Blicke an, um den Feind nahen zu sehen. Alles blieb still und stumm in dem Thale. Eine fürchterliche, schauerliche Ruhe lag über der ganzen Stadt, obgleich keiner ihrer Bewohner die Augen geschlossen hatte; es war der Moment zwischen Freiheit und Sclaverei, zwischen Leben und Tod. Ein bleicher Schimmer stieg im Osten über den fernen Gebirgen auf. Buardo stand, Semona an seiner Seite, vor dem östlichen Thore der Feste über dem schroffen Felsabhang und Beide schauten nach dem Lichtstreifen, der den anbrechenden Tag verkündete.

„Der Tag naht, Semona; werden wir ihn auch wieder sinken sehen?“ sagte Buardo mit ernster Stimme zu der Geliebten.

„Laß uns hoffen und vertrauen, Buardo, doch nur als Sieger mag uns der Abend begrüßen, mag niemals ein neuer Tag über dem unterjochten Volke der Annagu's aufgehen!“ entgegnete Semona und legte ihren zarten Arm auf die Schulter des jungen Mannes. „An diesen Felsen und an den Felsenherzen Deines Volkes werden die Waffen seiner Feinde zerbrechen, wir werden siegen, Buardo, und die wiederkehrende Nacht wird Dich an dem liebenden, treuen Herzen Deiner Semona finden.“

In diesem Augenblick drängten sich tief unten aus dem Dunkel des Thales schwarze Massen auf den weißen Weg, der an dem Berge herauführte, und Buardo sprang zu seinen Kriegern, die bei den Felsstücken bereit standen, um diese auf den Weg hinabzurollen. Zugleich dröhnte es wie Donner von der westlichen Seite des Berges her, man fühlte, wie derselbe unter den Füßen erbehte, denn dort vor dem andern Thore der Stadt hatten die Annagu's einen ungeheuren Felsblock auf die ersten heraufstürmenden Amazonen hinabgestürzt. Dort saß der alte König hoch über dem Abhange auf einem in Granit gehauenen, emporragenden Thronfessel, der auf weit und breit das Gebirgsland beherrschte, und lenkte in der Vertheidigung dieser Felsen das Schicksal seines Volkes. Zu des Königs Füßen lag sein treuer Gefährte, der Löwe, und hielt, so wie sein Herr, seinen flammenden Blick in die Tiefe gerichtet, wo jetzt der hinuntergestürzte Granitfels zwischen die schwarzen Massen der emporstürmenden Amazonen sprang und in seinem Donnerlauf Alles unter seiner Wucht vernichtete. Ein Geheul, als ob es der Unterwelt entstieg, drang aus der Tiefe herauf, und man sah, wie die Stürmenden, links und rechts dem springenden Felsen ausweichend, übereinander fielen; doch ebenso schnell hatten sich ihre Reihen wieder geschlossen und mit Wuthgeschrei klangen sie auf dem steilen Wege weiter empor. Da winkte der König abermals seinen Kriegern an dem Abhange zu, eine Reihe von Felsstücken rollte über denselben hinaus und fauste donnernd und vernichtend in die Massen der Amazonen. Je öfter aber ihre Reihen durch die herabstürzenden Granitblöcke zerrissen und niedergeschmettert wurden, um so schneller und fliegender nahten sich die Stürmenden der Höhe, und jetzt beantworteten sie schon den Steinregen mit einer Gewehrsalve, deren Kugeln mörderisch unter die Annagu's eindrangen. Auch diese griffen jetzt zu den Feuerwaffen und streckten die vorderen Reihen der Amazonen nieder; Nichts aber hielt die im Sturm folgenden Weiber zurück, und näher und näher rückten sie zu der Höhe heran. Der König hatte seinen Felsenthron verlassen und war zurück vor das Thor der Stadt getreten, von wo aus er seine Leute zum Kampf anfeuerte, doch jetzt rief sein Befehl sie

zurück in die Feste und der Löwe ließ seine furchtbare Stimme ertönen, daß es weit in den Bergen widerhallte. Es war vollkommen Tag geworden, als die Schaaren der Amazonen die Oberfläche des Berges erreichten und sich außer Schußweite auf der Höhebene, welche die Stadt umgab, in Sturmcolonnen sammelten. Auch auf der Ostseite von Zogalo, wo Buardo befehligte, hatten sie den Berg erstiegen und die Annagu's in die Mauern zurückgedrängt. Die hohen, verfallenen Thore waren verschlossen und verrammelt, so daß den Dahomey's nur der Weg über den unburchdringlichen Dornenwall und über die Stadtmauer blieb, wollten sie in die Feste eindringen. Die Annagu's aber hatten sich hinter der Mauer aufgestellt, von wo aus ihre Kugeln und Pfeile die Feinde beim Stürmen niederstrecken sollten. Bald hatten diese sich auf vier verschiedenen Punkten um die Stadt gesammelt, und mit Wuth und Entsetzen beobachteten die Belagerten jede ihrer Bewegungen und sahen von Augenblick zu Augenblick ihrem Heranspringen entgegen.

Der König stand, von seinen Getreuesten umgeben, auf der Mitte des Marktplatzes, und Alle warteten darauf, das Kriegsgeheul der Feinde zu vernehmen, welches deren Angriff verkünden würde. Da eilte Buardo mit Semona herbei, die er theils durch Bitten und theils mit Gewalt nach der Wohnung seines Vaters drängte, und als er diesen auf dem Plage gewahrte, rief er ihm stehend und dringend zu: „Rette Dich und Semona, fort, fort, ehe es zu spät sein wird!“

Der König und der Löwe folgten ihm bis in das Gemach der Frauen, wo der Eingang in den unterirdischen Weg bereits geöffnet war. Zuerst drängte Buardo stehend seine Mutter in die Tiefe hinab, dann preßte er Semona nochmals an seine Brust und führte sie, trotz alles Wittens, alles Sträubens der Königin nach, und nun folgten die übrigen Frauen und die bewährtesten Diener. Vergebens aber drang Buardo in den König, sich auch durch die Flucht in die Gebirge zu retten; er wies ihn ernst und stolz zurück und sagte:

„Verlange nicht von Deinem Vater, daß er durch feige Flucht seinen guten Namen noch in seinem hohen Alter entehre; der König der Annagu's wird auch im Tode noch seines Volkes würdig sein!“

Buardo stand von seiner Bitte ab, fiel vor seinem Vater nieder und umfaßte seine Kniee; der Alte aber hob ihn zu sich auf, schlang seine Arme um ihn und sagte:

„Buardo, wir werden Beide als Männer sterben, und mein letzter Dank, den ich den Göttern senden werde, soll der Erhaltung Deines Bruders Damosi gelten, der zu den Annagu's zurückkehren und ihnen ihre Freiheit wiedererkämpfen helfen wird.“

In diesem Augenblick erschallte das Kriegsgeheul der Amazonen wie Sturm über die ganze Stadt; der König ließ seinen Sohn aus seiner Umarmung, griff nach einem Gewehre, und Buardo stürmte hinaus über den Platz der Mauer zu, von wo der Tumult am lautesten herschallte.

Kaum hatte der Kriegsruß das Zeichen zum Angriff gegeben, als die Amazonen auf allen vier Seiten der Feste wie ein Sturmwind herangestaut kamen und zugleich durch ihre Trommeln und Hörner eine barbarische Musik anstimmten ließen. In wenigen Augenblicken hatten sie den Stachelwald erreicht, schwenkten sich im leichten Sprunge mit hochgehobenem Gewehr auf den Dornenwall hinauf und stürmten, als ob sie die Stacheln in ihren Füßen und Gliedern nicht fühlten, in wilden Sätzen über denselben hin der Mauer zu. Ihr Schlachtgeheul mischte sich mit dem Krachen der Gewehre, die ihnen von der Mauer her entgegenblitzten, und Hunderte dieser grimmigen Kriegswelber

versanken, schwer von den Kugeln und Pfeilen der Annagu's getroffen, in das dichte Dornengeflecht. Aber über sie hinaus stürzten ihre wuthentbrannten Schwestern; nur wenige Momente: sie hatten die Mauer erreicht und, ihre Gewehre auf die dort kampfbereiten Gegner abfeuernd, stürzten sie sich mit dem Schwert in der Hand in die Stadt hinein. Wie Tigerinnen drangen die vordersten Amazonen Tod verbreitend in die dichten Reihen der Annagu's, während die nachfolgenden von der Mauer aus ein anhaltendes mörderisches Gewehrfeuer auf dieselben unterhielten. Jeden Fuß Erde mußten sie den löwenmuthig kämpfenden Söhnen der Berge mit ihrem Blute zahlen, diese mußten aber weichen und ihre Reihen wurden immer mehr durch den anhaltenden Kugeltregen gelichtet. Der Kampf hatte sich von allen Seiten her nach dem Marktplatz und endlich bis vor das Thor der königlichen Wohnung zurückgezogen, doch hier drängten sich die Annagu's zusammen, um mit dem Leben ihres letzten Streiters das Leben des Königs zu verteidigen. Ein Alles übertönendes Siegesgeheul verkündete plötzlich, daß etwas Außerordentliches geschehen sei — Buardo war in der Wuth des Augenblicks allein in die Reihen der Amazonen gedrungen, dieselben hatten ihn Schlingen über den Kopf und über die Arme geworfen, hatten ihn niedgerissen und trugen ihn jetzt entwaffnet aus dem Getümmel, während seine Waffenbrüder, die ihn hatten fallen sehen und ihm zu Hülfe kommen wollten, von den Kriegswibern niedergemacht wurden. Die Zahl der Annagu's verringerte sich jetzt schnell, die Leichen derselben thürmten sich höher vor des Königs Wohnung auf, und dessen letzte Getreuen zogen sich nun in den Corridor zurück, der zu den Gemächern Durasso's führte. Die Amazonen folgten ihnen auf dem Fuße, und zitternd und drohend schallte ihnen hier das Gebrüll des Löwen entgegen. Der Kampf in dem Gange war bald entschieden und nur drei Annagu's erreichten blutend das Zimmer des Königs und sanken vor seinen Füßen tödtlich verwundet zusammen. Kaum zeigten sich aber die ersten Amazonen in dem Eingang von Durasso's Gemach, als sie in demselben Augenblick der Löwe in weitem Sprunge erreichte und sie mit seinen furchtbaren Taten niederschmetterte. Der alte König socht mit dem Löwen um die Wette und jeder Schwertstreich, von der Faust des Greises geführt, streckte eine Amazone zu Boden. Doch bald war der Löwe mit Wunden und Blut bedeckt und auch der König war schwer getroffen. Er wankte zurück nach dem Gemache, der Löwe folgte ihm kämpfend, und als Durasso über dem verborgenen Eingang zu dem unterirdischen Weg sterbend zusammensank, warf sich der Löwe sterbend über seinen Herrn hin und zeigte dessen Feinden noch immer drohend sein furchtbares Gebiß und seine mit ihrem Blute gefärbten Klauen. Während dieser Zeit war jedes einzelne Haus in der Stadt von den Amazonen mit Sturm genommen. Es gab kein Mitleid, kein Erbarmen, Greise und Kinder, Männer und Weiber, Alle mußten unter den Waffen der wuthschäumenden Amazonen verbluten, die unter Siegesbrüllen den Gefallenen die Kopfhaut mit den Zähnen vom Schädel rissen. Nach allen Richtungen hin loderten zugleich die Flammen über den Häusern empor. Durasso's Wohnung stürzte donnernd und krachend zusammen und begrub den König der Annagu's und seinen Löwen unter ihren Trümmern. — Schwarze Rauchwolken umwogten die höllischen, mit Blut bedeckten Kriegswiber der Dahomey's, wie sie, nach Opfern suchend, die brennende Stadt durchzogen und die erbeuteten Schätze auf den Marktplatz sammentrugen.

Zogalo war ein rauchender Schutthaufen, und außer

den siegestrunkenen Amazonen war kein lebendes Wesen mehr in seinen Mauern zu finden. Nur Buardo lebte noch, um den Untergang des stolzen Thrones seiner Väter zu bezeugen. Mit Wunden bedeckt, lag er gefesselt auf dem Marktplatz, von seinen Siegerinnen bewacht, die sich nach und nach noch immer zahlreicher um ihn sammelten und Anstalt machten, die zerstörte Feste zu verlassen. Sie beluden sich schwer mit der gemachten Beute, behängen sich im Triumphgeschrei mit den eroberten Kopfhäuten der Annagu's und ließen zuletzt durch Siegesmusik das Zeichen zum Abmarsch geben. Buardo, die Hände auf den Rücken gebunden, wurde in die Mitte genommen und von den die Schlacht überlebenden dreitausend Amazonen aus den Ruinen von Zogalo den Berg hinabgeführt, um dem König von Dahomey als höchster Preis des Mord- und Raubzugs überliefert zu werden.

VI.

Um diese Zeit lagen die Frauen des Königs von Durasso weinend und jammern in dem Ausgang des unterirdischen Weges, von dem Dunkel des Waldes umhüllt, und lauschten dem verhallenden Getümmel, welches von der Feste her durch die Berge schallte. Nur Semona weinte nicht, keine Thräne nekte ihre eingefallene Wange, keine Klage, kein Seufzer entstieg ihren bleichen Lippen, still und stumm wie eine Bildsäule stand sie außerhalb der Höhle an eine Palme gelehnt und hielt ihre Hände auf ihr Herz gepreßt. Plötzlich, wie von einem Entschluß durchzuckt, verließ sie den Platz, wo sie so lange unbeweglich gestanden hatte, eilte, von ihren Leidensgefährten unbemerkt, durch den Wald dahin und hatte bald darauf die schroffen Abhänge erreicht, auf denen das Grab Durasso's, des Königs der Annagu's, durch eine zum klaren Aether aufsteigende schwarze Rauchsäule bezeichnet wurde. Semona blickte hinauf und blickte um sich, nirgends war ein lebendes Wesen zu sehen, sie schritt rasch weiter, um den Weg zu erreichen, der nach der Stadt hinaufführte, wo sie ihren Buardo, ihren Einziggeliebten, ihr Leben, ihre Seligkeit, zwischen den rauchenden Trümmern suchen wollte; sie mußte ihn noch einmal sehen, noch einmal sollten ihre Arme den theuren Mann umschließen, noch einmal sollte ihr Mund seine kalten Lippen berühren, und dann wollte sie ihm folgen in den Himmel, den er selbst ihr ja erschlossen hatte. Auf dieser Welt hatte sie ja Nichts mehr zu suchen; jeder Gedanke, der sie an das Leben fesselte, gehörte ja Buardo, und jeder Pulsschlag, der ihr Herz bewegte, ging von ihrer Liebe zu ihm aus. Aber sehen mußte sie ihn noch einmal, damit sie ihren Körper, mit dem seinigen vereinigt, in dieser Welt zurücklassen könne. Plötzlich hörte sie wilde Siegesrufe auf der Höhe des Berges, welche ihr verkündeten, daß noch nicht alle Feinde die Stadt verlassen hatten. Sie trat horchend an ein Felsstück, um sich dahinter zu verbergen, als sie plötzlich mehrere erschlagene Amazonen vor sich liegen sah, die von dem steilen Abhang herabgestürzt zu sein schienen. Sie sah deren blanke Waffen umherliegen, sie erinnerte sich ihres an Buardo gegebenen Versprechens, an seiner Seite zu kämpfen: vielleicht, vielleicht lebte er noch, vielleicht socht er noch gegen jene Feinde, deren Stimmen sie hörte! — Schnell warf sie ihre Kleidung von sich, vertauschte dieselbe mit dem blutigen Rock und dem Beinkleid einer der Amazonen, schnallte deren Patrontasche um ihren Leib, bewaffnete sich mit deren Schwert, nahm alle Munition der andern Kriegerinnen zu sich und wählte sich das beste Gewehr aus. Dann verbarg sie all ihren Schmuck in der Tasche ihres Rocks, be-

schmutzte ihr Antlitz und ihren Körper mit dem rothen Staub der Erde und eilte nun fliegenden Fußes nach dem Wege und auf ihm hinaus nach der Stadt. Sie rannte durch das Thor in die Straße, zwischen den rauchenden Trümmern der Häuser hin, und erreichte den Marktplatz, wo noch ein Schwarm von Amazonen beschäftigt war, sich mit dort umherliegenden Gütern zu bevacken.

„Dort kommt auch noch Eine, die man leer ausgehen lassen wollte; nur heran im Namen des Königs von Dahomey, der uns alle Schätze der Annagu's zugesagt hat! Komm heran, hier findest Du noch mehr, als Du tragen kannst!“ rief eine der Kriegsw weiber der nahenden Semona zu und wies auf die Zeuge und Stoffe, die um sie auf dem Boden lagen.

„Ich suche nicht nach den Schätzen der Annagu's, ich suche nach einer reichern Beute, ich suche nach dem Leichnam Buardo's, des Königssohns, und will ihn nach Abomey tragen, um die Augen des Königs von Dahomey an seinem Anblick zu ergötzen!“ entgegnete Semona mit bebender Stimme, und ein kalter Todeschauer lief ihr durch die Glieder.

„Du Schlaue, so gescheit, wie Du bist, find wir auch; wenn Buardo eine Leiche wäre, so würden wir nicht auf Dich gewartet haben, um sie fortzutragen. Buardo ist gegangen und frisch und gesund, denn unsere Waffen haben ihm nur die Haut gerisht. Der König wird seine Freude mit ihm haben. Suche Dir etwas Anderes, dort liegt schönes rothes Zeug, nimm einen Ballen davon und laß uns eilen, damit wir das Heer einholen und nicht noch am Ende herumstreifen. den Annagu's in die Hände fallen; sie haben schon genug von unsers Königs tapfersten Kriegerinnen erschlagen!“ rief eine andere der raubgierigen Amazonen und hing einen schweren Ballen an ihrem Gewehr über die Schulter.

Semona hörte Nichts weiter, als „Buardo gefangen und frisch und gesund“, und wie Festmelodien der himmlischen Heerschaaren durchtönten diese Worte ihre Seele. Sie erbehte, ließ ihr Gewehr auf den Boden sinken und faltete ihre zitternden Hände zum Dankgebet über dessen Lauf. „Er lebt und ist unverletzt!“ klang es in ihrem Herzen wider und ihre Kniee wollten sich vor dem gütigen Gotte beugen, der ihr den Heißgeliebten erhalten hatte.

„Nun, worauf besinnst Du Dich? Faß zu, wir haben keine Zeit zu verlieren. Oder bist Du verwundet? Dein Rock ist mit Blut getränkt, Du scheinst nicht zwischen den Annagu's gewesen zu sein. Frisch, greif zu!“ rief wieder eine der Amazonen und weckte Semona aus ihrem Gedankenfluge, indem sie dieselbe beim Arme erfaßte.

„Ich will Nichts von der Beute, ich bin ermüdet,“ entgegnete diese, rasch zu sich kommend, und neues Leben, neue Kräfte strömten durch ihre Glieder. „Fort!“ schrie sie den Amazonen zu „fort, laßt uns dem Heere nachfolgen, das Land wimmelt von rache-schnaubenden Annagu's, wir haben keinen Augenblick zu verlieren!“

Sie rief diese Worte mit so drohender Stimme und ihr Blick glänzte so wild und entschlossen, daß der ganze Schwarm der Amazonen zusammenfuhr, die Beute schulterte und eiligen Schrittes Semona auf dem Fuße folgte. Sie eilte nach dem Thore zurück durch die Reihen der verstümmelten Leichen, und manches befreundete Gesicht hätte sie darunter erkennen können; sie sah es nicht, sie sah die rauchenden Trümmer der Häuser nicht, sie sah nur Buardo im Geiste vor sich und hatte nur einen Gedanken, den: ihn zu retten oder mit ihm zu sterben.

Fort ging es den Berg hinab und in dem Thale auf der sonndurchglühten, steinigen Straße hin, daß die beladenen Amazonen unter ihrer Last keuchten und Semona wiederholt anriefen, nicht so zu eilen. Raum war es ihr möglich, ihre Schritte zu mäßigen, und doch wollte sie nicht allein in dem Heere erscheinen, immer wieder trieb sie ihre Begleiterinnen zur Eile an und rief ihnen die schrecklichen, rache-schnaubenden Annagu's in's Gedächtniß zurück. So stürmten sie fort, doch das Heer hatte großen Vorsprung vor ihnen und die Sonne war bereits hinter den Bergen versunken, als in weiter Ferne von ihnen eine Staubwolke die marschirenden Truppen bezeichnete.

Wie drängte es Semona, davonzustiegen, um den Geliebten zu erreichen, wie pochte ihr das Herz, wie schlugen ihre Pulse und wie beseligend zuckte es durch ihre Nerven bei dem Hinblick auf die Staubwolke, die auch ihren Buardo in sich verbarg! Dennoch dankte sie ihrem Gott, daß er sie bis zur einbrechenden Nacht von ihm fern gehalten hatte, da sie fühlte, wie unmöglich es ihr gewesen sein würde, ihre Gefühle zu meistern und sich nicht vor den Amazonen zu verrathen. Dieser Aufschub, namentlich im Angesicht des Heeres, gab ihr Zeit, ihre Gedanken zu sammeln und ihr bevorstehendes Handeln zu überdenken. In ihrer Tracht, mit ihrer Bewaffnung war sie vollständig sicher vor jedem Verdacht der Kriegsw eiber, denn dieselben waren aus den verschiedensten, entferntesten Provinzen des Dahomeylandes zusammengekommen, und jetzt auf dem Heimwege war sicher von einer Ordnung in ihrem Marsch keine Rede. Sie fühlte, daß sie sich Buardo bei Tage nicht zeigen dürfe, damit er sich in seiner Ueberraschung und Freude nicht selbst verrathe, und beschloß, sich ihm nur in der Dunkelheit zu nähern und die Gelegenheit zu erlauern, wo sie ihm ihre Gegenwart ohne Gefahr verrathen könne.

Jetzt mäßigte sie absichtlich ihre Schritte, sie klagte über Müdigkeit, und auch ihre Begleiterinnen hatten nun keine Eile mehr, weshalb sie die Entfernung bis zu dem Heere auch nicht mehr verkürzten. Bald darauf legte sich aber die Nacht über das Thal, die Schaaren der Dahomey's erreichten einen Palmenwald, und als Semona mit ihren Gefährtinnen in demselben anlangte, fand sie das Heer damit beschäftigt, sich dort zu lagern. Auch die Amazonen, mit denen Semona gekommen war, warfen ihre Bürde unter einem Baume nieder, zündeten ein Feuer an, und Einige von ihnen brachen auf, um den Platz aufzusuchen, wo die Lebensmittel vertheilt wurden. Semona folgte ihnen nach, ließ aber ihren spähen Blick nach allen Richtungen hin schweifen, um den Geliebten ihres Herzens aufzufinden. Sie sah ihn nirgends. Die Weiber hatten sie aber bald zu dem Ufer eines Baches geführt, wo ein großes Feuer brannte und wo die Nahrungsmittel ausgegeben wurden. Auch sie empfing, wie die andern Amazonen, ihr Theil davon und füllte an dem Bache ihren Flaschenkürbis, der an ihrem Güttel hing. Dann wanderte sie mit ihren Begleiterinnen wieder zurück zu deren Lager und legte sich dort unter einem Baum nieder. Auch auf dem Rückweg hatte sie Buardo nicht auffinden können. Bald loberten nun nach allen Richtungen hin Lagerfeuer auf, so daß der ganze Wald wie mit Tageshelle beleuchtet wurde. Es war ruhiger geworden, die Amazonen lagen um ihre Feuer her, labten sich an Speise und Trank, wühlten in den erbeuteten Sachen, spielten, schliefen und gingen einzeln umher, um Wasser zu holen oder Bekannte aufzusuchen. Ein Feuer leuchtete besonders hell durch den Wald und zwar an dem fernsten Ende desselben. Dorthin war Semona noch nicht gekommen, es zitterte

ihr durch die Seele, dort müsse der Geliebte sein; sie stand auf, nahm ihr Gewehr unter den Arm und ergriff den Flaschenkübis, als gehe sie, um Wasser zu holen.

Langsam und anscheinend unbekümmert wanderte sie hin und her durch den Wald und warf im Vorübergehen ihren suchenden Blick in jedes Lager, hielt aber ihren Schritt nach dem großen Feuer hin gerichtet. Sie kam näher und näher, deutlicher traten die Gestalten in der Nähe des flackernden Lichtes aus dem Dunkel der Büsche hervor, noch einen Schritt, sie sah einen Mann in einiger Entfernung von dem Feuer auf der Erde hingestreckt liegen — Himmel! — es war Buardo, der Geliebte, der Angebetete ihres Herzens, der regungslos dort lag und dessen Fesseln an Händen und Füßen sie jetzt erkannte.

Semona zitterte heftig, der Athem versagte ihr und sie mußte sich an einem Baum halten, um nicht in die Kniee zu sinken. Er war's, gebunden auf nackter Erde — vielleicht verwundet und ohne Trank! Das Herz wollte dem liebenden, treuen Mädchen aus der Brust springen, Thränen füllten ihre Augen, und nur mit Gewalt konnte sie den Jammer unterdrücken, der sich auf ihre Lippen drängte. Doch nur für wenige Minuten ließ sie sich von ihrem Gefühl überwältigen, dann ermannte sie sich: ihr Geliebter lebte, und das war genug, sie konnte ihn befreien oder mit ihm sterben! Sie faßte alle ihre Kräfte zusammen und schritt langsam und wie ermüdet bei dem Feuer vorüber. Buardo lag auf der Seite, sein Kopf ruhte auf der Erde und seine Augen waren geschlossen. Nur wenige Schritte von seinem Haupte sank das Ufer in den rauschenden Bach hinab, während in der Richtung seiner Füße das Feuer brannte, um welches ein Duzend Amazonen gelagert war. Unter ihnen befand sich die Anführerin des Heeres, Agamahi, der oberste Offizier der Leibgarden des Königs von Dahomey. Agamahi lag auf einem Teppich hingestreckt und ruhte ihren Oberkörper auf einem rothen Kissen, während sie den Dampf aus einer kurzen Pfeife über sich in die Luft blies. Sie hatte den blutigen Rock Semona's bemerkt, als diese bei dem Feuer vorüber nach dem Wasser schritt, und ihr Auge blieb auf sie gerichtet, so lange sie sich am Bache mit Füllen ihrer Kürbislasse aufhielt. Semona füllte und trank abwechselnd, wobei sie ihren Blick auf den gefangenen Geliebten heftete, doch länger durfte sie nicht verweilen, wollte sie keine Aufmerksamkeit unter den Amazonen erregen. Sie erhob sich langsam, befestigte dann die Flasche an ihrem Gürtel, nahm ihr Gewehr vom Boden auf und wischte es mit ihrem Rock ab, nur, um noch einen Augenblick länger ihren Buardo ansehen zu können. Dann ging sie langsam, immer noch an ihrem Gewehr pudend, zurück, und als sie sich neben Agamahi befand, sagte diese mit theilnehmender Stimme zu ihr:

„Dein Rock bezeugt, daß Du nicht die Letzte im Kampfe warst. Hast Du gegessen?“

Semona fuhr erschrocken zusammen, doch ein Blick auf Buardo gab ihr Muth.

„Nein!“ antwortete sie mit tiefem verstellten Ton. Gottlob, Buardo rührte sich nicht, er hatte Semona's Stimme nicht erkannt!

„So ist; dort steht Brod und Fleisch. Du kannst hier beim Feuer liegen bleiben, denn Du wirst nicht Viele Deiner Kameraden auffinden,“ sagte Agamahi und wandte sich dann, während Semona nach dem bezeichneten Platz ging, an die beim Feuer liegende Amazone und fuhr fort: „Sie gehört zu dem Regimente aus dem Lande Scandi, den tapfersten Kriegerinnen des Königs; ich kenne sie an dem rothen Saum, der ihren Rock umgiebt. Das Regiment ist beinahe ganz aufgerieben, es

war das erste beim Sturm auf dem Wege nach der Stadt hinauf, wo es viele Leute durch die herabstürzenden Felsen verlor, beim Sturm über den Dornenwall war es abermals das erste, und während des Kampfes in der Stadt wurde es beinahe gänzlich vernichtet. Alle seine Offiziere sind geblieben und seine Kriegerinnen haben sich jetzt hier und dort unter die andern Regimenter gemischt. Der Verlust dieser Tapferen wird den König schmerzen.“

Eine Pause trat ein, die Agamahi durch stärkeres Rauchen ausfüllte, während die anderen Amazonen, wie es schien, sehr ermüdet, zurück auf die Buschhaufen saßen, die sie sich unter die Schultern gelegt hatten.

Kein Wort der Felbherrin entging Semona, doch beugte sie sich über die Speisen und aß, weil dies ihr noch eine Gelegenheit bot, in der Nähe des geliebten Jünglings zu verweilen. Endlich aber mußte sie aufbrechen, sie erhob sich, nahm ihr Gewehr unter den Arm und wollte sich schweigend entfernen, als Agamahi ihr von ihrem Lager aus abermals zurief: „Wie heißest Du?“ Semona erschrak wieder heftig, doch rasch und entschlossen antwortete sie: „Adah!“ und hielt bangend ihren Blick auf Buardo geheftet. Er schien sie aber nicht gehört zu haben.

„Du kannst hier bleiben, Adah; Dein Volk ist treu, tapfer und wachsam. Hier liegt der Sohn des Königs der Annagu's, dessen Gefangennehmung Deinem Regiment so viele Leute gekostet hat; halte Dein Auge offen, wenn die anderen sich geschlossen haben, und wache über den Gefangenen. Ich werde Deinen Namen dem König nennen.“

Semona fühlte, wie ihre Glieder bekten, und hörte die Schläge ihres eigenen Herzens, aber ohne ein Wort zu sagen, schritt sie im Kreise um das Feuer zu Buardo und setzte sich mit dem Gewehre auf ihrem Schooße dicht neben ihm nieder, und zwar hinter seinem Rücken, das Gesicht von Agamahi abgewandt. Dort saß sie bewegungslos wie eine Statue, und Nichts in ihrem Inneren verrieth den Sturm der Gefühle, die ihr Inneres durchwogten; nur ihr Auge spiegelte bald den ungeheuren Schmerz, der ihre Brust zerreißen wollte, bald das unbegrenzte Glück, dem geliebten, theuren Buardo nahe zu sein, bald die beseligende Hoffnung, ihn zu retten. Er lag regungslos da, nur zuckte er von Zeit zu Zeit krampfhaft unter dem Schmerz, den ihm die Fesseln verursachten, mit denen seine Hände auf seinem Rücken zusammengebunden waren. Und Semona durfte ihm nicht helfen, ihm nicht den Schmerz erleichtern — sie durfte ihm nicht einmal sagen, wie nahe sie seinem Herzen war, wie bereit, sein Unglück, ja den Tod mit ihm zu theilen. Sie fühlte sogar, daß er die Amazone, die sie augenblicklich vorstellte, hasse, ja ver wünsche, und doch fand sie eine Beruhigung in diesem Gedanken, da sie sich sicher vor seinem Blicke fühlte, denn hätte er sich plötzlich umgewandt, so wären sie Beide unwiderruflich verrathen gewesen.

Immer noch rebete Agamahi, obgleich die Antworten der anderen Amazonen beim Feuer immer spärlicher wurden. Semona wagte es nicht, sich unpublischer, erst mußte die Felbherrin verstummen. Das Feuerlicht wurde aber augenscheinlich matter, und die Hoffnung, daß es ganz erlöschen und die Amazonen in Schlaf sinken möchten, loderte immer lebendiger in Semona's Seele auf. Nach und nach wurde es still im Walde, die Stämme der Bäume glänzten nicht mehr so hell und das Laubdach über den ruhenden Kriegerinnen verlor das frische, vom Feuerschein erhellt Grün. Nur die unheimlich lachenden Stimmen hungriger Hyänen, das Heulen von Wölfen und Pantheren tönte von außen her durch den Wald, und hier und dort flatterte mit

kühlendem Flügelsschlag ein Vampyr über einer der schlafenden Amazonen. Semona sah sich um. Agamahi war zurück auf das rothe Kissen gesunken, ihre langbewimperten Augen waren geschlossen, ihr rabenschwarzes reiches Haar lag in langen Locken über ihrem Busen und auf ihren zarten Schultern lehnte ihr schöner Kopf hinten über, und zwischen den frischen, vollen Lippen ihres halbgeöffneten Mundes glänzten zwei Reihen der prächtigsten Zähne. Agamahi war ein schönes, schlankes Weib von einigen zwanzig Jahren, ihre hellbraune Hautfarbe verrieth gekreuztes Blut in ihren Adern, und ihr Wesen war mild, theilnehmend und freundlich. Niemand, der sie im gewöhnlichen Leben sah, konnte sie für die gefürchtete Kriegerin halten, die eigenhändig schon Hunderte von Feinden gefangen genommen oder getödtet hatte, wenn auch die vielen Narben, die ihren schönen, zartgebauten Körper bedeckten, bekundeten, daß sie in mancher Schlacht gekocht hatte.

Sie war eingeschlafen, Semona hielt ihren Blick lange Zeit, als zähle sie ihre Athemzüge, auf die Kriegerin geheftet, dieselbe rührte sich aber nicht, ja, sie schien immer fester in den Schlaf zu sinken, denn die Pfeife, die sie bisher noch in der Hand gehalten hatte, war jetzt derselben entfallen. Noch fester und unbewusster schliefen die übrigen Amazonen bei dem Feuer, welches nach und nach zusammenfiel und nur noch mitunter in heller Flamme aufblackerte.

„Rühre Dich nicht, die leiseste Bewegung von Dir würde es verrathen, daß ich keine Amazone bin!“ flüsterte Semona jetzt leise, wie ein Hauch, in Buardo's Ohr, und dieser zuckte zusammen, wie von einem elektrischen Funken berührt. Um Gotteswillen, rühre Dich nicht und rede nicht!“ fuhr Semona schnell fort und neigte sich noch näher zu dem Geliebten. „Ich bin es, Buardo, Deine Semona, die treue Geliebte Deines Herzens. Rühre Dich nicht, bei unserer Liebe, bei unserm Leben! Ich will Dich retten oder mit Dir sterben.“

Dabei warf sie einen fliegenden Blick nach dem erlöschenden Feuer, wo die Amazonen schliefen, zog ein kleines Messer aus ihrem Rocke hervor und war im Begriff, das Seil zu durchschneiden, welches Buardo's Hände fesselte, da schritt schweigend und kaum hörbar auf dem anderen Ufer des Baches die dunkle Gestalt einer Amazone langsam vorüber, und der matte Schein des Feuers spiegelte sich auf dem blanken Laufe des Gewehrs, welches sie im Arm trug. Semona schreckte zusammen und wischte, sich aufrichtend, mit der Hand über die Augen, als habe sie sich im Schlafe nach vorn geneigt und sei soeben erwacht. Der Wachtposten schien sie aber nicht bemerkt zu haben und war nach wenigen Augenblicken hinter den Büschen und Bäumen verschwunden. An der anderen Seite des Feuers aber hinter Agamahi ging jetzt eine Amazone mit dem Gewehr im Arme vorüber und sah mit ihren großen, glänzenden Augen nach Semona hin. Auch dieser Posten schritt vorbei, und Alles war wieder ruhig und unbewegt, doch wagte es Semona jetzt noch nicht, Etwas zur Befreiung ihres Geliebten zu unternehmen. Sie lauschte und spähte eine Zeit lang nach allen Richtungen hin, dann neigte sie sich wieder zu Buardo und flüsterte ihm zu:

Wir werden bewacht, Buardo, ich darf Deine Fesseln noch nicht zerschneiden; ich will sie Dir aber lockern, damit sie Dich nicht so sehr schmerzen. O, könnte ich sie Dir doch schon abnehmen!“

Abermals zog jetzt die Schildwache an der anderen Seite des Baches vorüber, und bald darauf zeigte sich auch die wieder, die hinter Agamahi ihren Auf- und Niedergang hielt. Semona merkte sich die Zeit der Zwischenräume, in welcher die Posten wiederkehrten,

neigte sich schnell zu Buardo und lockerte die Knoten, womit das Seil um dessen Hände geschlungen war, und zitternd drückte der Jüngling ihr zum Dank die Hand. Semona sah ein, daß hier nicht der Ort sei, wo sie Buardo befreien könne, sie mußte es für eine andere Gelegenheit aufschieben, denn durch den Bach zu flüchten, würde Geräusch verursachen, und in den Wald hinein waren allenthalben die Amazonen gelagert.

Jetzt bewegte sich Agamahi und hob, wie im Erwachen, ihre Hand vor die Stirn; schnell sprang Semona zu dem Kohlenfeuer, warf einige Stücke Holz darauf und blies die Flammen an. Agamahi schlug die Augen auf und sah, was Semona that.

„Man sieht Dir an, Adah, daß Du in Scandi geboren bist, dort schlafen die Krieger nur mit einem Auge. Es ist mir lieb, daß Dich der Zufall zu mir geführt, nun sollst Du auch bei mir bleiben. Ich denke, Du wirst dem Könige gefallen. Wie alt bist Du?“ jagte die Feldherrin, indem sie sich auf den Arm stützte und Semona aufmerksam betrachtete, deren schöne Formen jetzt hell von dem auflodernden Feuer beschienen wurden. „Achtzehn Jahr,“ antwortete Semona beklommen und schürte das Feuer.

„Wie ich Dir sage, Du wirst bei mir bleiben, auch während des Marsches, und wenn es Dir an irgend Etwas fehlen sollte, so mußt Du es mich wissen lassen. Der König wird Dich wahrscheinlich zu sich in seinen Palast nehmen,“ fuhr die Feldherrin fort, als Buardo sich krampfhaft bewegte und unverständliche Worte ausstieß. Semona blickte sich erschrocken nach ihm um, wandte sich dann aber schnell an Agamahi und sagte:

„Die Fesseln des Gefangenen sind zu fest gebunden, er wird es nicht bis nach Abomey ertragen, sie schneiden ihm in das Fleisch, was seinen Tod zur Folge haben könnte. Ich glaube nicht, daß dem Könige ein Gefallen damit geschehe.“

„Um keinen Preis der Welt möchte ich dies erleben. Sieh Du danach, Adah, Ihr von Scandi wißt wohl mit Gefangenen umzugehen; ich mache Dich für ihn verantwortlich, Sorge Du für ihn und liefere mir ihn in Abomey wohlbehalten ab!“

„Du magst Dich auf mich verlassen; sage aber Deinen Leuten, was Du mir befohlen hast, damit ich ungehindert danach handeln kann. Mein Kopf bürgt Dir für den Gefangenen!“ entgegnete Semona, warf noch ein Stück Holz auf das Feuer und ging dann zu Buardo zurück, neben welchem sie sich niederließ und nun die Fesseln an seinen Füßen lockerte, damit sie ihn nicht mehr drücken konnten. Dann sagte sie mit lauter, barscher Stimme zu ihm:

„Willst Du trinken, Buardo?“

Diesem ertönte die Antwort auf den Lippen, er wandte nur seinen Kopf nach dem geliebten, treuen Mädchen um und bejahte ihre Frage mit einem dankbaren, beseligten Blick. Semona ergriff ein Trinkgefäß, welches neben dem Feuer stand, füllte es mit dem kühlen Wasser des Baches und reichte es Buardo hin. Dann holte sie Blätter von den Riesenpflanzen, die an dem Ufer standen, bereitete daraus ein Lager und rollte mehrere derselben zu einem Kopfkissen für ihn zusammen. Als er weich gebettet war, wusch sie seine Wunden mit kühlem Wasser und flüsterte ihm dabei manch leises Wort der Liebe und der Hoffnung zu. Wohl wachte sie während der Nacht über den Gefangenen, um ihn zu erhalten, aber nicht für den König von Dahomey, sondern für ihr eigenes heiß und innig liebendes Herz.

(Fortsetzung in Bst. 4.)

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben

von

f. A. Strubberg (Armand). Illustrirt von G. Kartsch.

(Fortsetzung.)



Erst gegen Morgen sank Semona von Müdigkeit überwältigt, in Buardo's Nähe auf die Erde nieder und fiel in einen tiefen, wonnigen Schlaf, denn sie träumte von dem Geliebten, den sie befreit hätte.

Agamahi hatte sich erhoben und gab ihre Befehle für den heutigen Marsch aus, als ihr Blick auf den Gefangenen und dessen sorgsam vorbereitetes Lager fiel.

„Seht her!“ sagte sie zu den umstehenden Amazonen, „so behandelt man in Scandi werthvolle Gefangene. Adah hat während der ganzen Nacht gewacht und auch mein Feuer erhalten, während Ihr sämmtlich ununterbrochen geschlafen habt. Bereitet mit Eurem Frühstück zugleich das für jene Kriegerin! Ich habe ihr den Gefangenen zur Bewachung und Verpflegung übergeben; was sie in dieser Beziehung anordnet, soll geschehen; merkt Euch dies!“

Dann betrachtete die Feldherrin einige Augenblicke mit sichtbarem Interesse die schöne, schlafende Semona und sandte mehrere ihrer Offiziere in das Lager mit dem Befehl, schnell zu frühstücken und sich dann marschbereit zu halten.

Bei dem Feuer, neben welchem Buardo und Semona ruhten, wurde jezt Maisbrod gebacken und Fleisch geröstet, ersteres dadurch, daß man den Teig, auf einen glatten Stein gedrückt, vor der Kohlluth aufstellte, und letzteres, indem man es an hölzernen Spießen vor derselben in die Erde pflanzte. Agamahi ließ sich wieder auf den Teppich nieder, um ihre Mahlzeit einzunehmen, und als die Amazonen sich auch herzusetzen, sagte sie:

„Weßt Adah auf, daß sie mit uns speise!“

Die Amazonen warfen mißliebige Blicke nach der Schlafenden, eine von ihnen erhob sich aber und folgte dem Befehle der Feldherrin.

Semona fuhr erschrocken empor, ihr ängstlicher Blick fiel sogleich auf Buardo, und als sie diesen ruhig neben sich liegen sah, stand sie auf und folgte der Einladung zum Essen, welche Agamahi jezt selbst an sie richtete. Sie hatte schnell ihre Mahlzeit beendigt, nahm dann Brod und Fleisch, begab sich damit schweigend zu Buardo und weckte ihn mit barscher, lauter Stimme auf.

„Hier ist Dein Essen“, sagte sie, die Speisen bei ihm niederlegend, und empfing dagegen von ihm einen stüchtigen Blick, der ihre Seele mit Wonne erfüllte; dann löste sie ihm die Hände, holte frisches Wasser, um ihn durch einen kühlen Trunk zu erquicken, und wusch ihm dann auch seine Wunden.

Bald darauf gab Agamahi das Zeichen zum Aufbruch, die Trommeln und Hörner erklangen, und ein Regiment Amazonen zog in verworrener Masse bei der Heerführerin vorüber, durch den Wald der Straße zu. Semona hatte Buardo die Fesseln von den Füßen genommen, die Hände dagegen wieder gebunden, als einige der Amazonen herzutraten, um ihm zwei Stricke um den Hals zu schlingen und ihn auf dem Marsche daran zu leiten. Semona aber wies sie gebietend zurück und sagte:

„Der Gefangene ist meiner Sorge übergeben, und mein Kopf bürgt für ihn. Einer Scandi-Kriegerin entspringt ein Gefangener nicht, auch wenn er nicht gefesselt ist.“

Dabei richtete sie sich stolz auf und schlug an den Lauf ihres Gewehrs. Agamahi hatte der Verhandlung zugehört und gab durch ihr Schweigen ihre Zustimmung zu Semonas Verfahren. Diese winkte jezt Buardo mit der Hand und deutete ihm an, den vorüberziehenden Amazonenschaaren zu folgen. Dann schulterte sie ihr Gewehr und schritt ihm leichten Trittes auf dem Fuße nach. Dicht hinter ihr kam Agamahi mit ihrem Gefolge, und dann wogte der

Rest des Heeres der Straße zu, auf welcher der ganze Zug bald in eine dicke Staubwolke eingehüllt war. Gegen Mittag erreichten sie die erste Stadt in dem Lande Mahi, wo die Feldherrin dem Sabozir derselben den Befehl gab, mit den Häuptlingen der Umgegend und allen deren Kriegern einen Raubzug in das Land Annagu zu machen. Alle Schätze, die sie dabei erbeuten würden, sollten ihr Eigenthum, und alle Annagu's, deren sie habhaft würden, ihre Sklaven sein. Sie versicherte ihnen, daß die besten Krieger in Annagu erschlagen wären, und daß sie dort nun Nichts zu fürchten hätten. Diesen Befehl gab sie in jedem Orte, welchen sie auf dem Marsche berührte, und er wurde von den Mahis mit Freuden aufgenommen. Nur hier und dort an einem frischen Wasser hielt das Heer eine kurze Rast und setzte sich dann gleich wieder in Bewegung. Die Sonnengluth war sengend, und der Staub beengte das Athmen auf eine fast unerträgliche Weise. Semona fühlte, wie ihre Kräfte nachließen; die schwere Last, die sie zu tragen hatte, schien sie erdrücken zu wollen, sie hätte aber Buardo nicht verlassen, bis sie todt zusammen gebrochen wäre, denn es würde sogleich eine andere Wache für sie eingetreten sein, und dann war es zweifelhaft, ob der Gefangene ihr später wieder übergeben worden wäre. Sie hielt ihren Blick und ihre Seele auf ihn gebettet, als sammle sie bei ihm immer neue Kräfte, und wankte dicht hinter ihm in der Staubwolke mit der Masse vorwärts. Endlich neigte sich die Sonne, ihre Strahlen verloren an Gewalt, ein frischer, erquickender Luftzug trieb den Staub zur Seite, und der Wald, in welchem übernachtet werden sollte, stieg vor den Truppen auf. Oft sah sich Buardo mit mitleidigem, schmerzzerfülltem Blick nach dem treuen Mädchen um, er durfte ihr ja aber die Last nicht abnehmen, ja er durfte ihr sein Mitleid, sowie seine heißen Dankgefühle nicht einmal aussprechen; denn unmittelbar in ihrer Nähe hielten Amazonen gleichen Schritt mit ihnen. Doch auch das letzte saure Stück des Weges ward zurückgelegt, und Semona schlich ihrem geliebten Gefangenen nach in den kühlen, schattigen Wald, wo Agamahi bald am klaren Bache ihren Lagerplatz erwählte. Mit einem tiefen Athemzug, der wie „Gottlob“ klang, legte Semona Gewehr und Waffen nieder, und zwar in möglichst weiter Entfernung von der Stelle, wo der Teppich für Agamahi ausgebreitet ward. Unmittelbar vor einem dichten Gebüsch bereitete sie nun ein Lager für den Gefangenen, ließ ihn sich darauf niederlegen und fesselte dann seine Füße mit lockeren Bänden.

„Wecke mich zum Essen, ich muß jezt schlafen, um während der Nacht wachen zu können“, sagte Semona zu Agamahi und streckte sich unmittelbar neben Buardo nieder, dem sie einen Strick um den Arm und dessen anderes Ende sie sich um die Hand geschlungen hatte, als wolle sie sicher sein, daß er während ihres Schlafs ihr nicht entweichen könne. Sie war so entkräftet, daß sie sofort in tiefen Schlaf versank. Wohl zwei Stunden ruhte sie, ohne sich zu regen, doch die übermäßige Müdigkeit hatte sie kaum verlassen, da fuhr sie plötzlich empor, als wäre sie bange gewesen, einen Augenblick zu lange zu schlafen. Sie sprang auf, löste das Seil von ihrer Hand, erfrischte sich bei dem Wasser und reichte dann Buardo einen frischen Trunk.

„Heute Nacht, Buardo, müssen wir fliehen, Gott mag uns gnädig dabei schützen!“ flüsterte Semona dem Geliebten kaum hörbar zu und band dann das Ende des Seiles, welches noch an seinen Händen hing, an den Busch, vor welchem er hingestreckt lag. Agamahi hatte sie mit Wohlgefallen beobachtet und rief sie jezt zu dem Feuer, um mit ihr zu speisen. Se-

mona folgte der Aufforderung und theilte sich an dem Mahl, sie war sich aber kaum bewußt, was sie that, und hörte nicht auf die Unterhaltung der Amazonen neben sich, denn ihre ganze Seele war mit der Befreiung Buardo's beschäftigt, die sie in dieser Nacht auszuführen wagen wollte. Sie erkannte die Schwierigkeit und die Gefahr des Unternehmens nur zu wohl und wußte, daß, wenn der Versuch mißlang, an eine Rettung des Geliebten nicht mehr zu denken sein würde; aber dann wollte sie ihn lieber in ihren Armen sterben sehen und mit ihm aus der Welt gehen, als ihn nach Abomey führen und dort zu Tode martern lassen. Schnell hatte sie ihre Mahlzeit beendet, nahm Brod und Fleisch für Buardo und verließ schweigend, wie sie gekommen war, das Feuer. Sie ließ ihn essen, labte ihn mit einem Trunk und fesselte ihn wieder an den Busch. Mit dem Gewehr auf ihrem Schooß setzte sie sich dann in seiner Nähe an dem Stamm einer Palme nieder, so daß sie den Gefangenen im Auge hatte, dem Blicke Agamahi's aber nicht begegnen konnte; denn sie bangte immer, dieselbe möchte einmal Fragen an sie richten, die sie nicht zu beantworten im Stande sein würde.

Die Unterhaltung bei dem Lagerfeuer verstummte heute bald, die großen Anstrengungen während der letzten Tage rächten sich durch Müdigkeit an den Kriegerinnen, und auch der helle Schein des Feuers verblich nach und nach. Dennoch wagte es Semona nicht, sich nach Agamahi umzusehen, und wußte nur durch den Wald vor sich nach den Wachtposten, deren Erscheinen die Feldherrin wohl erst abwarten möchte, ehe sie sich dem Schlaf überlassen würde. Jetzt sah sie eine Bewegung in den Büschen, und die Schattengestalt einer Amazone schritt in ziemlich großer Entfernung vor ihr vorüber. Das Feuer war bis auf die Kohlengluth niedergebrannt, der neue Mond aber stand schon hoch und warf seinen noch matten Schein durch die rauschenden Wipfel des lustigen Waldes zitternd auf die Erde nieder.

Semona blickte sich jetzt um, sah die Amazonen so wie Agamahi, in tiefen Schlaf versunken, ausgestreckt um die matt leuchtenden Kohlen liegen und in einiger Entfernung den zweiten Wachtposten vorüberziehen, der mit dem ersten an der andern Seite gleichen Schritt hielt. Ihr Herz schlug hörbar, jetzt sollte es gewagt, jetzt sollte die Lebensfrage entschieden werden! Die Wachtposten waren verschwunden, noch einmal wollte Semona sie vorübergehen lassen, weil sie auf diesem Gänge längere Zeit vom Lager entfernt blieben; sie legte das Gewehr nieder, schlich lautlos zu dem Fleck, wo die Speisen und die zu deren Transport benutzten Säcke lagen, füllte einen derselben mit Brod und Fleisch und kehrte zu Buardo zurück, um das Wiedererscheinen der Posten zu erwarten.

Mit unterbrochenem, heftigem Pulsschlag lauschte sie nach den Schritten der Amazonen, als zähle sie die Augenblicke bis zu deren Rückkehr, da schreckte sie die Stimme Agamahi's aus ihrer Spannung, wie ein Blitz glitt sie zu dem Kohlenfeuer und ergriff trocknes Reisig, um die Flamme damit anzufachen; doch Agamahi hatte die Augen noch nicht geöffnet, sie warf sich auf die andere Seite, ihr erhobener Arm sank wieder neben ihr nieder; sie mußte im Schlafe geredet haben. Semona blieb mit dem Reisig in der Hand niedergekauert bei dem Kohlenhaufen sitzen und lauschte den Athemzügen der Feldherrin, die wieder ruhig und regelmäßig wurden. Jetzt hörte sie den Tritt der Wachtposten, sie schlich zu dem Baume zurück und setzte sich in dessen dunkeln Schatten nieder, als die beiden Amazonen langsam vorüberzogen.

Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. „Setzt, Buardo, setzt mag uns Gott helfen!“ sagte sie leise zu dem Geliebten und löste mit bebenden Händen seine Fesseln.

Er sprang auf, ergriff das Gewehr, Semona reichte ihm das Schwert, warf den Beutel mit Speisen über ihre Schulter und glitt mit den Worten „mir nach, Buardo!“ durch die Büsche und über den Pfad, auf dem die eine Schildwache ihren Gang hatte. Mit Blitzesschnelle stoben sie durch den Wald dahin, der bald lichter wurde, und erreichten an dessen Saume eine steinige, hier und dort mit Gras bedeckte Fläche. Das Mondlicht war noch hell genug, um ihrem Tritt Sicherheit zu gewähren und die Schnelligkeit ihrer Flucht zu begünstigen; doch Buardo unterbrach dieselbe für einen Augenblick, umschlang, von Liebe und Dankbarkeit überwältigt, die in ihrer Seligkeit zitternde Semona und preßte sie stürmisch an sein Herz. Dann nahm er ihr den Gürtel mit der Patrontasche und der Wasserflasche ab, befestigte denselben um seinen Leib, ergriff den Beutel mit den Lebensmitteln und eilte nun an der Seite der Geliebten durch das Halbdunkel der Nacht nach Osten fort. Ohne sich umzusehen, waren sie einige Meilen dahingeflohen und hatten mit banger Spannung von Minute zu Minute gefürchtet, den Wald hinter sich von dem Kriegesgeschrei der Amazonen ertönen zu hören; doch aber war Alles ruhig geblieben und ihre Flucht konnte noch nicht bemerkt worden sein. Die Flüchtlinge hatten jetzt steinige Höhen erreicht, die sich in einer Kette nach Süden hinzogen und deren höchsten Rücken sie bald erklimmen. Hier standen sie still, um sich einen Augenblick zu erholen, und schauten über das weite, düstere Thal nach dem dunkeln, in dem Nebel der Ferne verschwimmenden Wald zurück.

„Noch ist ihnen unsere Flucht nicht bekannt, der Himmel wird uns gnädig sein und unsre Feinde noch lange in ihrem Schlafe halten. Meine Semona, mein treues, geliebtes Mädchen! Wird mein Leben hinreichen, dir jemals einen Theil meiner Schuld durch treue, innige Liebe abzutragen?“ sagte Buardo und hielt die Geliebte an sein Herz gedrückt.

In diesem Augenblick zuckten glühende Blitze aus dem fernen Wald hervor und wenige Augenblicke später rollte der Donner von Gewehrfeuer durch das Thal zu der Höhe heraus, auf der die Liebenden standen. Zugleich zeigten sich jetzt blinkende Lichter in dem Walde, und erschreckt faßte Buardo die Hand der treuen Geliebten mit den Worten:

„Wir sind verrathen, Semona, fort, laß uns eilen, denn bald wird die ganze Gegend von den Amazonen durchschwärmt werden. Gottlob, wir haben einen bedeutenden Vorsprung gewonnen!“

Fort eilten jetzt die Fliehenden, bergauf, bergab, über Stock und Stein durch manns Hohes Gras und durch Dornen- und Stachelgebüsch, doch Nichts hielt sie in ihrem Rettungslauf zurück und Meile auf Meile ließen sie hinter sich.

Der Tag begann vor ihnen aufzudämmern, und die wilden Thiere stoben vor seinem Lichte, um in den verborgenen Schatten der Wälder und der Felsen zu ruhen. Buardo und Semona aber gönnten sich noch keine Rast, der Gedanke an die mitleidlosen Amazonen hielt ihre Kräfte aufrecht, und Hand in Hand wanderten sie mit beschleunigtem Schritt vorwärts, um den höheren, vor ihnen liegenden, theilweise bewaldeten Bergzug zu erreichen, über welchen jetzt die Sonne blinkend und blendend emporstieg. Je näher sie aber diesem ersehnten Ruhepunkt kamen, desto schneller nahmen Semona's Kräfte ab, und bald versagten ihre Füße die Dienste.

„Hörst Du, Einziggeliebter, laß mich zurück, der Gott, der uns die Freiheit gab, wird mich beschützen, rette Dich und Sorge nicht für mich!“ sagte Semona niederstinkend und preßte mit flehendem Blick ihre Lippen auf die Hand des theuren Jünglings.

„Semona, beste Semona, was sagst Du da! — Weißt Du nicht, daß Du mein Leben, mein Glück, meine Seligkeit bist — ich sollte Dich verlassen — sollte mir ein Leben erhalten, welches ohne Dich lebendiger Tod wäre? — Komm, süßestes, treuestes Mädchen, noch habe ich Kräfte für Dich — Du weißt es ja, daß jeder Pulsschlag, jeder Athemzug, jeder Nerv in mir Dir gehört. Komm, lege Deine lieben Arme um meinen Nacken, ich trage Dich auf meinen Schultern.“

Mit diesen Worten neigte sich Buardo zu Semona nieder, hob sie auf seinen kräftigen Rücken und schritt, ihre kleinen Hände an seinen Lippen, eilig den ersten Bergen zu.

Die Sonnenstrahlen brannten unbarmherzig auf die Liebenden nieder, Buardo ermattete immer mehr unter seiner theuren Bürde, sein Schritt wurde langsamer und wankender, dennoch aber blieb er im Gehen, und der Gedanke daran, wieviel mehr Anstrengung das geliebte Mädchen für ihn auf dem Marsch ertragen hatte, hielt ihn aufrecht. Endlich hatte er die ersten Höhen erstiegen und zwischen einem Dickicht von Stachelgewächsen einen feuchten Platz erreicht, der, wie es schien, das Wasser aus der höher liegenden Schlucht im Walde erhielt. Buardo konnte aber nicht weiter gehen, er ließ die Geliebte von seinen Schultern gleiten und sank selbst in der Sonnengluth erschöpft auf den feuchten Grund nieder. Sein Blut strömte in Fieberreile durch seine Adern, es fauste ihm wie ein Sturm vor den Ohren, und vor seinem Blick verwirrten sich die Bilder. Sein Haupt sank in das Gras und seine Arme fielen machtlos an seiner Seite auf den Boden.

„Buardo, mein Buardo!“ rief Semona, sich bei ihm niederwerfend, hob seinen Kopf in ihren Arm, an ihr Herz und bedeckte seinen Mund mit ihren Küssen, mit ihren Thränen. Doch Buardo hörte sie nicht mehr, regungslos lag er da, und die geschwellenen Adern vor seiner Stirn deuteten auf die Gluth, die ihm die Sinne raubte. Entsetzt und von Verzweiflung getrieben, ließ Semona seinen Kopf aus ihrem Arm an die Erde sinken, riß das Schwert aus seinem Gürtel, sprang etwas weiter in die Schlucht hinein, wo der Grund noch viel feuchter zu sein schien, und grub mit dem Stahl in den Boden, um dort feuchte, kühle Erde zu suchen. Kaum hatte sie einen Fuß tief gegraben, als das Wasser sich in der Vertiefung sammelte und sie ihre hohlen Hände mit demselben füllte. Sie ließ zurück zu dem Geliebten, wusch sein Antlitz und seinen Nacken mit dem kühlen Naß und benegte seine Lippen damit. Dann schob sie ihren Arm unter seine Schultern, hob ihn an ihre Brust und zog ihn nun nach dem Wasser hin. Die Angst, die Verzweiflung gab ihr Kräfte, bald ruhte der Geliebte an dem erstrebten Plage, und Semona konnte ihm nun das Haupt kühlen und ihm einen Trunk einflößen. Mit bebender Hand schöpfte sie das sich sammelnde Wasser wieder und wieder, um es über Buardo's brennende Stirn zu gießen, bis er endlich die Augen öffnete und seinen rettenden Engel wiedererkannte. Unter Semona's Kiebkosungen und beneget von ihren Freudenthränen, erholte er sich bald, und es trieb ihn nun, diesen den sengenden Strahlen der Sonne ausgelegten Platz gegen den Schatten des nicht fernen Waldes zu vertauschen. Er erhob sich, von der Geliebten unter-

stützt, sie nahm ihm das Gewehr und die Lebensmittel ab, und nun wankten sie, einander führend, der Höhe zu, die sie, wenn auch nur langsam, endlich erreichten. Dort fanden sie den Quell, der ihnen das Wasser zur Rettung gesandt hatte, frisch und klar unter einer mächtigen, schattigen Eiche hervorspringen und sanken in dem kühlen Waldschatten nieder, um sich vollends von ihren übernatürlichen Anstrengungen zu erholen.

Der Tag verstrich, die Liebenden hatten sich durch Speise und Trank erquickt und waren Arm in Arm lange Zeit von tiefem Schlaf umfungen gewesen, als plötzlich der Krach eines abgefeuerten Gewehrs sie aus ihren süßen Träumen schreckte und Buardo emporspringend das Geschöß ergriff. Der Schuß war an dem Fuße des Berges gefallen, gleich darauf ertönte das Kriegsgeschrei einer Amazone in nicht sehr großer Entfernung, und weiterhin in dem Thale wurde dasselbe beantwortet. Ein zweiter, ein dritter Schuß fiel jetzt in südlicher Richtung in der Ferne, und auch von dorthier schallten die wilden Stimmen der nach den Flüchtlingen suchenden Kriegerinnen.

Buardo stand lausend und in der Schlucht nach dem Platz hinabspähend, wo Semona Wasser für ihn gegraben hatte, als er eine einzelne Amazone sich dem Fleck nahen sah und dieselbe augenscheinlich den Fußtritt folgte, die dorthin führten. Bei der frisch gegrabenen Vertiefung angelangt, blieb die Kriegerin überrascht stehen, beugte sich zur Erde nieder und untersuchte umsichtig die Stelle. Buardo aber hatte das Gewehr an Semona gegeben, war mit dem Schwert in der Hand mit Blitzgeschnelle in die Schlucht hinuntergesprungen und hatte die niederknieende Amazone bis auf wenige Schritte erreicht, als dieselbe ihn gewahrte und mit einem gellenden Kriegsschrei aufsprang. Es blieb ihr jedoch keine Zeit mehr, das Gewehr, welches neben ihr im Grase lag, aufzuheben, sie riß das Schwert aus ihrem Gürtel und führte einen wüthenden Streich auf Buardo, der den Hieb mit dem seinigen auffing. Im nächsten Augenblicke hatte die Amazone ihren Gegner umschlungen und hielt dessen bewaffneten Arm mit solcher Macht an ihre Brust gedrückt, daß er nicht im Stande war, von seinem Schwert Gebrauch zu machen, doch ergriff er mit seiner Linken den Hals des wüthenden Weibes und umklammerte ihn so fest, daß sie keinen Hülfseruf von sich zu geben vermochte. Sie stürzten Beide nieder, und Buardo rang vergebens, seinen rechten Arm zu befreien, als eine zweite Amazone in die Schlucht hinaufgesprungen kam und mit geschwungenem Säbel ihrer Gefährtin zu Hülfe eilte. Nur noch wenige Schritte lagen zwischen ihr und den Ringenden, als ein Schuß sie zu Boden streckte und Semona, die denselben abgefeuert hatte, mit dem Gewehr in der Hand auf den Kampfplatz sprang. In demselben Augenblicke befreite Buardo seine Rechte von dem Arm seiner Gegnerin und stieß ihr das Schwert durch die Brust, daß sie lautlos sterbend in das Gras zurückfiel.

Semona hatte das Gewehr fallen lassen und warf sich dem geretteten Geliebten in die Arme, der sie mit überwiegenden Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit an sein Herz drückte. Dann lauschten und spähten sie um sich, Alles war still und stumm, und nur weiter nach Süden hin wiederholten sich die Signalschüsse und die Kriegsbrufe der umherstreifenden Amazonen, durch welche sie sich Zeichen gaben, um einander nicht zu verlieren. Buardo beraubte die beiden getödteten Kriegerinnen ihrer Munition und ihrer Kürbisflaschen, zog sie in das Dickicht hinein und eilte dann mit Semona zu dem Lagerplatze zurück. Beide fühlten sich durch den Schlaf gekräftigt, die Gluth des Tages war

vorüber, und die Sonne warf ihren letzten feurigen Blick über die wüste, weite Landschaft, als sie abermals ihre Wanderung antraten und in dem zunehmenden Lichte des Mondes nach Osten hin durch den Wald schritten.

Die Besorgniß, daß die Amazonen nun noch ihre Spur auffinden und ihnen folgen möchten, wurde jetzt geringer, denn dieselben hatten sich offenbar weiter nach Süden gewandt. Eine andere Gefahr aber erwartete sie auf ihrer Flucht, die sie noch mehr bedrohte, als die Kriegsschaar der Dahomeys. Sie befanden sich in dem Lande der Mahis, welche dem Könige von Dahomey unterthan und welche durch Agamahi gegen die Annagus in's Feld gerufen waren. Fielen sie in deren Hände, so wußten sie, daß sie unfehlbar nach Abomey ausgeliefert würden, und dies zu vermeiden und die vielen Niederlassungen der Mahis so weit zu umgehen, daß sie deren Bewohnern nicht begegneten, war eine schwierige Aufgabe für Fremde in diesem Lande. Buardo beabsichtigte, sich nach den am Nigerrfluß gelegenen Städten zu begeben und die dort herrschenden Könige gegen den Tyrannen von Dahomey um Hülfe anzusprechen, da es ihm bekannt war, daß man denselben dort haßte und die Vergrößerung seiner Macht mißtrauisch und neidisch beobachtete. In gerader Richtung nach Osten mußte Buardo auf dem kürzesten Wege aus dem Bereich der Mahis kommen, welchen Charakter aber die Landstriche trugen, die er zu durchwandern hatte, war ihm unbekannt. Die unsichtbare, gnadenreiche Hand, die ihn und Semona bis jetzt so wunderbar aus allen den großen Gefahren gerettet hatte, würde auch fernerhin über sie wachen, hofften Beide, und mit Vertrauen und Entschlossenheit schritten sie ihrer Zukunft entgegen. Mehrere Tage hintereinander wanderten sie von dem ersten Grauen des Morgens, bis die Sonne ihre Gluth entwickelt hatte, und wieder Abends spät in die Nacht hinein, bis ihnen die Kräfte schwanen, und ruhten dann unter rauschenden Palmen, umweht von dem gewürzigen Duft der Blumen, womit die Waldstriche geschmückt waren, oder sie sanken auf kühlem Boden unter einem Felsstück nieder, welches ihren Ruheplatz vor den Sonnenstrahlen geschützt hatte. Die Lebensmittel, womit sie sich bei ihrer Flucht aus dem Lager der Amazonen versorgt, waren bereits verbraucht, doch es war Buardo geglückt, mit dem unsichern Schuß seiner Muskete eine Antilope zu erlegen, deren Fleisch sie für einige Zeit mit Nahrung versorgte; denn sie hatten einen Theil davon in dünne Streifen geschnitten und dieselben in der Sonne getrocknet. Auch fanden sie bis jetzt das Land von Waldstrichen durchzogen, in deren Schatten sie häufig Quellen und kleine Gewässer antrafen, und die ihnen reichlich süße, saftige Früchte boten. Das Land vor ihnen zeigte ihnen aber jetzt ein anderes Bild: die Hügel und die Wälder waren vor ihren Blicken verschwunden, eine weite, sandige Ebene, aus der nur hier und dort eine einsame Palme, eine Aloe neben glühend heißem Gestein emporragte, lag vor ihnen ausgebreitet, und deren unabsehbare Ebene verschwamm in zitterndem Sonnengeblende mit dem Himmel. Vertrauensvoll aber und unverzagt betraten die beiden Wandernden auch die Einsamkeit dieser Sandwüste und hielten ihre Blicke nach Osten auf den in dem Duft der Ferne behebenden Horizont geheftet, um neue Berge, neue Wälder in ihm aufsteigen zu sehen. Von dem Wasser, welches sie in drei Flaschen mit sich führten, machten sie so spärlich als möglich Gebrauch, und ihren Fleischvorrath behandelten sie mit gleicher Sparsamkeit; aber Beides ging nach wenigen Tagen zur Neige, und der letzte Trunk

war nach einem abermaligen langen Marsch durch den sengend heißen Sand kaum noch hinreichend, ihre Lippen zu benetzen. Auch das letzte Stück Fleisch theilten sie an diesem Abend und sanken dann ermattet auf den durchglühnten, leichten Boden nieder, auf dessen endloser Fläche mit dem hellen Lichte des Mondes eine Todtenstille ausgebreitet lag. Nur für Augenblicke weckte von Zeit zu Zeit das Geheul einer hungrigen Hyäne die beiden Ruhenden aus ihrem Schlafe, bald sanken sie jedoch, immer wieder von Müdigkeit überwältigt, Arm in Arm auf ihr heißes, sandiges Bett nieder und vergaßen die Schrecken und Gefahren der Wüste, in der sie sich befanden. Dem anbrechenden Morgen schritten sie dennoch schon wieder entgegen, die Herzen voll Hoffnung, voll Sehnsucht, voll Verlangen nach einer Veränderung des Bildes vor sich. Vergebens blickten sie in der Gluth des Mittags um sich nach dem Schuß einer schattigen Palme, eines emporstrebenden Felsens, um sich darunter vor der Sonne zu verbergen, nirgends war die Fläche, so weit das Auge reichte, durch die leiseste Erhöhung unterbrochen. Semona fühlte sich sehr ermattet, sie hatte sich während der letzten Tage, gegen das Wissen Buardo's, noch mehr als dieser der Speise und des Tranks enthalten, um dem Geliebten den größeren Theil davon zukommen zu lassen, und der Mangel an Nahrung machte sich jetzt bei ihr durch große Hinfälligkeit bemerkbar. Sie sanken Beide auf den Sand nieder, die heiße Luft, die sie athmeten, gab ihnen keine Erquickung, so hoch sich auch die Brust hob, ihre Lippen und ihr Gaumen waren trocken und lechzten nach einem Trunk, und das Verlangen nach Speise wurde immer stärker. Semona klagte nicht, ja sie sah den Geliebten mit einem Lächeln an, als wolle sie ihm Muth und Hoffnung dadurch einsößen, es lag aber eine Wehmuth, eine Ergebung in diesem Lächeln, die mehr auf einen baldigen letzten Abschied, als auf eine Rettung aus dieser Noth deutete. Umsonst bemühte sich Semona, ihre Thränen zurückzuhalten oder sie an der Brust des Geliebten zu verbergen, er erkannte das Glend, das sie Beide bald erwartete, und sah mit blutendem Herzen die Kräfte des geliebten Mädchens schwinden. Mit Verzweiflung schaute er nach der Sonne auf, die über seinem Haupte stand und ihre Strahlen senkrecht auf ihn niederstieß, und sann, auf welche Weise er die Geliebte dagegen schützen solle. Da fiel sein Blick auf den Sack, in welchem er die Lebensmittel getragen hatte, er trennte ihn in der Naht auf, so daß das Stück Zeug, welches aus einem Bastgeflecht bestand, die doppelte Größe erhielt, stach dann das Schwert neben Semona in den Sand, stieß auf ihrer andern Seite den Ladestock des Gewehrs in den Boden, befestigte das eine Ende des Gewebes auf diesen beiden Stützen und warf dessen anderes Ende sich selbst über den Kopf, indem er sich hinter Semona niederlegte. Auf diese Weise spannte er den aufgetrennten Sack über die Geliebte aus und bildete dadurch ein Sonnendach über ihr, welches bald seinen wohlthätigen Schutz dadurch kundthat, daß sie in Schlaf fiel und ruhiger zu athmen begann. Buardo schloß seine Augen nicht, so ermüdet er auch war, und sah, auf das treue Mädchen niederblickend, unbeweglich da, um das Sonnendach über ihr ausgespannt zu halten und sie durch keine Bewegung in ihrer Ruhe zu stören. Mit verzweifelnder Ungeduld sah er von Zeit zu Zeit nach dem furchtbaren Feinde über sich und folgte ihm mit dem Blick in seinem langsamen Lauf am hohen, klaren Himmel. So langsam hatte er aber die Sonne niemals sich bewegen sehen. Endlich, endlich senkte sie sich dem westlichen Ende der Wüste

zu, und ein leichter Lufthauch kam von Osten herangezogen. Semona erwachte und fühlte sich durch den Schlaf gestärkt. Sie mahnte selbst an die Fortsetzung ihrer Reise und richtete sich an dem Arm des Geliebten auf. Der leichte Wind, der ihnen entgegenkam, kühlte und erfrischte sie, und abermals erwachte der Gedanke an Rettung in Beider Seelen. Sie wanderten vorwärts und waren noch nicht weit gegangen, als sie einige Sactuspflanzen in der Ferne bemerkten, von denen sie wußten, daß sie saftige, eßbare Frucht trügen. Sie verdoppelten ihre Schritte, und ihre Hoffnung sollte nicht getäuscht werden, denn schon von Weitem erkannten sie die Beeren, die an den stacheligen Gewächsen hingen. Es waren zwar nur wenige derselben vorhanden, dennoch gewährten sie den Schwachenden Labung und Erquickung, und die Hoffnung, noch mehr dieser Pflanzen auf ihrem Wege anzutreffen, gab ihnen neuen Muth. Noch war die Sonne nicht ganz versunken, als Buardo's scharfer Blick plötzlich einen blauen Streifen über dem Horizont entdeckte und denselben jubelnd als einen Wald bezeichnete. Auch Semona erkannte ihn, mehr und mehr beeilten sie ihre Schritte, und als die Sonne hinter ihnen versank, sahen sie die Umrisse des ersehnten Waldes deutlich vor sich aufsteigen. Ihre Müdigkeit war verschwunden, sie fühlten im Geiste schon das frische Quellwasser über ihre trockenen Lippen rinnen, sie sahen die süßen, saftigen Früchte vor sich an Büschen und Bäumen hängen und erkannten die feiste Antilope im hohen Grase, die Buardo mit einem Schusse niederstrecken sollte. Es war auch keine Täuschung, denn die hohen Palmenwipfel des Waldes traten bald vor dem hinter ihnen aufsteigenden Monde deutlich hervor und schienen den beiden nahenden Fremdlingen Willkommen zuzuwinken. Jetzt bedeckte sich der Boden mit feinen Schlinggewächsen und Gras, wodurch der Fuß einen festern, leichtern Tritt bekam, immer schneller wurden die Schritte Buardo's, und immer fester hängte sich Semona an seinen Arm, um mit ihm fortzuweichen. Der Mond stand schon hoch am Himmel, als sie in den ersehnten Wald eintraten und mit hoffnungserfüllten Herzen zwischen den schlanken Palmen hinwankten; denn daß dieselben Wasser in ihren Schatten bergen würden, darüber konnte kein Zweifel sein, das befundete der üppige, kräftige Wuchs der Bäume und der einzelnen saftigen Pflanzen unter ihnen. Spähend ließ Buardo seinen Blick nach allen Richtungen hin über den mit Gras bedeckten, beschatteten Boden schweifen, auf dem die tausend Lichter behten, die der Mond durch das hohe Laubdach auf die Erde warf, als ihm plötzlich ein heller Silberglanz entgegenspiegelte und er eine Wasserfläche erkannte, auf der das Mondlicht ruhte. Mit einem Freudenschrei begrüßte er die Rettung, die ihm dies Wasser sicherte, und seinen Arm um die treue, geliebte Gefährtin schlingend, eilte er, sie halb tragend, mit ihr nach dem Ufer. Es war klares, kühles Quellwasser, welches hier einen kleinen Teich bildete und auf seiner unbewegten Oberfläche das Bild des Mondes wie in einem Spiegel zeigte. Ihren Dank schweigend zum Himmel sendend, sanken die beiden durstigen Wanderer an dem flachen, begrastem Ufer nieder und führten mit ihren Händen schnell den Labetrunk zu ihren lechzenden Lippen, bis sie neubelebt sich in die Arme fielen und nun unter Thränen laut ihrem Schöpfer für die Gnade, für die Rettung dankten. Sie hatten sich in kurzer Entfernung von dem Wasser in dem Schatten der Palmen an einem von deren Schäften zusammen niedergesetzt, und Buardo ließ die Geliebte in seinem Arm ruhen, um so mit ihr den Morgen zu erwarten. Er hoffte, daß

er dann Früchte zu ihrer Nahrung finden, oder daß sich Wild dem Wasser nahen würde, welches er erlegen könnte, denn der Hunger folterte sie jetzt Beide auf das Peinlichste. Buardo hatte das Gewehr in seinem Schooße liegen, um es zur Hand zu haben, wenn sich vielleicht noch in der Nacht eine Antilope an dem Wasser blicken lassen sollte; das Ufer war hell von dem Monde beleuchtet, und der Platz, wo Buardo mit Semona saß, lag im Schatten einer Gruppe von vielen Palmen, die sich um sie erhoben. Semona war an der Brust des Geliebten eingeschlummert, und diesem fielen von Zeit zu Zeit die Augen zu, doch ermannte er sich immer wieder und kämpfte gegen den Schlaf an, damit er keine Gelegenheit verlieren möchte, um dem treuen, geliebten Mädchen Nahrung zu verschaffen. Die Natur forderte aber ihre Rechte, und abermals hatte Buardo die Augen geschlossen, und seine Wange ruhte auf dem weichen Lockenhaar seiner Geliebten, als ihn ein Geräusch weckte und er die Augen aufschlug. Sein erster Blick seitwärts traf auf eine haushohe, schwarze Riesengestalt, die sich langsam neben ihm vorüber nach dem Wasser bewegte und in der er einen kolossalen männlichen Elephanten erkannte. Geräuschlos drückte er Semona fester an seine Brust und schmiegte sich enger an den Schaft der Palme an, um dem Blick dieses Riesenthieres zu entgehen. Der Elephant verweilte einen Augenblick, ehe er in das helle Mondlicht hinausstrat, als wollte er sich vorher davon überzeugen, daß ihm dort keine Gefahr drohe. Kaum aber trat er aus den Palmen hervor, von denen er die Kronen der kleineren mit seinem Rücken streifte, als Buardo schon den Kopf eines zweiten solchen Ungeheuers gewahrte, das dem ersten auf dem Fuße folgte. Er schaute sich nun langsam um und erblickte weithin durch den Wald eine unabsehbare Reihe von Elephanten, die hintereinander her dem Wasser zuschritten. Zu anderen Zeiten würde Buardo sicher nicht, ohne zu feuern, den zweiten Elephanten erwartet haben, wenn er die kolossalen Zähne des ersten erkannt hätte, aber jetzt, wo die Sicherheit, das Leben der Geliebten dadurch in Gefahr kommen konnte, ließ er das Gewehr ruhig in seinem Schooße liegen und blickte ängstlich und besorgt nach den schwarzen Kolossen auf, die in so kurzer Entfernung bei ihm vorüberzogen. Und doch konnte er den Wunsch nicht ganz unterdrücken, eins dieser Thiere zu erlegen, denn dessen kostbares Fleisch würde Semona sofort wieder neue Kräfte geben, und es war ja ungewiß, ob sich eine andere Gelegenheit bald darbieten würde, ein Stück Wild zu erlegen, und bald, ja bald mußte Nahrung geschafft werden. Einige zwanzig Elephanten waren schon bei ihm vorübergezogen und standen in dem Teich und auf dessen Ufer zusammengedrängt, während sie das Wasser mit dem Rüssel aufzogen und dasselbe sich selbst oder ihren Kameraden über den Rücken spritzten, daß es im Mondlicht wie Cascaden und Regenschauer von Brillanten glänzte und spiegelte. Immer noch traten andere dieser ungeheuren Thiere aus dem Halbdunkel des Waldes hervor und begaben sich zu ihren spielenden Kameraden, als Buardo das Ende des Zuges erblickte und einen einzelnen riesigen Elephanten in einiger Entfernung hinter demselben langsam und schwerfällig heranschreiten sah. Ein Blick auf die ermattete Geliebte in seinem Arm brachte ihn zum Entschluß; hatte er ja doch schon so oftmals eins dieser Ungeheuer mit einem Schuß todt zu Boden gestreckt, und in so kurzer Entfernung war es ja nicht möglich, daß er den tödtlichen Fleck fehlen konnte. Leise ließ er Semona aus seinem Arm, von seiner Brust gegen den Baum sinken, weckte sie mit einem Kusse und

küßte ihr zu, daß er schießen werde, und hob sich dann mit dem Gewehr an der Schulter langsam auf das Knie empor.

Der letzte Elephant in dem Zuge war unter den Palmen hervorgetreten und stand bereits zwischen seinen Gefährten in dem Wasser, als der Nachzügler sich bedächtig nahte und mit seinem ungeheuren Rücken die Palmenäste theilte. Er blieb von Zeit zu Zeit stehen, als ob er sich besinne, riß hier und dort eine junge Palme mit seinem Rüssel vor sich aus der Erde, warf sie zur Seite und stieß einen schraubenden Ton aus, daß es weithin durch den stillen Wald schallte. Jetzt hatte er die Palmengruppe erreicht, in der Buardo auf dem Knie lag, und er blieb stehen und blickte diesen an, als ob ihm der Glanz des Mondlichts auf dem blanken Lauf des nach ihm gerichteten Gewehrs verdächtig schien. In diesem Augenblick drückte Buardo ab, und das Feuer blühte krachend aus der Mündung hervor. Wie das Herabstürzen eines Berges donnerte und brach es über Buardo und Semona, die sich aneinandergekniet zu Boden drückten; der ganze Wald über ihnen schien in Splitter zu zerbrechen, die Palmenstämme, zwischen denen sie lagen, krachten und stießen durcheinander, es wurde finster über ihnen, eine riesige schwarze Masse stürzte dröhnend über sie hin dem Teiche zu, und mit einem Schlag, als ob ein Fels vom Himmel gedonnert sei, sank der Elephant in das Wasser, daß die Fluth wie schäumende Crystalwände um ihn im Mondlichte aufstieg. Die Erde bebte und der Wald dröhnte unter den Donnertritten der stehenden Elephantenschaar, und das erlegte Ungeheuer wälzte sich in dem Teiche und warf das Wasser weit um sich über die Palmen hinaus. Buardo hatte die Geliebte ergriffen, hob sie aus dem Gewirr der zersplitterten Bäume auf seinem Arm hervor und flog mit ihr in fliegendem Lauf in den Wald hinein, um der Wuth des angeschossenen Thieres zu entgehen, wenn es sich noch einmal erheben sollte. Dessen Toben und Wüthen verhallte aber nach und nach, es wurde still im Walde, und ein dumpfes Röcheln von dem Wasser her verkündete Buardo, daß die Gefahr vorüber sei. Triumphirend und jauchzend eilte er nun mit Semona zu dem Kampfplatz zurück und erkannte in der Mitte des hellen Wasserspiegels in dem schwarzen Hügel, der sich dort aus der glänzenden Fläche erhob, den getödteten Elephanten.

Semona nahm nun Junder aus der Patrontasche, machte schnell ein Feuer an, und Buardo sprang, mit dem Schwert und dem Messer bewaffnet, in das Wasser zu dem erlegten Riesen-Wildpret, um aus dessen kostbarem Körper die zartesten Stücke herauszuschneiden. In kurzer Zeit kehrte er mit Fleisch beladen zu dem auslöchernden Feuer zurück, Semona breitete dasselbe vor der Gluth aus, und bald hatten die glücklichen Liebenden alle Noth, alle Sorgen vergessen. Die aufsteigende Sonne fand sie noch in dem Schatten des Waldes in tiefem Schlafe, um sie bald durch ihre eigenen heißen Blicke zu erwecken. Es war aber ein seltsames Erwachen, denn Beide fühlten sich gestärkt und von Hoffnung neubelebt, und freudig beschloßen sie, einige Tage an diesem Rettungsplatze zu verweilen und ihre Kräfte ganz wiederherzustellen. Der Wald bot ihnen die herrlichsten Früchte in reicher Fülle, sie fanden viele frische, kühle Quellen, und Buardo erlegte eine junge, feiste Antilope, deren zartes Fleisch er trocknete, um während der Weiterreise mit Semona davon zu leben. Zugleich hatte Buardo aus der Haut der Antilope für die Gefährtin und auch für sich selbst neue Sandalen verfertigt, weil die bis jetzt getragenen abgenutzt waren, und er bereitete den Rest der großen

Haut zum Mitnehmen vor, damit er dieselbe gelegentlich für Semona als Sonnendach gebrauchen könne.

Die Tage der Ruhe und Erholung verstrichen in ungetrübtem Glück, und abermals trat Buardo mit der Geliebten die Wanderung nach Osten an. Mehrere Wochen lang setzten sie die Reise fort, während welcher Zeit sie auf verschiedene Niederlassungen stießen, von denen sie nicht wußten, ob sie von den Mahis oder von anderen Volksstämmen bewohnt waren. Sie vermieden aber sorgfältig, mit den Einwohnern in Berührung zu kommen, und umgingen sie in weiter Entfernung Nachts, damit auch der Zufall sie nicht mit den Leuten zusammenführen möchte. Das Land wurde wieder hügelig und häufig von Waldstrichen durchzogen, und größere Flußbette, wenn auch vollständig ausgetrocknet, zeigten nach Osten hin. Diese mußten zweifelsohne zu den Regenzeiten ihre Gewässer nach dem Nigersfluß führen, und Buardo beschloß, einem dieser Strombetten zu folgen. Nach einer Wanderung von mehreren Tagen an dem steinigen Ufer desselben bemerkten die Reisenden, daß dieses in der Ferne vor ihnen mit hohem Schilf bedeckt war, und schlossen daraus, daß dort Wasser vorhanden sein müsse. Zu ihrer Freude fanden sie bald diese Vermuthung bestätigt und gelangten an den Wasserspiegel, der sich zwischen dem Rohrdickicht der Ufer ausbreitete. Die klare Fluth hatte aber hier noch durchaus keine Bewegung, und Buardo war darüber in Zweifel, ob sie nicht weiter nach Osten sich wieder in dem Sande des Flußbettes verlieren würde; doch schon am folgenden Tage bemerkte er bei Fortsetzung der Wanderung eine Strömung nach Osten. Jetzt war er sicher, der Fluß müsse sich in den Niger ergießen, und er beschloß nun, die Weiterreise zu Wasser zu beginnen. Nach ungestört verbrachter Nacht begab sich Buardo an die Arbeit, um ein Schiff für sich und seine treue Gefährtin zu verfertigen, welches sie Beide ihrem Ziel zutragen sollte. Er hieb zu diesem Ende eine große Menge von zwölf Fuß langen Rohrstöcken, wozu er die stärksten Schiffe wählte, und verknüpfte sie nebeneinander gelegt fest mit einem Geslecht von biegsamem Reisig. Auf diese Unterlage packte er nun einige Fuß hoch Rohr, von dem er die großen Blätter nicht entfernte, und befestigte diese Schicht an das untere Rohrgeslecht abermals durch schwarze Gerten. Nun stach er auf allen vier Ecken dieses Baues einen starken Stock in denselben und verband diese in einer Höhe von einigen Fuß mit langem Rohr, so daß ein Geländer rundum über dem Schiff gebildet wurde. Dieses lag unmittelbar an dem Wasser fertig, und Buardo schob es nun mit Semona's Hülfe in die klare Fluth hinein, wo es sich zu ihrer großen Freude leicht und über dem Wasserspiegel erhöht schaukelte. Bald waren die wenigen Reise-Effekten hinausbefördert, Buardo bildete von Rohrzweigen ein Laubdach über dem Schiff, damit Semona nicht von der Sonnengluth zu leiden habe, und nachdem diese darunter Platz genommen hatte, stieß er mit einer langen Rohrstange das Floß in die Strömung hinaus. Langsam, wie dieselbe sich bewegte, glitten die Reisenden mit der ruhigen Fluth dahin und freuten sich, der Mühseligkeiten und Gefahren des Wanderns überhoben zu sein. Oft gelang es Buardo, Morgens in der Frühe oder am späten Abend im Vorüberfahren an dem Ufer ein Stück Wild zu erlegen, von dessen Fleisch Semona während kurzen Aufenthalts am Lande ein Mahl bereitete, dessen Reste sie dann wieder für einige Zeit mit Nahrung versorgten.

(Fortsetzung in Bf. 5.)

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben.

von

F. A. Strubberg (Armand). Illustriert von G. Kartsch.



(Fortsetzung.)

Der Fluß wurde von Tag zu Tag breiter und tiefer, so daß Buardo manchmal mit der Rohrstange den Grund nicht erreichen konnte, doch die Strömung war ruhig und es kam nicht darauf an, ob das Fahrzeug mit der einen oder der andern Seite vorangekehrt fuhr.

Der Mond stieg jetzt erst gegen Mitternacht am Himmel auf, und vor dieser Zeit war die Nacht sehr dunkel, weshalb die Reisenden spät Abends ihr Fahrzeug dem Ufer zulenkten, um dort bis zur eintretenden Helle zu verweilen. Sie hatten bei einem kleinen Feuer Fleisch geröstet und auch einige Früchte, die sie im Laufe des Tages am Ufer gesammelt hatten, verzehrt, als der Mond in seiner Majestät über fernem Waldstrichen aufstieg und der Wasserspiegel in seinem Schein erglänzte. Bald waren die Schiffer wieder unterwegs und zwar mit der Hoffnung, nun sehr bald den Niger zu erreichen, dessen Lauf ihnen der ferne Wald anzudeuten schien. Der Fluß hatte hier eine große Breite, und in seiner Mitte erhoben sich häufig Rohrdickichte, welche von leichten Stellen in dem Wasser zeugten. Es war aber so hell, daß Buardo diese Inseln schon von Weitem erkennen und sein Fahrzeug vor einem Zusammenstoß mit ihnen bewahren konnte. Im glückseligen Genuße der Gegenwart bededeten die Liebenden ihre Zukunft, da Buardo nicht an dem Gelingen seines Planes zweifelte und überzeugt war, die an den Ufern des Nigers herrschenden Könige würden ihn in Schutz nehmen und ihm Hülfe gegen den Tyrannen von Dahomey angedeihen lassen. Ruhig wiegend glitt das Rohrschiff mit den hoffnungserfüllten Schiffern auf der glänzenden Fluth hin, als plötzlich das Floß von unten einen so furchtbaren Stoß bekam, daß nur das Geländer die beiden Reisenden davor bewahrte, über Bord zu stürzen. In demselben Augenblick schien der ganze Wasserspiegel um sie sich zu erheben, thürmte sich in weißen Schaumbergen auf, und zwischen diesen schossen schwarze Kolosse, riesig wie Elephanten, brausend um das schwankende Floß. Es war eine Schaar von Flußpferden, mit welchen das Fahrzeug in Berührung gekommen und wodurch die Wuth dieser Wasser-Ungeheuer angesacht worden war. Das leichte Schiff flog auf und nieder, hin und her, der emporgeworfene Gischt stürzte in dichten Massen über die entsetzten Schiffer, und rundum hoben sich die wuthschnaubenden Unthiere aus den Wogen und zeigten in ihren weitaufgerissenen Rachen ihre furchtbaren Zähne. Dabei schnaubten und brüllten sie und stürmten gegen das zerbrechliche Fahrzeug an, daß es bald auf der einen, bald auf der andern Seite umzuschlagen drohte. Semona lag auf das Rohr hingestreckt und klammerte sich an demselben fest, und Buardo kniete entsetzt über ihr und richtete in seiner Verzweiflung das Gewehr auf den offenen Rachen eines der Ungeheuer, welches seinen riesigen Kopf nach dem Floß erhob. Buardo drückte ab, das Feuer flog dem furchtbaren Thier in den Rachen hinein, dasselbe überschlug sich, warf aber zugleich das Floß mit den Schiffern aus dem Wasser in die Höhe, wohl vierzig Flußpferde thürmten bei dem Krachen des Gewehrs die Fluth wie Wasserfäulen über sich auf, und Buardo und Semona wurden von den Wogen verschlungen. Beide aber tauchten im nächsten Augenblick wieder über dem noch wogenden Wasserspiegel empor, mit wenig Mühe hatte der Jüngling die Geliebte erreicht und schwamm mit ihr eilig dem Ufer zu, während in weiter Ferne auf dem Flusse hinunter die hochaufläumenden Wellen die eilige Stucht der erschreckten Riesenthiere bezeichneter.

Buardo hob die treue Gefährtin aus dem Strome auf das Ufer, und Beide blickten niedergeschlagen und wehmüthig auf die Wasserfläche, die sich wieder geglättet hatte und unter welcher alle Mittel begraben lagen, die ihnen die Möglichkeit zur Erreichung ihres Zieles boten.

Schweigend hielt Buardo die Geliebte in seinen Armen und sie verbarg ihre Thränen an seiner Brust. Aller Muth, alle Hoffnung hatte sie verlassen, wie vernichtet standen sie Beide da in einer Wildniß voll Gefahren, ohne Mittel, sich ferner gegen dieselben zu schützen. Buardo war der Erste, der das Schweigen dumpfer Verzweiflung brach und, seinen Blick nach Osten auf den fernen Wald richtend, die Möglichkeit aussprach, daß derselbe die Ufer des Nigers bedecke und die Niederlassungen an demselben nicht mehr fern wären. Semona aber gab sich keiner Hoffnung mehr hin, mit Ergebung in ein unerbittliches Schicksal folgte sie der Aufforderung Buardo's zur Fortsetzung der Reise und hielt seinen Arm fest umschlungen, denn ihr einziger Trost lag noch in dem Gedanken, an der Seite des Geliebten zu sterben. Sie wanderten während der ganzen Nacht in dem Lichte des Mondes und hörten von Zeit zu Zeit das Schnauben und Brausen der entsehtlichen Flußpferde, die in so wenigen Augenblicken alle ihre Hoffnungen zerstört hatten. Bei Anbruch des Tages lenkten sie ihre Schritte dem Ufer des Flusses zu, um sich durch einen frischen Trunk zu stärken und in dem Dickicht, welches dasselbe bedeckte, nach Früchten zu suchen. Sie fanden deren reichlich und hatten sich unmittelbar am Wasser niedergelassen, um zu ruhen, ehe sie ihren Marsch fortsetzten, als plötzlich ein Geräusch den Fluß herauf zu ihren Ohren drang, in dem Buardo bald den Schlag von Rudern erkannte. Ein neuer Hoffnungsstrahl fuhr Weiden durch die bekümmerte Seele, sie horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, das Geräusch kam näher und näher, bald hörten sie Menschenstimmen, und jetzt schossen um die nächste Biegung des Flusses drei mit Lebensmitteln und Waaren beladene leichte Schiffe, ein jedes von zwei Negerinnen geführt, gegen die Strömung an. Nach wenigen Minuten kamen sie in nicht großer Entfernung von den beiden Schiffbrüchigen vorüber, und Buardo rief ihnen aufspringend zu, einen Augenblick zu verweilen und ihm Auskunft über die Gegend zu geben. Er fragte, wie weit es noch nach den Ufern des Nigers und welches dort die nächste große Stadt sei? Die Negerinnen sahen ihn verwundert an, als könnten sie nicht begreifen, daß Jemand hier noch Auskunft über das Land verlange, und äußerten sich auch in dieser Weise, indem sie sagten, daß sich zahlreiche Ortschaften in der Nähe befänden, daß dies ja der weit und breit bekannte Menayfluß sei, dessen Ufer weiter hinab dicht bevölkert wären und der sich dort in den Niger ergieße, wo sich die Stadt Voussa auf seinen Ufern ausbreite. Auf die Frage, wie weit es noch nach dieser Stadt sei, erhielt Buardo die Antwort, daß er ganz leicht noch vor Sonnen-Untergang dahin gelangen könne. Dann ließen die Negerinnen sich nicht weiter in ihrer Fahrt aufhalten, winkten dem verlassenen Paar ein Lebewohl zu und ruderten mit der früheren Eile den Strom hinan.

Diese Auskunft wirkte auf die niedergeschlagenen Wanderer wie eine Rettungsbootschaft, sie fielen sich in die Arme, priesen Gott, der sie abermals vor Untergang bewahrt hatte, und schritten nun muthig und freudig darauf los, um so früh als möglich die Stadt Voussa zu erreichen.

VII.

Boussa war ein Ort von ungefähr zwanzigtausend Einwohnern, und der dort herrschende König hatte bedeutende Macht. Dies war Buardo bekannt und gleichfalls wußte er, daß alle die Herrscher an den Ufern des Nigers mit dem Könige von Dahomey in nicht freundlichem Vernehmen standen. Jedenfalls glaubte Buardo dort vor den Verfolgungen jenes Tyrannen sicher zu sein und Zeit und Gelegenheit abwarten zu können, um in sein eignes Land zurückzukehren und demselben seine Freiheit wiedererkämpfen zu helfen.

Nach kurzer Wanderung erreichten sie eine Niederlassung, die an dem Ufer des Flusses lag und an ihren andern Seiten von reichen Feldern umgeben war, auf denen Mais, Reis, Hafer, Bohnen, Erbsen und viele andere Bodenerzeugnisse in großer Hoppigkeit prangten. Buardo und Semona aber hielten sich nicht auf, sondern eilten an der Stadt vorüber, mit sehnüchtigem Verlangen nach dem Ziel ihrer Reise. Noch viele kleine Ortschaften ließen sie im Laufe des Tages unberührt, obgleich sie ihr Weg nahe daran vorbeiführte. Nur einmal in der Mittagszeit kehrten sie in einer Hütte an der Straße ein und baten deren Bewohner um eine Erfrischung. Sie wurden freundlich, obgleich mit Verwunderung, willkommen geheißen, man reichte ihnen Hafersehlen, gekochten Mais, süße Kartoffeln und Früchte und labte sie noch beim Abschied mit einem Glase Palmwein. Sie wanderten frohen Muthes weiter und noch stand die Sonne am Himmel, als sie die Stadt Boussa erreichten.

Ernüdet schritten sie durch das Thor, wo ihnen eine große Anzahl von Landleuten begegnete, die in der Stadt zu Markte gewesen waren, wie die leeren Körbe, Säcke und ausgehöhlten Kürbisse zeigten, welche sie auf dem Kopfe trugen. Buardo schritt, mit Semona an der Hand, in der breiten Straße hin, ohne daß einer der vielen Vorübergehenden sie zu bemerken schien. Er fragte nach dem Marktplatz, weil er wußte, daß er dort den König selbst oder einen von dessen höchsten Beamten antreffen würde, der den Verkauf überwachte, indem von allen Gegenständen, die in den Städten des westlichen Afrika verkauft wurden, dem betreffenden Herrscher eine Abgabe entrichtet werden mußte. Buardo folgte der ihm bezeichneten Richtung und erkannte schon von Weitem den großen Marktplatz an den zahlreichen Menschen, die dort geschäftig sich hin- und herdrängten. Außer den Landleuten, die Lebensmittel zur Stadt gebracht hatten, befanden sich in der Menge auch viele von weiter her kommende Waarenhändler, welche Güter aller Art hier zum Verkauf boten und dagegen Elfenbein, Goldstaub und Sklaven einhandelten; denn Boussa war einer der bedeutendsten Sklavenmärkte im Innern des Landes. Nicht allein der König dieses Reiches und dessen Krieger verhandelten hier die auf ihren Raubzügen in benachbarte feindliche Lande gemachten Gefangenen, an deren Zahl die Streiter immer einen gewissen Antheil hatten, sondern auch die befreundeten Nachbarstaaten sandten die in gleicher Weise erbeuteten Menschen hierher zum Verkauf, weil sich hier immer Käufer für dieselben vorfanden. Die großen Sklavenhändler an der Küste besuchten die hiesigen Märkte häufig, und Kaufleute, die mit Waaren aus dem fernen Osten hierherkamen, vertauschten diese gegen Sklaven und führten dieselben dann nach der Meeresküste, um sie dort wieder zu verhandeln. Rund um den großen Marktplatz waren Zelte und Hütten von Rohr und Laubwerk aufgeschlagen, in denen die fremden Kaufleute ihre Waaren zur

Schau auslegten, und allenthalben sah man Pferde und Kameele, die zum Transport der Güter dienten. Geschäftig wogte die bunte Menge durcheinander hin; auf dem Rücken oder auf dem Kopfe wurden Körbe und Ballen ab- und zugetragen, hier und dort waren Sklaven aufgestellt, deren Eigenthümer sie mit lauter Stimme zum Verkauf ausboten, und andere wurden, mit langen Stricken zusammengebunden, davongeführt.

Buardo und Semona betrachteten im Vorübergehen an dem Platze das lebendige Treiben und näherten sich bald einem großen Zelte, welches, wie viele andere, aus schweren bunten Teppichen errichtet war, und vor dem man sich, wie es schien, mit Einpacken von Gütern beschäftigte. Buardo wollte sich hier nach dem Aufenthalt des Königs oder dem höchsten Beamten desselben erkundigen und schritt, mit Semona an der Hand, um das Zelt nach dessen Eingang, als sie plötzlich in unmittelbarer Nähe vor Sarzan, dem Händler, standen. Ueberrascht fuhr dieser sowohl als die beiden Ankömmlinge zurück und sie hefteten ihre erstaunten Blicke aufeinander, bis Sarzan das Wort ergriff und sagte:

„Ist es möglich — Buardo und Semona?“

„Wir sind es, Sarzan, wenn auch in einer andern Stimmung, als zu jener Zeit, in der wir uns zuletzt gesehen haben. Ich bin ein heimatloser Flüchtling, der den hiesigen König um Schutz und Hülfe anzusprechen will. Der Tyrann von Dahomey, dem Du Semona verkaufen wolltest, hat mein Land mit Krieg überzogen, hat Bogalo in einen Schutthaufen verwandelt, meinen Vater erschlagen und viele Tausend der besten Krieger der Annagu's gemorbet. Ich wünsche den König hier bald zu sprechen, kannst Du mir sagen, auf welche Weise ich am schnellsten zu ihm gelange?“ entgegnete Buardo, indem er Sarzan gedrückt und niedergebückten die Hand reichte.

„Von dem Kriegszug des Königs von Dahomey gegen Dein Volk habe ich gehört, und auch davon, daß keine Gefangenen gemacht, sondern daß Alles, was vor die Waffen kam, getödtet worden ist; daß Du aber entkommen seist, wurde mir nicht gesagt; man glaubte, Du allein wärest gefangen genommen worden,“ sagte der Händler und hielt seinen finstern Blick nachdenkend auf Buardo geheftet.

„Ich war gefangen, die treue Semona aber hat mich befreit; ich danke ihr mein Leben!“ sagte Buardo und hob die Hand derselben an seine Lippen.

„Doch sage mir, Sarzan,“ fuhr er dann fort, „wo finde ich den König?“

„Den kannst Du heute nicht mehr sprechen, Du mußt bis morgen warten, dann will ich selbst Dich zu ihm führen,“ antwortete der Händler und setzte nach einer kurzen Pause noch hinzu: „Du kannst die Nacht bei mir in meiner Wohnung zubringen, denn außer mir wirst Du wohl keine Fremde hier haben. Dort ist mein Haus, ich war eben im Begriff, mich hinzubegeben. Du bist mir als Gast willkommen und so ist es Semona auch.“

Bei diesen Worten deutete Sarzan nach mehreren, durch eine hohe Mauer verbundenen Lehmhäusern seitwärts vom Platze und führte seine beiden Gäste denselben zu.

In dem Eingang zu dem kleinen Vorhof dieser Gebäude standen zwei mit Flinten bewaffnete Diener des Händlers und hinter ihnen in dem Hof lagen einige vierzig Negerweiber und Kinder auf dem staubigen Boden umher.

Sarzan leitete Buardo und Semona durch mehrere Räume, die alle mit Negerinnen angefüllt waren, in ein größeres Gemach, welches reich mit Teppichen

und Seidenstoffen prangte. Hier kam ihm Corzaris entgegengeeilt und wurde durch den Anblick der beiden Bekannten sehr überrast. Sarzan bat seine Gäste, auf dem Teppich des Fußbodens Platz zu nehmen, und entschuldigte sich, sie auf einige Augenblicke allein lassen zu müssen, da er noch einige Geschäftsanordnungen zu treffen habe. Er verließ das Zimmer, und auf einen Wink mit den Augen folgte ihm Corzaris.

„Sorge für ein gutes Mahl für heute Abend und bereite den Hachy für Buardo viermal stärker, als den für mich,“ sagte er zu der Sclavin, legte, wie zum Zeichen des Schweigens, den Finger auf den Mund und wandte sich dann wieder zu dem Gemach zurück, wo sich seine Gäste befanden.

„Ich werde bald von hier abreisen und da habe ich denn immer noch Vieles zu besorgen. Nun aber ist des Tages Arbeit vollbracht und wir wollen den Abend nicht, ohne uns unsres Wiedersehens zu freuen, vergehen lassen. Corzaris sorgt für ein gutes Mahl, so wie für den besten Hachy,“ sagte Sarzan, zog eine kleine silberne Schelle und streckte sich auf den Teppich vor einem hohen Sammetkissen aus. Der Ton der Glocke hatte mehrere Sclavinnen eiligt in das Zimmer gerufen, denen der Händler nun den Befehl ertheilte, die Pfeifen für ihn und für seinen Gast zu bringen. Bald stiegen die mit Opium geschwängerten Dampfwolken aus den Pfeifen zu der Decke des Zimmers empor, unter welcher sich eine künstlich aus Messing verfertigte, blank gepuzte Lampe hin und her schwang, denn eine der Sclavinnen hatte sie so eben angezündet. Die Ruhe auf weichen Kissen that Buardo wohl und Semona schmiegte sich ruhend fest an seine Seite, ohne dem Blick Sarzan's zu begegnen, der ihr lästig und unheimlich war und sie an die Zeiten erinnerte, in denen er sie sein Eigenthum nannte.

„Es ist ein Glück für Dich, Buardo, daß Du mich getroffen hast, ehe Du Dich dem Könige hier vorstelltest und ihn um Hülfe anreiffst; denn er würde Dich in Deinen Erwartungen sehr getäuscht haben,“ begann Sarzan nach einer Weile; „wie kannst Du glauben, daß er eine so günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen würde, um einen großen Verdienst zu machen? Weißt Du nicht, daß der König von Dahomey irgend einen Preis für Deine Person zahlen würde? Danke es Deinem guten Glücke, daß Du Dich nicht bei ihm gemeldet hast, er hätte Dich sicher sofort nach Abomey verkauft.“

Buardo und Semona erschrafen und erstarrten bei den Worten des Händlers, die Pfeife sank dem jungen Negerfürsten aus der Hand und unwillkürlich schlang er den Arm um die Geliebte. Das Erkennen einer so großen Gefahr war zu plötzlich und zu unerwartet, als daß er derselben hätte die Stirn wagen können. Semona bebt und verhängt ihren thränen-schweren Blick an des Geliebten Brust, und dieser stierte den Händler an, als habe derselbe ihm sein Todesurtheil verkündet.

„Sei ohne Sorgen, Buardo, es kennt Dich ja Niemand hier und Du bist unter des Freundes Dach. Sei froh, daß es so gekommen ist, und daß Du nun der Gefahr, die Dich hier bedroht, ungehindert entgehen kannst. Ich werde Dir ein Pferd und Waffen, so wie Lebensmittel geben, damit Du schnell dies Land verlassen und in Deine Berge zurückkehren mögest, wo Dich weder dieser König, noch der von Dahomey erreichen wird,“ sagte Sarzan tröstend zu Buardo, als er dessen Schreck gewahrte. Dieser aber sprang auf, warf sich neben dem Händler nieder und küßte ihm die Hände, indem er laut und auf das Tiefste ergriß seinen Dank hervorstammelte.

„Laß sein, laß sein, Buardo, wir sind ja Freunde und müssen uns in der Noth beistehen; Du würdest ja ebenso gehandelt haben, hätte mich der Zufall in Deine Gewalt gegeben,“ sagte der Händler mit einem unstäten Blick und wehrte die Dankesbegrüßungen des Jünglings von sich ab. Dann fuhr er freundlicher und theilnehmender fort: „Nun laß uns fröhlich sein und laß mich die Freude genießen, die mir unser Wiedersehen bietet. Du mußt Dich mit Deiner geliebten Semona erst bei mir pflegen und Ihr sollt Euch von Euren Anstrengungen erholen, und dann schaffe ich Euch über die Grenze aller Gefahren. Wie gesagt, unter meinem Dache giebt es keine Gefahren für Euch, und denen, die Euch außerhalb drohen könnten, sollt Ihr nicht ausgesetzt bleiben. Ich bürge für Eure Sicherheit.“

Bei diesen Worten sank Sarzan auf sein Polster zurück, auch Buardo ergriff, an der Seite seiner Semona ruhend, abermals die Pfeife und mit jeder Dampfwolke, die er von seinen Lippen blies, erleichterte sich sein beklommenes Herz und seine Seele füllte sich wieder mit Vertrauen und Hoffnung.

Jetzt erschien Corzaris mit mehreren Sclavinnen, welche das Abendessen herbeitrugen und dasselbe auf den Teppich zwischen dem Händler und dessen Gästen niederlegten. Die Leibsclavin bediente diese nach ihrem Herrn und reichte ihnen dann den heißen, starken Kaffee. Die Pfeifen wurden durch sie frisch mit Opiumtabak gefüllt und angezündet, und in wonnigem Wohlbehagen sanken die Raucher auf ihre weichen Lager nieder. Auch Semona hatte sich wieder etwas beruhigt, dennoch wollte das unheimliche, beängstigende Gefühl sie nicht verlassen, welches sich ihr bei dem Gedanken aufdrängte, daß Buardo und sie selbst sich so ganz unbedingt in der Gewalt des Händlers befanden, von dessen Gefühllosigkeit und unbegrenztem Eigennutz sie in früheren Zeiten so manchen entsetzlichen Beweis erhalten hatte. Sie schmiegte sich nahe an den Geliebten ihres Herzens und warf nur von Zeit zu Zeit einen verstohlenen, mißtrauischen Blick auf den Händler.

Corzaris trat bald darauf mit zwei silbernen Bechern in das Gemach und stellte dieselben vor den Männern nieder. Beide Gefäße waren mit dem berauschenden Hachy gefüllt, doch trug die Flüssigkeit in Buardo's Becher eine viel dunklere Farbe, als die, welche Sarzan credenzte war.

„Nun labe Dich und erfreue Deine Seele mit Bildern aus dem Zauberreiche der Phantasie!“ sagte Sarzan zu Buardo und hob seinen Becher zu den Lippen, hielt aber seinen ernsten Blick beobachtend auf den Jüngling geheftet. Dieser folgte dem Beispiel des Händlers, führte den silbernen Pokal zu seinem Munde und that einen tiefen Zug daraus. „Im ganzen Morgenlande findest Du solch kostbaren Trank nicht; ich ließ ihn selbst in Mekka unter meiner Aufsicht bereiten!“ sagte Sarzan mit einem Ausdruck von Zufriedenheit, als er sah, daß Buardo den Becher halb geleert hatte.

Jetzt öffnete sich die Thür eines anstoßenden Gemaches, der Klang einer Cithar und mehrerer Mantrommeln wurde dort laut, und in süßen, melancholischen Weisen wogten die leise rauschenden Töne in das Zimmer, wo der Händler mit seinen Gästen ruhte. Die Schöpferinnen dieser geheimnißvollen Klänge blieben unsichtbar, Corzaris aber, von lustigem weißen Flor wie von einer Wolke umhüllt, schwebte herein und sank mit einem glückstrahlenden Lächeln neben ihrem Herrn auf die weichen Kissen nieder.

Buardo fühlte sich leicht und wonnig bewegt, es strömte heiß und belebend durch seine Adern, die Melodien, die ihn umwogten, klangen immer lieblicher, immer süßer zu seinem Ohr, alle düstern, finstern Gedanken flohen aus seiner Seele vor dem himmlischen Strahlenlichte, welches immer heller, immer klarer vor seinem geistigen Auge aufstieg, und in bejeligendem Zauberrausche ließ er sich an das Herz der Geliebten sinken.

„D wie glücklich, wie selig sind wir doch jetzt, meine Semon!“ flüsterte er im Uebermaße seines Wonnegefühls dem schönen Mädchen zu und hob seinen in feltjamer Gluth glänzenden Blick zu ihr auf. „Hier sind wir weit aus dem Bereiche der Menschen, Nichts kann nun mehr unsere Liebe, unser Glück stören, und unsere Seelen dürfen sich der endlosen Freude und Seligkeit überlassen, die uns umgiebt. Hörst Du die Zaubertöne, die aus dem schattigen Drangenhain im Thale zu uns heraufschweben, fühlst Du den kühlen, duftigen Hauch des Abendwindes, wie er um unsere Schläfe spielt, siehst Du den Wasserfall, wie er von der steilen Bergwand herabsinkt und wie sein Staub in dem Mondlicht blinkend und funkelnd durch das Thal schwebt?“

„Buardo, lieber Buardo, Du irrst Dich, besinne Dich, wo Du bist!“ fiel ihm Semon ängstlich in die Rede und suchte ihn aufzuheben, doch er sah wonnetrunken und lächelnd zu ihr auf, drückte ihre kleinen Hände an seine Lippen und fuhr in glücklicher Begeisterung fort:

„Und wie schön, wie süß, wie lieb bist Du, Semon, und wie glücklich, wie selig macht mich Deine Liebe! Sieh nur, jetzt fliegen wir nach jener Bergspitze hinüber, und wie leicht, wie kühl ist hier die Luft! Laß uns nie wieder auf die Erde hinuntersinken, wir sind hier oben ja viel glücklicher!“

„Buardo, mein Buardo, ich bitte Dich, komm zu Dir, ermanne Dich, wir sind ja bei unserm Freunde Sarjan, von dessen Hauth Du getrunken hast. Komm, richte Dich auf, geh mit Deiner Semon in die freie Luft, dort wird Dir besser werden!“ sagte sie in gesteigerter Angst und versuchte, den Geliebten aufzuheben, doch er schlang seinen Arm um sie und erwiderte mit matter, schläfriger Stimme:

„Wie die Wellen uns schaukeln, um uns spielen, und wie weich und kühl wir auf ihnen ruhen!“ Dabei schloß er die Augen und sank machtlos in Semon's Arm nieder, während diese sich umsonst bemühte, ihn zu erwecken.

Sarjan hatte seinen Blick nicht eine Secunde von dem Jüngling abgewandt, mit Verlangen hatte er diesem Zustand vollkommener Bewußtlosigkeit entgegen gesehen; jetzt bligte hämische Freude aus seinen dunkeln Augen und ein triumphirendes Lächeln zuckte um seine dünnen Lippen. Da begegneten ihm Semon's große Augen, sie sah flehend und bittend nach ihm hinüber und hielt ihm ihre kleinen Hände gefaltet entgegen. Doch Sarjan erhob sich mit einem finstern, unheilverkündenden Blick auf die schöne Negerin, befaß ihr, mit Corzaris das Zimmer zu verlassen, und zeigte mit der Hand nach der Thür. Semon aber folgte seinem Befehle nicht, sie warf sich über den schlafenden Geliebten hin, als wolle sie ihn mit ihrem Körper vertheidigen, und winkte Sarjan abwehrend von sich zurück.

„Fort, sage ich, Sclavin!“ schrie der Händler mit wüthender Stimme und wollte Semon von dem Jüngling hinwegreißen, als sie mit Blitesschnelle nach Sarjan's Lager sprang, dessen Schwert und die lange Pistole ergriff, die dort auf dem Teppich lagen, und,

zu Buardo eilend, ausrief: „Nur der Tod trennt mich von ihm!“

Betroffen war der Händler zurückgetreten, sein Zorn machte sich jetzt aber in einem boshaften Lachen Luft und, rasch nach dem Ausgang des Zimmers schreitend, rief er dem entschlossenen Mädchen zu: „Wart', schwarzes Thier, ich mache Dich zahm!“

Er hatte mit Corzaris das Zimmer verlassen, und Semon war neben Buardo auf ihre Knie gesunken, rief ihn beim Namen, rüttelte ihn an der Schulter, aber umsonst, er lag wie in Todesschlaf versunken da und hörte die Stimme des treuen Mädchens nicht.

Jetzt schallten eilige Männertritte von außen her in das Zimmer, Semon sprang auf, stellte sich vor Buardo, spannte die Pistole und heftete ihren wilden Blick auf die Thür.

„Zurück, bei Eurem Leben!“ schrie sie den Männern zu, die nun in dem Eingange erschienen, doch diese drängten sich herein, das Feuer bligte aus der Pistole in Semon's Hand, und einer der Diener Sarjan's sank tödtlich getroffen zu Boden. Seine Gefährten drängten zurück nach dem Ausgang, als des Händlers wüthende Stimme sie wieder vorwärts trieb und sie Semon entgegenstürzten. Wie ein schützender Engel stand diese jetzt über dem schlafenden Geliebten, schwang das Schwert hoch durch die Luft und spaltete dem Vordersten der Männer den Kopf, daß er vor ihren Füßen zusammenbrach. Umsonst hob sie die Waffe abermals empor, denn jetzt hatten die Diener ihren Arm erfaßt, schnell das Schwert ihrer Hand entwunden und warfen sie zu Boden, wo sie ihr Hände und Füße zusammenbanden. Vergebens rief sie den Geliebten in ihrer Verzweiflung beim Namen, sie wurde aus dem Zimmer getragen, und Sarjan sandte ihr Flüche und Verwünschungen nach und schwur ihr furchtbare Rache. Den erschossenen Diener, so wie den schwer am Kopfe verwundeten entfernte man aus dem Gemache, worauf Sarjan Ketten hereinbringen und Buardo damit fesseln ließ. Er wurde dann in einen kleinen Raum getragen und dajelbst auf den Lehmbo den niedergelegt. Dort hielt ihn der tiefe, beglückende Zauberschlaf umfassen, bis der Tag zu grauen begann. Malt und halb erwacht, fühlte er, daß die Bewegung seiner Glieder gehemmt war, er dehnte sich hin und her, schlug die Augen auf und blickte um sich; es war finster, die schweren eisernen Ketten aber sagten ihm, was mit ihm geschehen sei. Er wollte sich aufraffen, er riß an seinen Fesseln, er knirschte mit den Zähnen und stieß ein furchtbares Wuthgeheul aus, Niemand aber antwortete ihm, Niemand kam ihm zu Hülfe. Bald drang das Licht des Morgens durch die Oeffnungen in dem Dache über ihm und zeigte ihm die vier Lehmwände seines Gefängnisses, so wie die blanken, vielgebrauchten Ketten, die seinen herkulischen Kräften Trost boten. Seiner Wuth, seinen Anstrengungen, sich zu befreien, folgte bald eine tiefe Ernüchterung und Hinfälligkeit, mit geschlossenen Augen warf er sich auf sein Gesicht nieder und ließ seine Gedanken von der ungeheuren Größe seines Unglücks erdrücken. Lange hatte er, geistig erstarrt, so gelegen, als er seinen Namen rufen hörte und die Stimme des Händlers erkannte. Er vergaß seine Fesseln, wollte aufspringen und den Verräther mit seinen Zähnen zerreißen, seine Ketten aber hielten ihn laut klirrend zurück, und mit wuthflammendem Blick auf Sarjan fiel er auf den Boden nieder.

„Diesmal sind Deine Fänger nicht bei Dir, die mich damals am Zirkusfluß in Deine Gewalt gaben; das Glück hat sich gewandt, heute ist mein Tag!“

sagte der Händler in boshaftem Triumph und bezeugte lächelnd dem blutstrahlenden Blicke Buardo's. „Ich komme, um Dir Dein Schickal zu verkünden, und Du wirst sehen, daß ich immer noch nachsichtig mit Dir verfahren will. Ich führe Dich an die Meeresküste und verkaufe Dich dort an einen Sklavenhändler, der Dich nach Amerika verschiffen wird. Fürchte nicht, daß ich Dich oder Semona an den König von Dahomey überliefern werde, denn derselbe würde Euch Beide für sein Eigenthum erklären und mir keine Zahlung für Euch bewilligen. Schweige darum über Deinen Stand und Deinen Namen, denn hörte der König denselben, oder den Semona's, so wäret Ihr Beide dem fürchterlichsten Martertode verfallen. Bist Du ruhig und verschwiegen, so verkaufe ich Dich mit Semona zugleich und sorge dafür, daß Ihr auch in Amerika nicht getrennt werdet. Du hast jezt Dein Geschick in eigener Hand und hast zwischen einer Fahrt mit Semona über den Ocean und dem Tode mit ihr in Abomey zu wählen.“

Buardo blieb stumm, die Ketten rasselten an seinen vor Wuth bebenden Gliedern, und als der Händler das Gefängniß verlassen hatte, fiel er in dumpfer Verzweiflung abermals auf sein Gesicht nieder.

Sarjzan schritt nun in einen geräumigen Hof hinaus, der, von hohen Mauern umgeben, hinter den Gebäuden lag. Dort befanden sich einige Hundert Negermänner und Negerknaben, die der Händler hier auf dem Markt gegen seine Waaren eingetauscht hatte. Sie trugen sämmtlich einen eisernen Ring um den Hals, an welchem eine Kette hing, deren Ende wieder an den Ring eines zweiten Negers befestigt war. Etwa sechs bis zwölf Neger hingen in dieser Weise verbunden aneinander fest, so daß ein Fluchtversuch ihnen nicht einfallen konnte.

Zwischen diesen Gefangenen gingen bewaffnete Aufseher in dem Hofe auf und ab und bestraften jede Störung der Ruhe mit Peitschenhieben. Sarjzan schritt, ohne die Sklaven eines Blickes zu würdigen, nach einem kleinen Lehmgebäude am andern Ende des Hofes, öffnete dessen Thür und trat hinein. Hier lag Semona auf dem Boden zusammengekauert und schien sein Eintreten nicht bemerkt zu haben.

„Ich will barmherzig mit Dir verfahren, Semona!“ sagte der Händler und blieb an der Thür stehen, worauf das Mädchen mit einem Blick zu ihm aufsaß, in dem stumme Verzweiflung und tiefste Verachtung lag. Die Kette, die von ihrem zarten Nacken hing und an einem großen Stein befestigt war, zitterte mit ihrem Körper, und die bleichen Lippen des unglücklichen Mädchens bebten, als schwebten Worte auf ihnen, die sie nicht auszusprechen vermochte.

„Du sollst nicht von Buardo getrennt werden, wenn Du thust, was ich Dir rathe. Verschweige seinen Namen und auch den Deinigen, dann sollt Ihr zusammen nach Amerika wandern und auch dort zusammen bleiben. Werden Eure Namen bekannt, so fällt Ihr in die Hände des Königs von Dahomey, und dann weißt Du, was mit Euch geschehen würde. Sei darum vernünftig und folge meinem Rath! Heute Abend treten wir die Reise nach Whydah an.“

Auch Semona gab dem Manne keine Antwort, sie kannte dessen eignes, gefühlloses Herz zu gut, als daß sie durch Bitten oder Flehen eine Aenderung in seinem Beschlusse herbeizuführen hätte hoffen dürfen. Sie folgte ihm mit ihrem starren Blick, als er aus der Thür schritt, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und sank mit einem Schrei der Verzweiflung nieder.

Während des Tages herrschte große Geschäftigkeit vor den Wohnungen Sarjzan's, die Kameele wurden

mit Waaren und Lebensmitteln beladen, Risten und Ballen wurden vom dem Marktplatz in die Häuser geschafft, und als die Sonne sich neigte, war Alles zur Abreise fertig.

Der Händler übergab einem alten Diener die Aufsicht über die Wohnung und die darin verbleibenden Waaren, bestieg mit Corzaris eins der Kameele und gab das Zeichen zum Aufbruch. Die Sklaven waren in größerer oder kleinerer Zahl aneinander gekettet und folgten, dicht zusammengedrängt, ihrem Besitzer, während zu ihren beiden Seiten bewaffnete Männer sie überwachten und ihnen ihre Befehle mit der Peitsche verkündeten. Der Zug wurde durch die schwer beladenen Kameele und deren Führer beschleunigt. Es waren beinahe dreihundert Sklaven, die Sarjzan folgten und der Grenze ihres Vaterlandes zuschritten, um als Handelsartikel nach einem fremden Welttheil verschifft zu werden. In ihrer Mitte gingen Semona und Buardo doppelt gefesselt; denn außer der Kette, die zwischen ihren Nacken hing, hielten sie sich mit ihren Armen umschlungen, als wollten sie sich nun nie wieder trennen. Sie weinten nicht, sie klagten nicht, ja, sie schienen in ihrem grenzenlosen Glend doch noch ein hohes Glück in ihrem Zusammensein zu besitzen, an das sie sich auf Leben und Tod anklammerten. Alle Beschwerden, alle Entbehrungen trugen sie gern zusammen, sie munterten sich gegenseitig auf, sie theilten die kärgliche Nahrung, die man ihnen reichte, miteinander und besprachen ihre verschleierte Zukunft.

Sarjzan führte die Karavane bei Boussa über den Menafluß, verließ bald darauf den Niger und schlug die dicht bevölkerte Straße über Wava und Kama nach der Meeresküste ein.

In starken, angreifenden Märschen eilte er vorwärts und nur in der Gluth des Mittags erlaubte er den Wandernden, zu ruhen und einen Schatten zu suchen. Nachts wurden sie auf einen Platz zusammengetrieben, die Ketten der einzelnen Abtheilungen untereinander befestigt und es den Müden dann überlassen, sich nach Belieben zu betten. Nach Verlauf von einem Monat erreichte der Zug die Stadt Whydah an der Küste der Bay von Benin. Es war Abend, als die Karavane feinstwärts von der Stadt auf einer sandigen Höhe anhielt, von wo aus man das Meer überblicken konnte. Die Sonne tauchte glühend in die Gluth hinab, ihre letzten Strahlen schossen wie goldene Flügel an dem blutrothen Himmel auf und das Meer spiegelte dessen Purpur auf seinen schaumgekrönten Wogen, deren Häupter in dem scheidenden Lichte wie Kronen von Brillanten bligten. Zwei schlank bemastete Schiffe schaukelten sich in dem Hafen vor Whydah auf den tanzenden Wellen, und weithin auf dem im Feuerseine wogenden Meere stieg über einem kaum zu erkennenden Dampfschiff eine schwarze Rauchwolke zum klaren Himmel auf. Die Sklaven fielen erschöpft auf den heißen Sand nieder, die Kameele wurden von ihrer Ladung befreit, die Zelte für Sarjzan, so wie für dessen Diener und für die dem König von Dahomey zugebachten Sklavinnen wurden aufgeschlagen, und dann begab sich der Händler nach der Stadt, um die Kaufleute dort und den Cabozir von seiner Ankunft zu unterrichten.

Buardo und Semona waren auf den Sand gesunken, hielten ihre Hände fest ineinander und blickten über das dunkelnde Meer nach dem rothen Streif am westlichen Himmel, wo die Sonne verschwunden war.

„Dort liegt unsre Zukunft, Semona, fern von unserm Vaterlande, in einer fremden Welt, unter fremden Menschen, an die wir als Sklaven verkauft werden sollen. Uns bietet das Leben kein anderes Glück

mehr, als das unfres Zusammenseins, und dies hängt von der Laune unseres künftigen Herrn ab. Man wird uns trennen und unsre Herzen werden fern von einander verbluten. Wir sterben glücklicher, wenn wir zusammen sterben, laß uns hier in heimatlicher Erde unserm freudenlosen Leben ein Ende machen, ich habe keinen Muth mehr, mit dem Schicksal zu ringen und zu erwarten, daß man Dich von mir losreißt!" sagte Buardo zu der Geliebten und preßte ihre Hand gegen sein Herz.

„Muth, Buardo, schlimmer, als hier, kann es uns nicht ergehen. Wenn wir unsre Liebe nur treu bewahren, die uns die Menschen ja nicht nehmen können, so sind wir doch glücklich, auch selbst, wenn sie uns trennen sollten. Laß uns hoffen, laß uns vertrauen, der Gott, der uns zusammenführte und uns die Seligkeit unsrer Liebe gab, wird unsre Herzen nicht in Jammer vergehen lassen; ein andres Land, andre Menschen, andre Schicksale! — Wer kann sagen, welches Glück für uns noch in der Zukunft verborgen liegt? — Das Vaterland bietet uns nur Schmach und Untergang. Komm, mein Buardo, fasse Muth, die treue Liebe Deiner Semona kann Dir Niemand nehmen!"

Mit diesen Worten schlang das liebende Mädchen ihren weichen Arm um den Jüngling und drückte ihn zärtlich an ihr Herz.

VIII.

Der Mond stieg jetzt über dem flachen Küstenlande auf und goß sein Silberlicht auf das weite Meer, dessen Fluth sich glänzend in ihm spiegelte, und der Seewind zog über den flachen Strand und lakte und erfrischte die müden, heimatlosen Wanderer.

Ruhe und Stille hatte sich über die Stadt und über die Küste gelegt, nur die rauschenden Wogen rollten ununterbrochen heran und das Dampfschiff glitt in der Ferne wie ein schwarzer Punkt auf den silbernen Wellen auf und nieder.

Es war gegen Morgen, als Sarfzan in das Lager zurückkehrte und Gorgaris ihn mit Liebesworten im Eingang des Zeltes empfing.

Raum war der neue Tag erschienen, als der Händler sich wieder zeigte und den Befehl gab, die Sklaven nach der Stadt zu führen. Dieselben wurden nun in Abtheilungen von zwanzig Stück zusammengekettet, die bewaffneten Aufseher traten an ihre Seite, und bald setzte sich der Zug der durch Sarfzan an die Kaufleute in Whydah bereits verkauften Menschen in Bewegung. Buardo und Semona waren seiner der Abtheilungen beigefügt, sie schritten unabhängig von denselben, nur durch eine Kette verbunden, ihren Leidensgefährten schweigend nach. Auf dem Marktplatz der Stadt erwartete der Gabozir die Sklaven, zählte sie und empfing dann von Sarfzan die gefestigte Abgabe für den König von Dahomey, die bei dem Verkauf eines jeden Sklaven demselben entrichtet werden mußte.

Die verschiedenen Sklavenhändler, welche die Neger von Sarfzan gekauft hatten, theilten sich nun in diese Waare, ein Jeder von ihnen führte seine Sklaven zu einem großen Feuer, welches auf dem Platze entzündet war, und brannte dort mit einem glühenden Eisen jedem einzelnen sein Zeichen an, die Hüfte. Unter lautem Schreien und Wimmern wurde die Arbeit ausgeführt, als aber der Eigenthümer Buardo's und Semona's diesen winkte, zu dem Feuer zu treten, um dort gezeichnet zu werden, flüsternte ihm Sarfzan einige Worte zu, die ihn bestimmten, diesen Beiden das Ge-

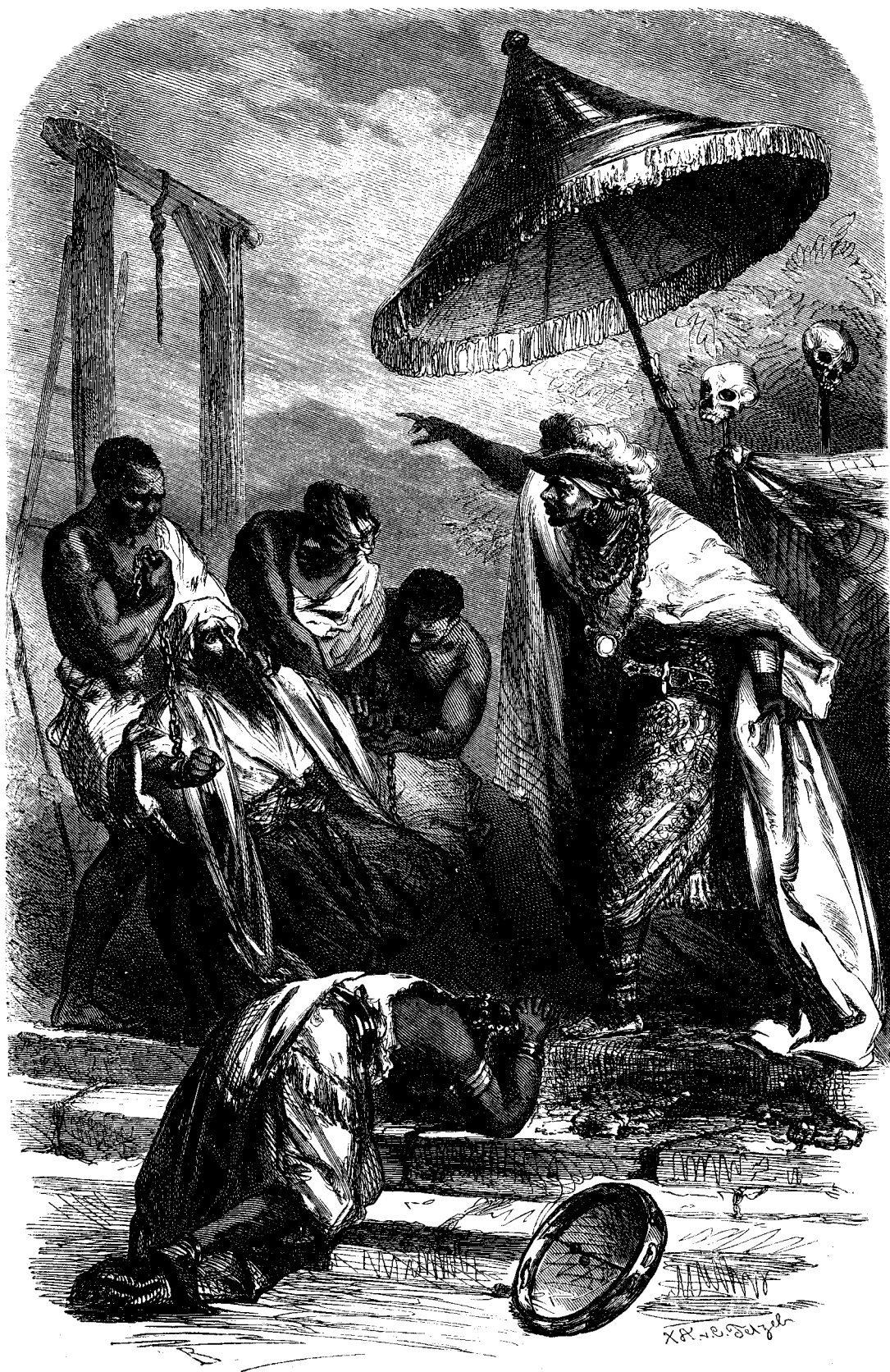
branntwerden zu erlassen. Der neue Herr ließ sie nun seinen übrigen Sklaven folgen und führte sie sämmtlich in einen theilweise mit Rohr und Schilf überdachten Hof hinter seinem Wohnhause, der mit einer hohen Mauer umgeben war, und wo sie bis zum Ein-schiffen verwahrt werden sollten.

Sarfzan hatte seine Geschäfte in Whydah bald beendet und brach noch am selbigen Abend nach Abomey auf. Er hatte außer den Sklavinnen, die er für seine eigene Bedienung hielt, alle diejenigen hier verkauft, die Buardo und Semona noch vom Zirkumflusse her kannten, und dagegen andere, die er in Boussa eingehandelt hatte, für den König von Dahomey bestimmt. Mit diesen und mit seinen eigenen Dienern verließ er Whydah auf der Straße nach der Residenz des Königs, während er die in Boussa gemieteten Aufseher auf dem Wege zurücksandte, den er gekommen war.

Am dritten Abend schon zog er in Abomey ein, hielt auf dem Marktplatz an und ließ sich von hier aus bei dem Mayho oder Premier-Minister des Königs melden. Bald darauf erschien dieser, hieß ihn im Namen seiner Majestät willkommen und geleitete ihn nach einem Hause des Herrschers, wo er ihm und seinem Gefolge Wohnungen anwies. Der Mayho sagte Sarfzan viel Freundliches vom Könige, theilte ihm mit, daß derselbe sich auf seinen Besuch gefreut habe und daß er sehr gespannt darauf sei, die Waaren und die Sklavinnen zu sehen, die er für ihn zum Kauf mitgebracht habe. Zugleich erzählte er ihm, wie der König über den Raub, den Buardo an der für ihn bestimmten Sklavin begangen, gezürnt und wie er sich dafür an den Anagnu's gerächt habe. Leider, sagte er, sei Buardo auf dem Marsch nach Abomey durch eine Amazone aus seiner Gefangenschaft befreit worden, der König würde aber nicht eher ruhen, bis er ihn wieder in seiner Gewalt habe, um ihm den verdienten Lohn für seine Missethat zu geben. Der Mayho schied mit der Versicherung, daß sein Herr am folgenden Morgen den Händler zu sich in das Schloß befehlen würde, und bat ihn, sich mit den Waaren und Sklavinnen bereit zu halten, vor seiner Majestät zu erscheinen. Noch spät am Abend trat ein Beamter des Königs bei Sarfzan ein, überreichte ihm nach Landesitte einen Rohrstock als Sinnbild eines Besuchs des Herrschers und erkundigte sich nach dem Befinden des Händlers. Früh am folgenden Tage kam der Mayho wieder, um Sarfzan zum Könige zu führen. Die Sklavinnen, ein Duzend an der Zahl, waren geschmückt und voll Erwartung, den mächtigen Herrn zu sehen, dessen Frauenzahl sie vermehren sollten; die Waaren standen bereit und der Händler gab seinen Dienern den Wink, dieselben voran nach dem Palaste zu tragen, während die Sklavinnen ihnen folgten und Sarfzan mit dem Mayho den Zug beschloß.

In einem Hofe zwischen den Wohnungen des Königs saß dieser unter einem riesengroßen Sonnenschirm, der mit der Stange in die Erde gepflanzt war, und empfing den Händler mit großer Huld und Freundlichkeit. Dieser mußte neben ihm Platz nehmen, er ließ sich einen Pokal mit Branntwein reichen und trank denselben auf das Wohl seines Gastes aus. Während der König den Becher zum Munde führte, hielten zwei Sklaven ein Tuch vor sein Gesicht, da Niemand ihn essen oder trinken sehen durfte.

(Fortsetzung in Zief. 6.)



„Ich habe Dir einen Ehrenplatz zugedacht!“ (S. 162.)

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben
von

J. A. Strubberg (Armand). Illustrirt von G. Hartsch.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Empfang ließ sich der König die Slavinnen vorführen, über welche er Sarzjan seine größte Zufriedenheit zu verstehen gab; besonders erhielt eine Negerin, Namens Dagana, seinen Beifall, welche der Händler durch Zahlung eines sehr hohen Preises von ihren Eltern in Boussa gegen den Willen des Mädchens an sich gebracht hatte, und die ihren Unwillen auch jetzt noch vor dem Könige nicht verbergen konnte. Dessenungeachtet gefiel sie Seiner Majestät, denn sie war jung und schön, und der Handel über sie und über ihre Gefährtinnen war bald abgemacht.

Einige Frauen des Königs führten die Slavinnen hinweg, um sie unter sich aufzunehmen, und nun legte der Händler dem Könige die Waaren vor, die ihm dieser auch größtentheils abkaufte. Nach beendigten Geschäften ließ der Monarch sich Champagner bringen und leerte die Flasche mit großer Huld auf das Wohl-ergehen Sarzjan's, während welcher Zeit er sich von ihm genauen Bericht abtatten ließ, in welcher Weise Buardo ihm damals die Slavin Semona geraubt habe. Die Erinnerung an die gegen ihn verübte Gewaltthat und die Stärke der genossenen Getränke versetzten den Herrscher wieder in großen Zorn, er schwur, die Annagu's zu verfolgen und sie aus der Welt zu schaffen, bis er des Räubers habhaft würde, um ihn der gerechten Strafe zu überliefern. Seine Aufregung aber that seinem Wohlwollen für Sarzjan keinen Abbruch, und als er ihn entließ, bat er ihn, den Abend bei ihm zuzubringen, da er ihm zu Ehren ein Fest veranstalten würde. Sarzjan wäre lieber schon heute wieder aufgebrochen, die Einladung des Königs war aber Befehl für ihn, und er verschob seine Abreise auf den folgenden Tag.

Als der Händler sich entfernt hatte, begab sich der König zu seinen Frauen, um die neu angekauften in ihrem königlichen Schmuck zu sehen. Als er in den Saal eintrat, fand er die Frauen in großer Aufregung um Dagana versammelt, viele derselben kamen ihm entgegen und jede wollte die erste sein, ihm die Kunde zu überbringen, die Dagana ihnen soeben mitgetheilt hatte, die nämlich: daß Sarzjan den Königssohn der Annagu's, Buardo, und die Slavin Semona nach Whydah geführt und dort verkauft habe. Dagana mußte ihre Mittheilung wiederholen und berichtete, daß sie durch eine Slavin davon in Kenntniß gesetzt worden wäre, die ebenfalls nach Whydah geführt worden und zugegen gewesen sei, als der Händler im Lager am Zirkelfluß Semona und Buardo verkauft habe.

Der König gerieth in eine schreckliche Wuth, er befahl den Frauen, das tiefste Schweigen über das Gehörte zu beobachten, und stürmte dann fort, um mit seinen Beamten zu berathen, auf welche Weise er den Verräther bestrafen sollte.

Sarzjan benutzte den Tag zum Verkauf der noch vorräthigen Waaren an die Kaufleute in der Stadt, und als er Nachmittags in seine Wohnung zurückkehrte, fand er den Mayho, ihn erwartend, dort vor. Derselbe überbrachte ihm die freundlichsten Grüße vom

Könige, der ihn bitten ließ, heute Abend seine eigenen Slaven mitzubringen, damit dieselben das Fest durch Musik verherrlichten und Gorzaris vor dem Könige tanzen möge, über deren Kunst und Geschicklichkeit Seine Majestät so viel Wunderbares gehört habe.

Sarzjan's Blick verfinsterte sich bei den Worten des Ministers, seine Brauen zogen sich zusammen und er blieb dem Abgesandten des Königs eine Zeit lang die Antwort schuldig. Der unbeugsame Wille des Herrschers und die furchtbare Härte, womit er jedes Zuwiderhandeln gegen denselben bestrafte, waren dem Händler aber zu wohl bekannt, als daß er sich der Aufforderung hätte entziehen können, und mit erzwungener Bereitwilligkeit versprach er, dem Befehle Folge zu leisten.

Der Abend erschien und die Dunkelheit, die dem Aufsteigen des Mondes voranging, hatte sich über die Stadt gelegt, als Sarzjan, von seinen Slavinnen gefolgt, mit schweren Gedanken den Weg nach der königlichen Wohnung antrat. Schon von Weitem kam ihm ein heller Lichtglanz von dem Platze vor dem Schlosse entgegen, Tausende von Fackeln sah er bald dort lodern und in ihrem Scheine eine gedrängte Volksmenge sich bewegen. Er hatte den Platz erreicht, der im Kreise von Amazonen umstellt war; dieselben öffneten ihre Reihen, um ihn eintreten zu lassen, und nun wurde er von der wilden, betäubenden Regimentsmusik begrüßt. In der Mitte des Platzes saß der König auf hohem, mit Gold und Menschenschädeln geschmücktem Throne, von seinem Hofstaate und seinen Frauen umgeben, und der Mayho kam Sarzjan entgegen, um ihn zu dem Herrscher zu geleiten.

Der Händler hatte die Stufen des Thrones erreicht, kreuzte die Arme vor seiner Brust und neigte sich ehrerbietig vor dem Monarchen, der einen großen dreieckigen Hut mit goldenen Tressen und hohem Federbusch, einen weißen goldgestickten Atlasmantel und goldverzierte Sandalen trug, während die Frauen und Beamten in bunten Mänteln von Seide und Sammet prangen und reicher Federschmuck über ihren Häuptern wallte.

Der König hatte sich erhoben und sein wuthstrahlender Blick traf Sarzjan wie ein Todesurtheil.

„Sei willkommen bei dem Feste, welches ich der glücklichen Befreiung Buardo's und Semona's zu Ehren gebe, ich hoffe, Du wirst Dich dabei gut unterhalten! Ich habe Dir einen Ehrenplatz zugebach, von wo Du dem Tanz Deiner Frauen herrlich zusehen kannst und wo Dich das Gedränge nicht belästigen wird!“ sagte der grimme schwarze Herrscher und zeigte nach einer tiefen Grube in kurzer Entfernung vor sich, an deren beiden Seiten starke Baumstämme in die Erde gepflanzt waren, über deren Spitzen ein ebenso starker Stamm mit seinen beiden Enden ruhte.

Sarzjan sah entsetzt nach diesem hohen Galgen hin, seine Glieder zitterten, seine Kinnladen schlugen laut zusammen und, von den kalten Schauern des nahen Todes durchbebt, fiel er auf seine Kniee nieder und flehte

um Erbarmen. Der König aber winkte dem schwarzen Scharfrichter, der in blutrothem Mantel hinter ihm stand; im nächsten Augenblick hatte derselbe mit seinen Knechten den Händler erfaßt, ihn seiner Kleider beraubt, ihm zwei schwere Ketten fest an die Oberarme geknebelt und schleppte ihn nach dem Galgen hin. Dort wurde er mit den Ketten an dem Querbalken über der Grube befestigt, so daß er mit erhobenen Armen hoch in der Luft schwebte, und nun banden die Henker über seinen Knien zwei ebenso starke Ketten fest, an deren Enden ein starkes Rohrgeflecht in Form eines Schiffes hing. In dieses Schiff warfen die Knechte nun schwere Eisenstücke, deren ein großer Vorrath zur Seite der Grube lag, und die Musik begann wieder ihre wilden, stürmischen Klänge ertönen zu lassen, in denen die Schmerzensschreie des Händlers verhallten.

Corzaris lag stehend und händeringend vor dem racheathmenden Monarchen, umklammerte in ihrer Verzweiflung seine Füße und bat um Erbarmen für ihren Herrn; der König aber wies sie mit den Worten von sich:

„Setz tanz' für Dein eigenes Leben; erfreust Du mein Herz nicht, so wirst Du lebendig mit Deinem Herrn begraben!“

Dann rief er den andern Sclavinnen Sarzjan's, die hinter Corzaris im Staube lagen, zu, Musik zu machen, und warf sich in seinen Sessel.

Der Gedanke, lebendig begraben zu werden, durchbebt Corzaris mit Entsetzen, sie hob sich vom Boden auf, sie ergriff das Tambourin und den Florschawl, der auf ihrem Arme hing, gab den Sclavinnen das Zeichen, den Tanz anzustimmen, und drehte sich nun auf den Spitzen ihrer kleinen Füße wie ein Wirbelwind in weitem Kreise. Wild flog ihr schönes Haar, hell glänzten ihre großen Augen, weiß bligten ihre schönen Zähne, und mit allem Zauber der Bewegung schwebte sie vor dem Könige auf und nieder, der überrascht und entzückt durch Ausrufe und Händeklatschen seinen Beifall, seine Bewunderung zu erkennen gab. Corzaris tanzte für ihr Leben.

Da traf das laute Stöhnen und Klagen Sarzjan's das Ohr seiner Leibclavin, man hatte eben die Last an seinen Füßen noch durch einen schweren eisernen Anker vermehrt und sein schon so langgedehnter Körper hatte sich noch um einen Zoll verlängert.

Wie ein Blitzschlag traf der Klage-ton des Händlers Corzaris' Ohr, sie sah nach ihm hin, sie warf das Tambourin von sich und stürzte vor dem Herrn, dem geliebten, an dem Rande der Grube nieder.

„Hier, Herr!“ rief sie, ihre Hände nach ihm ausstreckend, „hier liegt Deine treue Corzaris, nimm sie mit Dir in Deinen Himmel, auch der lebendige Tod soll sie nicht von Dir trennen!“

Dem Donner gleich dröhnte jetzt der Beifallsruf des Volkes über den Platz, wuthschäumend sprang der König zu Corzaris hin, die Henker mußten sie ergreifen, warfen sie auf den Anker in das Schiff, Sarzjan's Körper riß von seinen Armen los und stürzte mit der treuen Sclavin in das Grab hinab. Nach wenigen Minuten war die Grube mit Erde über ihnen ausgefüllt, die Henker entfernten den Galgen und der König ließ seine Amazonen einen Kriegstanz aufführen.

IX.

An diesem Morgen waren die schnellsten Eilboten von Abomey nach Whydah mit dem Befehl des Königs abgegangen, daß kein Sclave eingeschifft werden solle, ehe Buardo und Semona gefangen genommen wären. Aber gerade an diesem Morgen waren die

Kaufleute in Whydah eifrig mit den Vorbereitungen zu dieser Einschiffung beschäftigt, die in der Nacht bewerkstelligt werden sollte. Um die Zeit, zu welcher in Abomey das Fest begann, wurden in Whydah die Sclaven an ihren langen Ketten in Boote gepackt und durch die hohe Brandung in die See hinaus nach einem der beiden dort ankommenden Schiffe gefahren und in dessen untern Raum gebracht. Die Dunkelheit benutzte man dazu, um jenem Dampfer in der Bay das Einschiffen der Sclaven zu verheimlichen, denn derselbe war ein englischer Kreuzer, welcher hier auf Station lag, um das Auslaufen eines Sclavenschiffes zu verhindern. Eine große Anzahl von Booten fuhr eilig hin und her, und ehe einige Stunden vergingen, waren siebenhundert Sclaven an Bord des Schiffes, dessen Luken jetzt geschlossen wurden und auf dem man schnell Alles zur Abfahrt vorbereitete. Doch nicht dies Schiff lichtete die Anker, sondern das andere, leere Fahrzeug, welches zugleich seine Segel bis in die Spitzen seiner schlanken Masten aufzog. Der Mond war noch nicht aufgegangen, die Dunkelheit hatte sich aber schon etwas gemindert, als der frische Ostwind die Segel des Schiffes füllte und dasselbe nach Süden hin durch die Bogen strich. Das Dampfboot steuerte immer noch in der Ferne der nach Westen laufenden Küste der Bay zu, als das Segelschiff schon viele Meilen weit in die See hinausgezogen war; da plötzlich wandte sich der Dampfer von der Küste ab und folgte dem davonweichenden Fahrzeuge. Bald stieg der Mond auf, und in seinem Lichte konnte man nun in weiter Ferne die Segel des fliehenden leeren Schiffes erkennen, wie sie immer straffer angepannt wurden und wie der Dampfer, ihm nachjagend, immer schwärzere Wolken über sich ausblies. Nach Verlauf einer Stunde war nichts mehr von den beiden Fahrzeugen zu erblicken, und nun stiegen die Segel über dem Schiffe empor, in dessen Raum die siebenhundert Sclaven zusammengepackt waren. Die Anker wurden gehoben, das Schiff begann die Bogen zu theilen, und bald flog es in der Richtung nach Westen dem offenen Ocean zu. Dadurch, daß der englische Kreuzer, von dem leeren Schiff gelockt, die Bay verlassen hatte, war diesem mit Menschen beladenen Fahrzeug der Weg frei gegeben, und als der Tag über Afrika aufzog, schwamm die schnelle, weißbesügelte Barke auf offener See und die Küste lag wie ein dunkler Nebelstreif an dem Horizont.

Karney, der Capitain des Schiffes, ein kleiner, behender, aber kräftiger junger Mann mit blühenden dunkeln Augen und glänzend schwarzem Haar, stand neben Burnock, dem Eigenthümer der Sclaven, einem hohen, schlanken, bleichen Mann mit rabenschwarzem Lockenhaar und großen schwarzen Augen, an der Brüstung auf dem Verdeck des Schiffes, und Beide ließen ihre spähenenden Blicke nach Osten hin über den Horizont schweifen. Burnock hatte wiederholt das Fernglas an's Auge gehoben und sagte jetzt zu dem Capitain:

„Noch läßt sich Nichts von dem Engländer sehen, ich hoffe nun, daß wir sicher vor ihm sind. Das Schiff hatte bedeutenden Vorsprung vor ihm und segelte so scharf bei dem Winde, daß es der Dampfer kaum vor Tagesanbruch eingeholt haben wird; und ehe er heute Abend in die Bay zurückkehrt, kann ihm unsere Abfahrt nicht bekannt werden. Ich glaube, er wird sich wohl die Mühe sparen, dann noch nach uns in offener See zu suchen.“

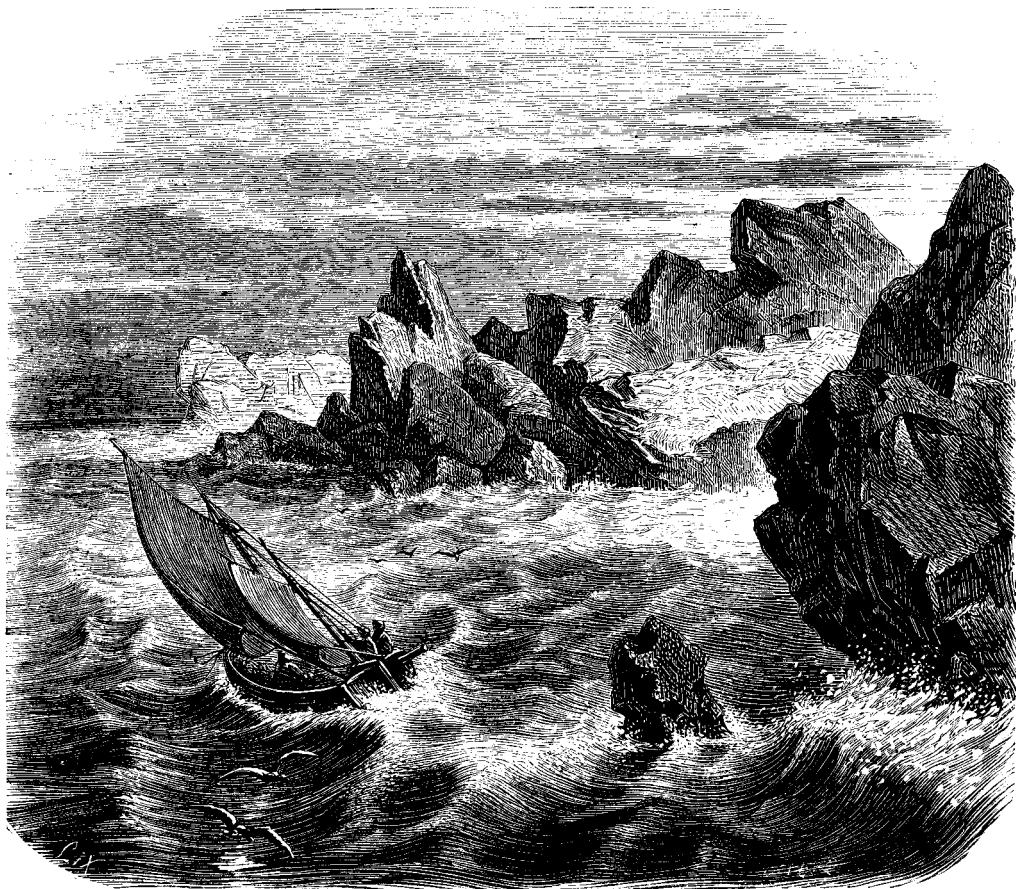
„Vor diesem Burischen sind wir sicher genug; wenn uns von der Ascension-Insel kein anderer auf den Hals kommt, dann haben wir alle Neun geworfen!“ erwiderte der Capitain.

„Schiff in Angesicht!“ rief ein Matrose aus dem Mast herab und deutete nach Westen hin. Erschrocken sprang der Capitain und der Sclavenhändler nach der Spitze des Schiffes, und Letzterer richtete das Fernglas dem Horizont zu. Nach einer Weile anhaltenden Spähens sagte er:

„Es ist ein großes Schiff, welches, wie es scheint, auf uns zu hält; es ist ja aber nur ein Segelschiff, und wenn es der Teufel selbst wäre, so sollte er uns wohl laufen lassen. Ich habe bis jetzt noch kein Segelfahrzeug gesehen, welches mit dieser Barke Schritt halten könnte. So lange wir keinen Rauch bemerken, hat es nichts zu sagen.“

„Wir wollen aber doch dem Kerl auf die Finger passen, daß er uns nicht zu nahe kommt, im Fall es ein Kriegsschiff wäre. Er möchte uns den Wind abgewinnen!“ bemerkte der Capitain, nahm Burnock das Fernglas ab und sprang behend damit in den Mast hinauf. Alles auf dem Verdeck war stumm und sah mit Spannung weiterer Nachricht über das Schiff durch den Capitain entgegen. Nach einer halben Stunde war dasselbe mit dem ganzen Rumpf über den Horizont aufgestiegen und Karney rief lachend aus dem Mast herab:

„Der Bursche ist auf ebenso verbotenen Wegen, wie wir selbst es ist ein Sclavenschiff, das sich eine



Felsenlabyrinth an den Küsten der Bahama-Inseln. (S. 166.)

Ladung schwarzes Fleisch holen will; darauf wette ich mein Leben. Ein Kriegsschiff ist es nicht.“

Mit diesen Worten sprang er vergnügt auf das Verdeck herab, reichte dem Sclavenhändler das Glas zurück und sagte:

„Befahren Sie sich den Herrn einmal, er hat Nichts auf dem Verdeck liegen und auch Nichts im Leibe, sonst schwämme er nicht so hoch über dem Wasser.“

Burnock hatte das fremde Schiff auch eine Zeit lang betrachtet und erklärte sich dann mit dem Capitain einverstanden. Bald darauf zog es an der Barke vorüber und die Capitains der beiden Fahrzeuge winkten sich mit Tüchern eine glückliche Reise zu.

Die letzte Andeutung der Küste von Afrika war verschwunden und der Capitain gab dem Schiff eine

etwas mehr südliche Richtung, um die nordwestliche Aequatorialströmung möglichst bald zu gewinnen.

Während nun auf dem Verdeck Alles in gespannter Aufmerksamkeit über das Meer spähte und eine möglicherweise nahende Gefahr Alles in Aufregung erhielt, herrschte in dem Innern des Schiffes eine todtenähnliche dumpfe Abgespanntheit. In dem Raume unter dem Verdeck, dem sogenannten Zwischendeck, so wie in dem darunter befindlichen lagen die Sclaven dicht aneinandergedrängt, mit den Ketten, die sie am Halse trugen, an die Wände und an den Fußboden angeschlossen. Kein Wort, kein Laut ward hörbar, und nur das Brausen der von dem Schiff durchfurchten See tönte durch die dunkeln Räume. Der unterste derselben empfing kaum einen Schimmer von Helligkeit aus der offenen Luke, die in den oberen führte,

und dieser wurde durch kleine, in dem Verdeck angebrachte, mit dickem Glas versehene Löcher matt erhellt. Unter einem dieser handgroßen Fenster nahe an der Leiter, die von der jetzt geschlossenen Luke im Verdeck herabführte, saß Buardo, mit Semona im Arm, an der nackten Schiffswand und hielt die Kette in der Hand, womit sie Beide an eine Rippe des Fahrzeuges festgeschlossen waren. Semona hatte ihren kleinen, schönen Kopf an die Brust des Geliebten gelegt und Buardo ruhte mit seiner Wange auf ihrem Lockenhaar. Sie redeten nicht und blickten sich nicht an, sie fühlten aber gegenseitig den langsamen Pulsschlag ihres Blutes und hörten ihre schweren Athemzüge. Beide jagten dem Vaterlande Lebenswohl.

Gegen Mittag wurde die Luke geöffnet, das helle Tageslicht trat in den düstern Raum ein und ein frischer Luftzug durchströmte die schwüle, dicke Atmosphäre. Die großen Augen der Neger richteten sich sämtlich

erwartungsvoll nach der hellen Oeffnung und gierig athmeten sie die Seeluft. Jetzt stieg Burnock, ihr Herr, auf der Leiter in das Zwischendeck herab, ein schwarzer Diener folgte ihm, und gleich darauf wurde von oben ein großer Kessel mit Kartoffelsuppe heruntergelassen, dem eine Menge leerer hölzerner Eimer folgte. Noch mehrere schwarze Diener stiegen in den Raum herab und begannen die Suppe in den Eimern an die Sklaven zu vertheilen, so daß immer ungefähr ein Duzend derselben aus einem solchen Gefäße gesättigt wurde. Dem geleerten Kessel folgte immer schnell wieder ein anderer, bis sämtliche Sklaven gespeist waren. Dann vertheilten die Wärter Schiffsbrot unter die Gefangenen und reichten ihnen in den Eimern Wasser. Der Capitain war auch herabgekommen, um die Schwärzlinge, wie er sich ausdrückte, speisen zu sehen.

„Das Füttern nimmt uns sehr viel Zeit,“ sagte



Gingang zum Urwald. (S. 168.)

Burnock zu ihm, „wir haben zwei Stunden damit hingebracht und doch bin ich überzeugt, daß nicht Alle gleichviel bekommen haben. Nun ist aber Niemand an Bord, der diese Raben versteht, und sie verstehen uns nicht und können es uns natürlich auch nicht deutlich machen, wenn sie etwas auf dem Herzen haben. Es ist mir sehr unangenehm, daß ich in Whydah keinen Dolmetscher bekommen konnte, der sich dazu verstanden hätte, die Reise mitzumachen. Natürlich fürchteten die Kerle, daß, wenn ich sie in Amerika an's Land setzte, ich sie mitverkaufen würde.“

„Und da hatten sie so ganz Unrecht wohl nicht!“ versetzte der Capitain lachend.

„Nun, hätte vielleicht der Fall sein können!“ sagte Burnock, gleichfalls lächelnd. „Im Ernst aber, es ist mir leid, namentlich wenn die Leute krank werden sollten, was mehr oder weniger zu erwarten steht; dann weiß ich wahrlich nicht, wie ich etwas für sie thun soll, denn der Teufel kann sie verstehen.“

„Wenn ich Ihnen dabei behülflich sein soll, so will ich es gern thun!“ sagte jetzt Buardo in gutem Englisch zu dem Händler, und dieser so wie der Capitain blickte sich rasch und verwundert nach dem Sprecher um.

„Was Teufel, Du kommst mir wie gerufen, Burnock, wo hast Du das Englisch gelernt?“ rief Burnock freudig und trat zu Buardo hin.

„Ich bin in der Mission in Cape Coast erzogen worden!“ erwiderte Buardo mit einem tiefen Athemzug.

„So komm, Du kannst sogleich Deinen Dienst antreten und wirst es dadurch selbst nicht schlechter bekommen, als Deine Gefährten!“ sagte Burnock, zog ein Bund Schlüssel aus seiner Tasche hervor und öffnete das eiserne Halsband, welches Buardo an der Kette hielt.

Der Händler gab ihm nun seine Befehle, trug ihm auf, seine Gefährten über ihr Schicksal zu beruhigen und ihnen zu sagen, daß sie es in Amerika viel

besser haben würden, als sie es in der Heimath gehabt, und bat ihn schließlich, ihm Alles mitzutheilen, was unter den Sklaven vorginge. Zugleich gab er ihm die Erlaubniß, auf dem Verdeck zu erscheinen, da von jetzt an die Luke immer offen bleiben würde.

„Siehst Du, Buardo, daß uns Gott gnädig ist?“ sagte Semona, als der Händler mit dem Capitain sich entfernte hatte, und hielt ihm mit einem wehmüthigen Lächeln ihre Hände entgegen, die der Jüngling ergriff, seine Lippen darauf preßte und, sich dann neben der Geliebten auf die Kniee werfend, sie innig in seine Arme schloß.

Mit Freuden und freier aufathmend kam Buardo nun den Befehlen seines Eigenthümers nach, er redete mit allen seinen Leidensgefährten, sprach ihnen Trost und Muth ein, erkundigte sich nach ihren Wünschen, sorgte für ihre Bedürfnisse und that Alles, um ihnen ihr Geschick zu erleichtern und erträglich zu machen. Burnock so wie der Capitain sah bald in Buardo eine große Stütze und werthvolle Hilfe; sein anständiges, bescheidenes und doch festes, stolzes Benehmen gewann ihm ihre Zuneigung und schloßte ihnen zugleich eine Achtung vor ihm ein, die sie seine schwarze Farbe mehr und mehr vergessen ließ. Sie unterhielten sich gern und oft mit ihm, er mußte ihnen von Afrika erzählen, und so kam es denn, daß er ihnen auch seine eigene Lebensgeschichte mittheilte. Sie nannten ihn den Negerprinzen, scherzten und lachten mit ihm und behandelten ihn mehr als einen gemiethten Diener, denn als einen Sklaven. Seine Bitte, auch Semona von der Kette zu befreien und sie ihm zur Gehülfin bei seinen Dienstleistungen zu geben, wurde gern erhört, und auch sie machte sich bald nützlich und fast unentbehrlich. Auf Buardo's Rath wurde noch eine zweite Luke in dem Verdeck geöffnet, damit der Luftzug freier in das Schiff eindringen konnte, die Sklaven mußten ihren Aufenthalt in dem Zwischendeck und in dem untersten Raume häufig wechseln, und die schwächlichen, so wie die Kinder wurden zeitweise auf das Verdeck gebracht, damit sie die frische Seeluft genießen konnten. Dabei glitt die Barke ungestört mit immer günstigem Wind durch die Wogen; die gefürchtete Nähe der Ascension-Insel, wo viele englische Kriegsfahrzeuge auf Station gehalten wurden, um den Sklavenschiffen aufzulauern, war überwunden, und der Sklavenhändler sowie die Schiffsmannschaft fühlten sich aller Gefahr der Verfolgung überhoben. Ein grimmiger Feind aber, als die englischen Kreuzer, erschien jetzt an Bord des Schiffes, der ihr Interesse und ihre eigene Sicherheit bedrohte; es war das schwarze Erbrechen, welches sich plötzlich unter den Sklaven einstellte. Gleich am ersten Tage starben einige Zwanzig von ihnen und wurden den Haifischen zum Raub in die See geworfen. So ruhig und geduldig bis jetzt die Gefangenen ihr Schicksal ertragen hatten, so wild und unbändig begannen sie sich nun gegen ihre Fesseln zu sträuben: sie schrien, heulten und tobten, sprangen wie wahnsinnig an ihren Ketten umher und verlangten aus ihrem peinerfüllten Gefängniß erlöst und auf das Verdeck gebracht zu werden. Die Erkrankten rollten sich in ihrer Fiebergluth auf dem Boden und zerschlugen sich die Glieder an ihren Ketten, und die Sterbenden stießen unter Flüchen und Verwünschungen die herzzerreißendsten Schreie aus. Selbst Buardo's und Semona's freundliche, theilnehmende Stimmen fanden kein Gehör mehr, und nur mit Lebensgefahr und mit einem schweren Stoß bewaffnet konnte Ersterer sich noch unter die wüthende Schaar wagen, um ihnen Speise und Trank zu bringen, um die Todten von ihren Fesseln zu befreien und sie auf das Verdeck zu schaffen. Die

Sterblichkeit nahm mit jedem Tage zu, bald war der unterste Raum im Schiffe ausgestorben und es waren bereits über vierhundert Sklaven über Bord geworfen. Da endlich verstand sich Burnock auf das Bitten Buardo's dazu, den Rest der unglücklichen Schwarzen in Abtheilungen auf das Verdeck zu führen, wozu Tag und Nacht benutzt wurde, und wobei die ganze Schiffsmannschaft bewaffnet Wache hielt. Dies Verfahren brachte bald eine günstige Aenderung in dem Zustand der Sklaven hervor, die Krankheit nahm an Heftigkeit ab und nur noch einzeln zeigte sich der Tod auf dem Schiffe.

Da schallte eines Morgens der Jubelruf „Land“ hoch aus dem Mast und Buardo sandte die Freudenbotschaft mit lauter Stimme zu seinen Leidensgefährten in das Zwischendeck hinab. Schon zu Mittag tauchte die flache, lange Inselreihe, die sich an der Küste von Nordcarolina hinzieht und dort die geräumigen Binnenseen bildet, aus dem Meere auf, und das Sklavenschiff zog vor Cape Hatteras vorüber, um weiter südlich in eine von den vielen hundert kleinen Buchten einzulaufen, die sich dort in das Land hineindrängen. Bald hatte der Capitain den wohlbekannten Punkt seiner Bestimmung an der Küste erkannt, näherte sich langsam unter nur wenigen Segeln und lagirte in einer Entfernung von einigen Meilen vor demselben auf und nieder, bis er plötzlich durch das Glas eine große weiße Flagge auf dem Strande wehen sah, die ihm als Zeichen diente, daß ihm beim Einlaufen keine Gefahr drohe.

X.

Schon seit einigen Wochen hatte dort der Bruder des Sklavenhändlers Tag für Tag alle Schiffe durch das Fernglas beobachtet, die in dem schmalen Fahrwasser zwischen dieser Küste und dem Felsenlabyrinth auf und nieder zogen, welches sich von den Bahama-Inseln bis nach Cuba in unzähligen einzelnen schwarzen Klippen über dem schäumenden Meer erhebt und dessen Brandung Jahr aus, Jahr ein donnernd von sich zurückwirft. Er hatte vor mehreren Monaten an dieser einsamen, im hochbewaldeten Lande versteckten Bucht sich ein Blockhaus gebaut und mit einer Negerin darin seinen Wohnsitz aufgeschlagen, um die Ladung Sklaven, die sein Bruder von Afrika her über den Ocean führen würde, hier in die Vereinigten Staaten einzuschmuggeln und sie dann zu Lande nach Virginien zu treiben, wo er ansässig und als bedeutendster Sklavenhändler bekannt war. Sein älterer Bruder dagegen wohnte in Newyork, machte von dort aus die Reisen nach Afrika und war an dem dortigen großen Hause theilhaftig, welches das Sklavenschiff ausgerüstet hatte. Der jüngere Burnock erkannte das Fahrzeug bald nach dessen Erscheinen, und verabredetermaßen zog er die weiße Fahne auf, da die Küste augenblicklich nicht von dem Beamten der Regierung überwacht wurde. Bald glitt das Schiff unter dem letzten großen Segel in die stille, dunkle Bucht hinein und ließ nun auch die, so wie einen leichten Anker fallen. Eine lange Bohle wurde vom Verdeck aus auf das hoch mit Rohr bedeckte Ufer geschoben, und der Sklavenhändler sprang an das Land, wo sein Bruder mit den Händen in den Rocktaschen stand und ihn erwartete.

„Nun, das Geschäft gut gewesen?“ fragte dieser, ohne seine Stellung zu ändern.

„Nicht so ganz, wir haben über die Hälfte der Neger den Haifischen abgeben müssen!“ antwortete der Sklavenhändler und setzte, seinem Bruder die Hand haltend, hinzu: „Wie geht es Dir?“

„Verdammt, so muß es auch kommen: wenn es Brei regnet, haben wir keinen Löffel; die Niggers sind ungeheuer im Preise!“ entgegnete der Bruder, zog mechanisch die Hand aus der Tasche und reichte sie dem Sklavenhändler hin.

„Anyhow let us save the pieces!“ (So laß uns wenigstens die Scherben in Sicherheit bringen!) fuhr er dann fort und rief darauf dem Capitain zu, an das Land zu kommen und bei ihm in dem Blockhause einen Schluck alten irischen Whisky zu sich zu nehmen.

Dort beredeten die Brüder nun das Geschäft, welches sie für gemeinschaftliche Rechnung betrieben, während welcher Zeit mancher dröhnende Fußtritt auf den Boden in dem Blockhause gethan und mancher Fluch ausgestoßen wurde.

„Ich habe auch dem alten Morin versprochen, ihm einen guten Negermann und ein Negerweib zu überlassen!“ sagte der Bruder des Sklavenhändlers im Laufe des Gesprächs. „Ich mußte es ihm schon zu Gefallen thun, denn er ist der Einzige in dieser Gegend, der von unserm Geschäft und namentlich von unserm Versteck hier weiß. Er meint, er bekäme auf diese Weise ein Paar recht treue, noch unverdorrene Sklaven; der Esel, als wenn die Niggers aus Afrika nicht zehnmal größere Spitzbuben wären, als die hier gezüchteten. Wir müssen ihm ein Paar aussuchen, so gut wir sie haben, mag er dann sehen, wie er mit ihnen fertig wird. Die Freundschaft des alten Kerls ist uns von Nutzen.“

„Ich habe ein Paar an Bord, so gut, wie vielleicht noch nie Neger nach Amerika eingeführt worden sind: einen prächtigen werthvollen jungen Mann und dessen Geliebte, ein Negermädchen, so schön, wie ich nie eine Schwarze gesehen habe. Wenn der alte Morin sie aber haben will, so muß er sie auch gut bezahlen; unter viertausend Dollars dürfen wir sie ihm nicht verkaufen; das Mädchen allein würde wegen ihrer Schönheit auf dem Markt in Neworleans diesen Preis bringen!“ entgegnete der Sklavenhändler und setzte dann noch lachend hinzu:

„Denke Dir, der Kerl ist der Sohn eines Negerkönigs.“

„Bei Gott, der Titel Prinz allein ist hundert Dollars werth!“ versetzte der Bruder und begab sich nun mit dem Sklavenhändler und dem Capitain an Bord, um die Waare selbst in Augenschein zu nehmen.

„Dieser hier ist unser Negerprinz,“ sagte der Händler zu seinem Bruder, als sie auf das Verdeck traten, und klopfte Buardo auf die breite, kräftige Schulter.

„Verdammt, ein schöner Kerl! Mache seinen Arm einmal krumm, damit ich seine Muskeln sehe,“ sagte der Bruder erstaunt, „und was für Lenden der Bursch hat! Den geben wir sicher nicht unter zweitausend Dollars weg. Wo ist denn das Weib, von der Du sagtest?“

Mit dieser an den Händler gerichteten Frage blickte sich dessen Bruder vergebens auf dem Verdeck um, Fener aber trat zu der Luke hin und rief Semona.

„Verdammt sollen meine Augen sein, wenn das nicht ein schönes Thier ist!“ sagte der Bruder überrascht, als Semona auf dem Verdeck erschien. „Wie alt bist Du, Mädchen?“ fragte er sie und legte seine Hand schmeichelnd unter ihr Kinn. Semona aber trat erschrocken zurück und warf einen ängstlichen Blick auf Buardo.

„Du bist wohl bange, daß Dein Liebhaber es sieht, wenn Dich ein Anderer unter das Kinn faßt?“ rief der Bruder lachend aus, „daran müßt Ihr Euch

gewöhnen, hier zu Lande ist die Liebe einer schwarzen Schönen Gemeingut.“

Mit dieser Erklärung klopfte er auf den weichen Nacken Semona's, die ihm abermals auswich, und Buardo schoß, die Faust ballend, einen wüthenden Blick nach dem frechen Manne, dem er mit der Hälfte seines Werthes als Eigenthum angehörte.

Nun wurden die Neger aus dem untern Raum auf das Verdeck geführt und der Bruder des Händlers musterte und untersuchte sie, indem er sie befühlte, sie rufen, gehen und springen ließ und zwischen durch mit den Mädchen seine Kurzweil trieb. Die Sklaven ließen sich Alles gefallen, sie standen mit bekümmertem Herzen da, ohne Willen, ohne eine Vorstellung von ihrer Zukunft, mit blinder, dumpfer Ergebung in ihr Schicksal, folgten jedem Wink der wenigen weißen Männer, die sich gebietend und übermüthig zwischen ihnen umherbewegten, und es fiel ihnen nicht ein, daß sie ihrer gegen Dreihundert waren. Die Sonne sank, hier und dort blitzten ihre letzten Strahlen durch den hohen, dichten Wald, und das Düstter des Abends legte sich über die schmale, laubüberdachte Bucht. Die Sklaven mußten sich abermals mit ihren Ketten in die Finsterniß unter das Verdeck begeben und wurden dort wieder an die Wände geschlossen. Nur Buardo und Semona blieben zwischen den Wasserfässern auf dem Schiffe sitzen und dankten es der einbrechenden Nacht, daß sie den Blicken des fremden, unverschämten, verhassten Mannes entzogen wurden.

„Sieh, Semona, es erwartet uns hier eine gräßliche Zukunft!“ sagte Buardo zu der Geliebten mit dumpfer, tief bewegter Stimme. „Hast Du gehört, was der Schurke zu Dir sagte? Die Liebe einer Schwarzen sei Gemeingut in diesem Lande! Es wird nicht gut gehen, Semona, denn berührt Dich noch einmal ein Mann in dieser Weise, so ist er ein Kind des Todes, so wahr, wie die Sterne über uns stehen.“

„Sei ruhig, Buardo, ich werde mich selbst zu beschützen wissen, Deine Semona bleibt die Deine allein bis zu ihrem letzten Athemzug. Hoffe auf unsern Burnock, er meint es gut mit uns und hat uns ja versprochen, daß wir nicht getrennt werden sollen. Thue darum keinen übereilten Schritt! Um unserer Liebe willen laß Dich nicht von Deinem gerechten Unmuth hinreißen: es könnte unsere Trennung veranlassen. Komm, sei mein guter, mein lieber Buardo und halte an dem Glück unserer Liebe fest!“

Sie hatten lange gesehnen und ihre verschleierte Zukunft hin und her bedacht, als der Sklavenhändler an ihnen vorüberging, um sich in der Kajüte zur Ruhe zu begeben, nachdem sein Bruder zu gleichem Zweck in sein Blockhaus gegangen war. Er bemerkte die beiden Liebenden durch die Dunkelheit und sagte zu ihnen:

„Seid Ihr noch hier oben? Dann will ich Euch eine gute Nachricht mittheilen: wir werden Euch wahrscheinlich an einen sehr biedern Herrn verkaufen, der hier in der Nähe eine Plantage besitzt und bei meinem Bruder ein Paar auserlesene Sklaven bestellt hat. Ich will Euch ihm empfehlen, und gelingt es mir, den Handel mit ihm abzuschließen, so seid Ihr für Lebenszeit gut und zu Eurer Zufriedenheit versorgt. Einen bessern Herrn könnt Ihr Euch nicht wünschen. Nun gute Nacht zum ersten Male in Eurem neuen Vaterlande!“

Burnock wollte sich bei diesen Worten entfernen, doch Semona hatte seine Hand ergriffen und warf sich mit Worten heißen Dankes vor ihm nieder, und Buardo fiel an ihrer Seite auf sein Knie und rief den Segen des Himmels auf Burnock herab.

„Schon gut, schon gut, Ihr habt mir treulich beigefanden und ich werde dafür mich Eurer annehmen, so viel ich kann. Ihr wißt, mein Bruder hat halben Antheil an Euch. Seid aber unbekümmert, Ihr sollt nicht getrennt werden!“ sagte der Clavenhändler mit aufrichtiger Freundlichkeit und eilte in die Kajüte.

Kaum graute am folgenden Morgen der Tag, als der Händler mit dem Bruder wieder auf dem Verdeck erschien und die Claven nun sämmtlich auf das Land geführt wurden. Dann brachte die Schiffsmannschaft Vorräthe von Lebensmitteln, wie Kartoffeln, Brod und gesalzenes Fleisch, auf das Ufer, die Neger wurden damit beladen, der Clavenhändler, so wie dessen Bruder nahmen Abschied von dem Capitain, auf Wiedersehen zur verabredeten Zeit in Newyork, und dann setzte sich der Zug der lebendigen Ladung des Schiffes in Marsch.

Ein kaum sichtbarer, schmaler Pfad führte durch den Urwald landeinwärts, und zwar größtentheils über morastigen Boden, wo die Neger oft bis an den Leib versanken. Der Clavenhändler ging voran, wie eine Leitkuh, an welche die Heerde gewöhnt ist, und sein Bruder folgte, mit einer schweren Doppelsinte bewaffnet, dem letzten der Claven, die heute in Abtheilungen von fünfzig Stück aneinander gekettet waren. Sie wanderten während des ganzen Morgens ununterbrochen vorwärts, ohne öfter den blauen Himmel über sich zu sehen, als wenn einer der Riesenbäume durch die Zeit oder durch einen Sturm umgestürzt war und seinen Nachkommen die Deffnung in dem Laubdach überließ, um in ihr zum Lichte emporzustreben. Gegen Mittag wurde an einem Bach kurze Rast gemacht, einiges Brod unter die Neger vertheilt, und dann ging es wieder vorwärts durch den Wald, bis die Sonne sich senkte und der Weg plötzlich in eine offene, freie Ebene auslief. Der Pfad führte nun durch hohe, verdorrte Pflanzen und Gräser, aus denen nur hier und dort ein einzelner Baum hervorsah, und welche so verworren herüber und hinüber gingen, daß man sich hindurchdrängen mußte. Der ganzen Gegend, von der Meeresküste bis hierher, sah man es an, daß sie nicht oft von Menschen besucht wurde, denn nirgends erkannte man die Spuren der Art, und das Einzige, was an Kultur erinnerte, war der Fußpfad, der aber ebenso gut durch die Thiere des Waldes geschaffen sein konnte, wie durch Menschen. Plötzlich jedoch standen die Wanderer vor einer hohen Einzäunung, an deren anderer Seite sich ein unabhsehbare Reisfeld ausdehnte und an welcher sich der schmale Weg seitwärts wandte. Der Händler folgte dem Pfad mit seiner lebendigen Waare wohl eine Viertelstunde lang, bis er an dem Ende des Feldes eine hohe, dicke Baumgruppe erreichte, unter welcher der Wohnsitz des Pflanzers Morin versteckt lag. Ein großes, zweistöckiges hölzernes Haus, mit einer zierlichen Veranda vor beiden Stockwerken, und mehrere kleinere Nebengebäude sahen freundlich, nett und sauber unter dem prächtigen Laubdach der kolossalen Bäume hervor, und rund umher zog sich ein großer, reinlicher Sandplatz, der mit einer niedlichen Staketeneinzäunung umgeben war.

Der Clavenhändler ließ die Neger in einiger Entfernung von dem Spalier unter der Aufsicht seines Bruders zurückbleiben und schritt allein durch die kleine Pforte des Gatters, während an der andern Seite des Platzes vor dem großen Einfahrtsthor der alte Herr Morin und seine Gattin bei einem leichten Cabriolet standen und von einem Herrn und einer Dame herzlichen Abschied nahmen, die sich im Begriff befanden, abzufahren. Die junge Frau in dem Wagen war das einzige Kind des Ehepaars Morin, und der Mann an

ihrer Seite war ihr Gatte, der Pfarrer Golt, der mehrere Meilen von hier weiter im Lande wohnte.

Burnock schritt langsam über den Platz, auf welchem einige dreißig große und kleine nackte Negerkinder umher spielten oder im Sande lagen, und erreichte das Einfahrtsthor gerade in dem Augenblick, als das Cabriolet davonrollte. Golt und dessen Frau tauschten noch durch Winken mit der Hand viele Grüße mit dem Elternpaar, als Morin, sich umwandelnd, den Clavenhändler erblickte.

„Herr Burnock — ist es denn wirklich wahr, hat Sie der Himmel beschützt und Sie lebendig wieder hergeführt von Ihrer gefährlichen Fahrt? Nun, so seien Sie mir auch recht herzlich gegrüßt und willkommen!“ sagte der Pflanze, ein wohlgenährter alter Herr mit frischer Gesichtsfarbe und spärlichem, mit Weiß gemischten blonden Haar, indem er dem Händler die Hand reichte und sie ihm freudig schüttelte. „Ich habe öfters Ihren Bruder hier gesehen, wenn er sich Lebensmittel von mir holte, doch glaube ich kaum, daß er Sie jetzt schon zurück erwartet hat!“ fuhr der Pflanze fort und bat dann seinen Gast, mit ihm nach dem Hause zu gehen und auf die glücklich überstandene Reise ein Glas mit ihm zu leeren.

(Fortsetzung in Hef. 7.)

Deutsche Schriftsteller.

Carl Eduard von Holtei

wurde zu Breslau am 24. Januar 1797 geboren. Sein Vater war Husarenrittmeister, seine Mutter, die bald nach der Entbindung verschied, stammte aus dem alten Geschlecht der von Kessel, welches in Schlesien ansässig war. Holtei's ritterliche, noble Gesinnung, die er in den verschiedenartigsten Lagen und Verhältnissen seines spätern Lebens bewährte, mag er seinem Vater verdanken, dessen Vorfahren ursprünglich in Westphalen wohnten, später nach Kurland und dann nach Preußen wanderten; die echt schlesische Gemüthlichkeit, die Holtei seinen Landsleuten so werth gemacht hat, sehen wir als Erbtheil von seiner Mutter an. Die Freifrau von Arnold, eine Schwester der Großmutter seines Vaters, nahm das Kind zu sich und ließ ihm eine Erziehung angedeihen, die leider nicht geeignet war, einen in jeder Beziehung tüchtigen und strebsamen Knaben heranzubilden. In seinen frühesten Lebensjahren an einen für unerschütterlich gehaltenen Wohlstand gewöhnt, mußte er nur zu bald bemerken, wie derselbe durch die Wirrnisse, welche das Jahr 1806 im Gefolge hatte, und durch schlechte Vermögensverwaltung immer mehr und mehr zerrüttet ward.

Holtei gehörte auf dem Magdalenen-Gymnasium seiner Vaterstadt nicht zu den talentlosen Schülern, allein unausgesetztes Lernen war nicht seine Sache, wenn er gleich von Zeit zu Zeit einen ernstlichen Anlauf dazu nahm. Das Erscheinen Ludwig Devrient's auf der Breslauer Bühne erschloß ihm die Theaterwelt, die manche Freude, aber auch viel Leid über ihn gebracht hat; und eine echte Jungensliebe zu einer Schauspielerin machte ihm diese Welt noch theurer. Älpelei und wahrhaft dichterische Begeisterung, wie er sie in seinen „Vierzig Jahren“ auf so ergötzliche Weise schildert, stritten sich in dem sechszehnjährigen Tertianer, und er ließ sich zu Streichen verleiten, die es nothwendig machten, ihn von Breslau zu entfernen; damit er sich in dem unfern gelegenen Dbernigk der



„Du hübsches Mädchen, wie heißest Du denn?“ (S. 194.)

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben
von

F. A. Strubberg (Armand). Illustrirt von G. Kartsch.

(Fortsetzung.)

Madame Morin hieß nun den Slavenhändler gleichfalls willkommen und wünschte ihm Glück zur Beendigung seiner gefährvollen Reise; er mußte neben ihr Platz nehmen und sie sprach den Wunsch aus, daß er sich einige Tage bei ihnen aufhalten und sich von seinen Anstrengungen erholen möge.

„Das liegt leider nicht in meiner Macht, Madame Morin,“ antwortete Burnock, „ich bin bereits auf der Reise nach Virginien und habe sämtliche mitgebrachte Slaven bei mir; dort am Felde warten sie auf mich. Ich will aber dennoch Ihre Güte in Anspruch nehmen und Sie um süße Kartoffeln bitten, wenn Sie Vorrath davon haben, sowie um etwas Milch, die ich einigen kranken Negern reichen möchte.“

„Recht gern, recht gern, lieber Herr Burnock, Sie sollen haben, was wir Ihnen geben können!“ antwortete der Pflanzer mit großer Bereitwilligkeit. „Also die Afrikaner sind bei Ihnen? Ei, da bin ich doch neugierig, sie zu sehen! Hat Ihnen denn Ihr Bruder gesagt, daß ich mir ein Paar bei ihm bestellt habe? Ich möchte gern einige noch ganz unverdorbene Neger haben, die man sich so recht nach der Hand gewöhnen kann: ein Paar von der echten, reinen schwarzen Race.“

„Mein Bruder sagte mir davon, und es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen ein solches Paar anbieten zu können, mit dem ich Ihre bei Ihnen einzulegen hoffe. Ich habe einen ungewöhnlich kräftigen, schönen jungen Mann von sehr angenehmem, freundlichem und bescheidenem Benehmen, dessen Werth noch sehr dadurch erhöht wird, daß er vollkommen gut Englisch spricht. Er ist in der Mission von Cape Coast erzogen worden, ist Christ und der Sohn eines Königs.“

„Der Sohn eines Königs?“ rief der Pflanzer aus. „Soll mich doch wundern, wie der aussieht!“

„Er wird wohl nicht anders aussehen, als die übrigen Neger!“ fiel Madame Morin lachend ein. „Spaßhaft wäre es aber wirklich, wenn wir noch in unseren alten Tagen von einem Prinzen bedient werden sollten.“

„Es ist doch ein großer Unterschied zwischen ihm und seinen Gefährten, und er zeichnet sich vor ihnen aus, wie das Arabische Pferd vor dem gemeinen Afergaul. Er wird Ihnen gefallen!“ versetzte Burnock.

„Und haben Sie denn auch eine Prinzessin dazu?“ fragte der Pflanzer scherzend.

„Wenn sie auch nicht von einem Negerkönig abstammt, so ist sie doch von sehr edlem Blut und schön und gut, wie ich noch keine Negerin gesehen habe. Sie ist die Geliebte des Prinzen und hat durch ihn auch Englisch reden gelernt!“ erwiderte der Händler.

„Wir müssen sie gleich einmal sehen, Mutter!“ sagte der Pflanzer zu seiner Frau und stand von seinem Stuhle auf.

„Sie sollen sich die Mühe nicht machen; ich werde sie hierher holen,“ fiel der Händler ein und eilte durch die Pforte des Gatters davon.

Nach kurzer Zeit kehrte er zurück, und neben ihm

gingen Semona und Buardo, immer noch durch eine Kette aneinander befestigt. Mit bangen, blutenden Herzen schritten sie in die Einzäunung und sahen mit ängstlichem Blick nach dem weißen Manne hin, dem sie verkauft werden sollten.

„Seid guten Muths, einen bessern Herrn könnt Ihr Euch nicht wünschen!“ sagte der Händler zu ihnen, als der Pflanzer ihnen entgegenkam und mit Wohlgefallen seinen Blick auf das Negerpaar heftete.

„Das ist also der Prinz?“ redete er Buardo an, „wirfst Du Dich denn aber auch willig dazu verstehen, mir zu dienen und für mich zu arbeiten?“

„Ich will thun, was in meinen Kräften steht, um mir Deine volle Zufriedenheit zu erwerben!“ antwortete Buardo und blickte dem freundlichen alten Manne mit einer Art von Beruhigung in die Augen.

„Wenn das Dein Wille ist, dann ist mir für die That nicht bange, denn die Fähigkeiten dazu besitzt Du!“ entgegnete Morin und wandte sich dann noch freundlicher zu Semona mit den Worten:

„Du bist in der That ein sehr schönes Mädchen; würdest Du denn wohl gern meiner Frau zur Hand gehen und sie bei der Arbeit im Hause unterstützen? Dann könntest Du doch mit Deinem Prinzen hübsch zusammenbleiben, und das werdet Ihr wohl Beide wünschen.“

„Ja, Herr, das ist der einzige Wunsch, den wir haben, und für dies Glück würde ich mit Freuden alle Arbeit verrichten, der meine Kräfte gewachsen sind!“ antwortete Semona und warf einen glückstrahlenden Blick auf Buardo.

Madame Morin war jetzt herzugetreten und musterte gleichfalls die Beiden. Auch sie schien an deren Neuherem Gefallen zu finden, nahm die Hand der Negerin und fragte mit freundlichem Lächeln:

„Du hübsches Mädchen, wie heißest Du denn?“

„Semona!“ antwortete diese und küßte der alten Frau die Hand.

„Da bliebe also nur noch der Handel abzuschließen,“ nahm Morin wieder das Wort, indem er sich zu Burnock wandte, „was fordern Sie denn für dies Paar?“

„Ich will Ihnen offen und ehrlich den Preis sagen, den mein Bruder und ich für diese beiden Slaven bestimmt und von welchem wir nicht einen Dollar ablassen werden. Er ist nicht zu hoch, denn senden wir das Mädchen nach Neworleans auf den Markt, so bekommen wir, ihrer Schönheit wegen, soviel sicher für sie allein. Ich habe den Beiden aber versprochen, sie zusammen und an einen guten Herrn zu verkaufen, und werde mein Wort halten. Wir fordern viertausend Dollars.“

„Viertausend Dollars?“ wiederholte der Pflanzer überrascht, „dafür kann man ja sechs hiesige Neger kaufen.“

„Auch wohl acht Stück; aber keinen Buardo und keine Semona!“ entgegnete der Händler mit gewichtiger Stimme.

„Der Unterschied ist aber zu bedeutend; wenn Sie noch dreitausend Dollars gesagt hätten!“ fiel der Pflanzer ein und blickte seitwärts auf seine Frau, die auf seinen Blick gewartet hatte und ihm verstohlen zunickte.

„Wie ich Ihnen gesagt habe, Herr Morin, wir werden nicht einen Dollar ablassen; die Waare ist es werth, und einem jeden Andern würde ich einen höhern Preis dafür stellen!“ sagte Burnock mit großer Bestimmtheit, während Madame Morin ihrem Gatten wieder zunickte.

„Das heißt mit andern Worten, Einem die Pistole auf die Brust setzen!“ entgegnete der Pflanzer lachend, „da bleibt freilich Nichts übrig, als Ihnen den Willen zu thun. Es ist aber ein zu hoher Preis. Nehmen Sie den Armen die Kette ab, hoffentlich werden sie nie wieder eine zu tragen haben.“

Semona zitterte und bebte, sie hielt ihre Hände gefaltet gegen ihr Herz gedrückt, heiße Thränen des Dankes und der Freude entquollen ihren Augen, und kaum fiel das eiserne Halsband von ihrem schönen, zarten Nacken, als sie sich, von der Gewalt ihres Gefühls hingerissen, vor den beiden alten Leuten niederwarf, deren Hände zu ihren Lippen zog und innigen, heißen Dank hervorstammelte. Auch Buardo war tief ergriffen, auch er sank auf seine Kniee nieder und gelobte Morin und dessen Gattin unbedingte Treue und Gehorsam.

„Steht auf, ich sehe schon, daß ich mich nicht verkauft habe; Ihr seid noch von der guten alten Race und sollt Euch glücklich bei mir fühlen!“ sagte Morin und suchte seine Bewegung vor dem Händler zu verheimlichen, indem er mit lauter Stimme nach einem der Nebenhäuser hinrief:

„Heda, Plato, komm hierher und zeige diesen Beiden einen Aufenthalt für heute Nacht, morgen werde ich dann selbst das Nöthige anordnen.“

Der herbeigerufene Neger nahm nun seine neuen Gefährten unter seine Führung, und als er sie aufforderte, ihm zu folgen, sagte der Pflanzer noch:

„Sorge gut für sie; ihre Namen sind Buardo und Semona.“

Semona aber konnte dem Führer nicht sogleich folgen; noch einmal ergriff sie schweigend die Hand ihrer neuen Herrin, preßte ihre Lippen darauf und drückte sie dann mit einem Blick zum Himmel gegen ihr Herz. Nun erst gab sie Buardo die Hand und folgte mit ihm dem Neger.

„Die Sonne ist aber bereits versunken und es wird Zeit, daß ich meinen Sklaven einen Lagerplatz für diese Nacht auswähle!“ nahm Burnock jetzt das Wort.

„Führen Sie dieselben nur um die Einzäunung, dort hinter den Negerhäusern liegt ein tiefer Grund, in dem Sie hohes, schönes Gras, hinreichend Feuerholz und prächtiges Quellwasser finden. Morgen früh mache ich Ihnen einen Besuch in Ihrem Lager, um die afrikanischen Vögel alle zusammen zu sehen. Ich darf Sie wohl nicht bitten, mit Ihrem Bruder bei mir zu Nacht zu essen? Sie werden sich nicht gern von Ihrer Waare entfernen!“ sagte Morin zu dem Händler, indem er ihm die Hand reichte und ihm noch versprach, die gewünschten Lebensmittel sogleich zu senden, sowie ihm und seinem Bruder ein einfaches Abendbrod nach dem Lagerplatz zu schicken. Unter vielen Versicherungen des Dankes schied Burnock von den freundlichen alten Leuten, und diese begaben sich in das Haus, um dort abzuwarten, daß man das Abendessen für sie auftrage.

„Höre, Sarah,“ sagte der Pflanzer zu seiner Frau, als sie einander gegenüber nahe an der offenen Thür

in großen Schaukelstühlen Platz genommen hatten, „ich glaube, wir haben ein Paar Sklaven erhalten, wie wir sie uns schon seit langer Zeit wünschten. Sie haben Gefühl und Dankbarkeit für das Gute, was man ihnen thut, und wollen sich gern durch die That erkenntlich dafür zeigen. Wie sehr schienen sie Beide ergriffen zu sein, als Burnock ihnen die Kette abnahm!“

„Darüber war ich schon beim ersten Anblick mit mir einig, deshalb nickte ich Dir ja immer zu, nur den Handel abzuschließen. Du wirst sehen, daß wir uns nicht verrechnet haben. Für das Mädchen wenigstens stehe ich ein.“

„Und ich für den Mann; so sind wir Beide zufriedengestellt. Er soll mir hier die rechte Hand werden. In der Nachbarschaft hat er keine Bekanntschaften, steht mit meinen übrigen Sklaven in keiner Beziehung und ist ein baumstarker Kerl, auf den man sich einmal im Nothfall verlassen kann. Die Sklavenbefreier dort oben im Norden säen immer mehr den Samen der Unzufriedenheit und des Aufruhrs unter unsre Neger, und wer weiß, wie lange es noch dauern wird, bis er aufgeht! Nach dem Essen wollen wir sie uns doch einmal hierherkommen lassen und ein wenig mit ihnen reden; man lernt so ihre Ansichten und ihre Grundsätze kennen,“ sagte der Pflanzer zu seiner Frau und erzählte ihr dann von mehreren aus Afrika eingeführten Negern, die er in frühern Jahren gekannt und deren gute Eigenschaften sie weit werthvoller, als andere Sklaven, gemacht hatten.

Nach beendigter Abendtafel sandte Morin nun nach den Negerhäusern und ließ Buardo und Semona zu sich bescheiden; er zündete seine Pfeife an und ließ sich dann, sowie seine Frau, wieder in den Schaukelstuhl nieder, um sich mit den beiden Afrikanern zu unterhalten.

Dieselben erschienen bald vor ihrer neuen Herrschaft, und zwar zum Erstenmale in ihrem Leben in Kleider gehüllt. Semona trug ein einfaches Gewand von grobem weißen Baumwollzeug, welches ihr bis über die Kniee reichte, und Buardo war mit einem Beinkleid und einem Hemde von eben solchem Stoff angethan. Beide fühlten sich selbst beengt in diesem ungewohnten, neuen Aufzug, sie sahen einander verwundert an, und noch hatte ihr Auge sich zu wenig an diese Mode gewöhnt, um dieselbe schöner zu finden, als ihre vaterländische Tracht: die Umhüllung ihrer Hüfte und der Schmuck an Arm und Nacken.

Hand in Hand traten sie in das Zimmer und blieben schüchtern an der Thür stehen, Morin aber winkte ihnen freundlich zu und ließ sie näher kommen.

„Ihr sollt mir Etwas über Euer früheres Leben erzählen, Ihr gehört jetzt zu meinem Hause, und da müssen wir auch bekannt zusammen werden. Wie kam es, daß Ihr in die Sklaverei geriethet?“ fragte der Pflanzer, sich an Buardo wendend, und dieser gab ihm nun einen kurzen Umriss von seinem Leben und seinen Schicksalen. Die beiden Alten hörten ihm mit gesteigerter Aufmerksamkeit zu, Morin gab von Zeit zu Zeit seine Theilnahme durch ein halblautes, „unglücklich — hart — schändlich!“ zu erkennen und seine Frau wischte sich wiederholt eine Thräne vom Auge. Als Buardo seine Erzählung beendet hatte, sagte der Pflanzer:

„Demnach ist Semona eigentlich schon Christin, wenn sie auch noch nicht getauft wurde; dies soll aber durch den Negerpfarrer geschehen, der jeden Sonntag für die farbige Bevölkerung dieser Gegend in der Nachbarschaft Kirche hält, welcher Ihr Beide auch regelmäßig beiwohnen sollt. Ihr verlangt nun sicher auch danach, christlich Mann und Frau zu werden, und ich will dafür sorgen, daß jener Pfarrer Euch traut. Das Gesez

in diesem Lande erkennt freilich die Ehe eines Farbigen nicht an, weshalb es der Herrschaft desselben jederzeit zusteht, dieselbe aufzulösen; von meiner Seite aber seid Ihr sicher davor, mir ist die christliche Ehe auch bei Farbigen heilig. Alle meine erwachsenen Sklaven sind verheirathet und müssen ein sittliches eheliches Leben führen. Darum, wenn Ihr entschlossen seid, Euch für immer anzugehören, so wird mir Eure Verbindung angenehm sein."

Buardo hatte während dieser Rede Semona's Hand erfaßt, die jetzt in der Rechten bebte, er sah die Geliebte mit glückstrahlenden Augen an, und sie erwiderte den Blick mit beseligter Umgebung, konnte aber die Freudenthränen nicht länger zurückhalten, die sich unter ihren schönen Wimpern hervordrängten.

"Ja, Herr, laß die Kirche unsern Bund segnen, es ist ja das Glück, für welches wir unsere Freiheit geopfert haben," sagte Buardo bittend und hob die Hand der Geliebten an seine Lippen.

"Bald soll es geschehen," entgegnete der Pflanzer theilnehmend. "Ich werde Euch ein neues Blockhaus ganz hier in der Nähe bauen lassen, so daß wir Euch immer zur Hand haben, und will für Eure Bequemlichkeit Sorge tragen. Dafür hoffe ich auf Eure Treue zu jeder Zeit und unter allen Umständen, was auch immer kommen mag."

"Ja, treu bis in den Tod wollen wir sein!" riefen Buardo und Semona zugleich und fielen auf ihre Kniee nieder.

"Ich bin davon überzeugt, daß Ihr Euer Versprechen halten werdet, und ebenso treu werde ich dem meinigen sein. Nun könnt Ihr gehen, später sehen wir uns noch einmal, wenn die übrigen Sklaven zum Abendgebet kommen!" sagte Morin mit freundlicher Stimme und winkte den Beiden noch einen Gruß zu.

XII.

"Mein theurer, mein einziger Buardo!" sagte Semona zu dem Geliebten, als sie in die Dunkelheit hinaus unter die hohen Bäume traten, und schlang ihren Arm mit inniger Zärtlichkeit um seinen Nacken, "laß uns jetzt nur unserm Glück leben und vergeßen, was es uns gekostet hat; meine heiße, ewige, treue Liebe soll Dich für Alles entschädigen."

"Du weißt es, herzliebendes Mädchen, daß sie mir mehr werth ist, als alle Güter der Welt, ja selbst mehr, als meine Freiheit, die mir ohne Dich eine Qual sein würde; aber welche Sicherheit haben wir, daß wir unsrer Liebe uns für die Dauer erfreuen dürfen? Sieh, unser jetziger Herr, sowie seine Frau sind alte Leute, der Tod kann sie täglich abrufen, und dann gehen wir als Eigenthum in die Hände ihrer Erben über. Wer weiß, was dann aus uns und unserm Glück wird!"

"Der Gott, der sich jetzt unserer erbarmt hat, wird sich auch ferner unserer annehmen, Buardo; laß uns auf ihn bauen und nicht durch die Sorge für die Zukunft das Glück der Gegenwart trüben! So gut, wie wir diese Herrschaft zustellen, werden wir auch einer künftigen nicht mißfallen; laß den Muth nicht sinken, Fleiß und Rechtlichkeit sollen uns unser Glück schon bewahren," antwortete Semona mit zuversichtlichem Tone, und Buardo schloß sie mit den Worten: "Du mein Alles, mein Leben!" in seine Arme.

Eine halbe Stunde später tönte der Klang einer kleinen Metallglocke durch die Niederlassung, und alle Sklaven begaben sich nach einem großen Bretterhaus, welches in kurzer Entfernung hinter Morin's Wohnge-

bäude stand und als Bethaus diente. Die Sklaven hatten sich bereits sämmtlich vor dem Eingang desselben versammelt, als der Pflanzer mit einem Buch in der Hand erschien und den Negern voran in den großen Saal eintrat. Dort stand am Ende desselben ein Tisch, auf dem zwei Lichter brannten und zu welchem Morin sich begab, während über hundert farbige Männer und Weiber sich vor ihm aufstellten, um ihre Abendandacht zu halten. Der Pflanzer stimmte nun eine Methodistenhymne an, in welche die Sklaven mit einfielen und bei der auch Buardo und Semona sich zu theilnehmen versuchten. Die ernste Melodie und die frommen Worte verfluchten nicht, einen ergreifenden Eindruck auf sie zu machen und ihre Stimmung dem heiligen Zweck anzupassen, der sie hierhergeführt hatte.

Nach beendigtem Liede las Morin mit lauter, verständlicher Stimme ein Capitel aus der Bibel, trat dann vor den Tisch, sank mit gefalteten Händen auf seine Kniee, und alle Sklaven fielen gleichfalls nieder, wobei sie ihr Gesicht auf ihre Hände senkten. Der alte Herr sprach nur ein kurzes Dankgebet und bat um Gottes fernern Segen und Beistand, während lautes Stöhnen und Klageklänge unter den Negern hörbar wurden und einzelne Stimmen: "O Allmächtiger — o hab' Erbarmen — o vergieb uns unsre Sünden!" ausriefen.

Die Abendandacht wurde mit einer Hymne beschlossen, und der Pflanzer empfahl dann seine Sklaven dem Schutze des Himmels.

Bei Tagesanbruch trennten sich Buardo und Semona mit dem festen Entschluß, sich durch ihre Arbeit ihrer Herrschaft nützlich zu machen; Ersterer folgte mit der Art mehreren seiner Gefährten in den Wald, und Semona wurde von Madame Morin in die Küche bechieden, damit sie in der Bereitung der Speisen unterrichtet würde.

Raum war die Sonne aufgestiegen, als der Pflanzer sich nach dem Lager der Brüder Burnock begab und sie beschäftigt fand, das Morgenbrod unter die Afrikaner zu vertheilen, die in Abtheilungen von fünfzig Stück aneinandergekettet in dem Grase umherlagen. Er bot den beiden Händlern einen freundlichen guten Morgen, bat sie, sich in ihrer Arbeit nicht stören zu lassen, und wandelte dann unter den Fremdlingen umher. So groß die Auswahl unter den Negern auch war, so gewann Morin doch bald die Ueberzeugung, daß kein zweiter Buardo und keine Semona sich unter ihnen befand und daß er nicht einen von ihnen allen zu besigen wünsche. Er war in den Schatten eines dichtbelaubten Baumes getreten, als die Brüder Burnock nach beendigter Arbeit sich zu ihm gesellten und sich mit ihm in das Gras niederließen.

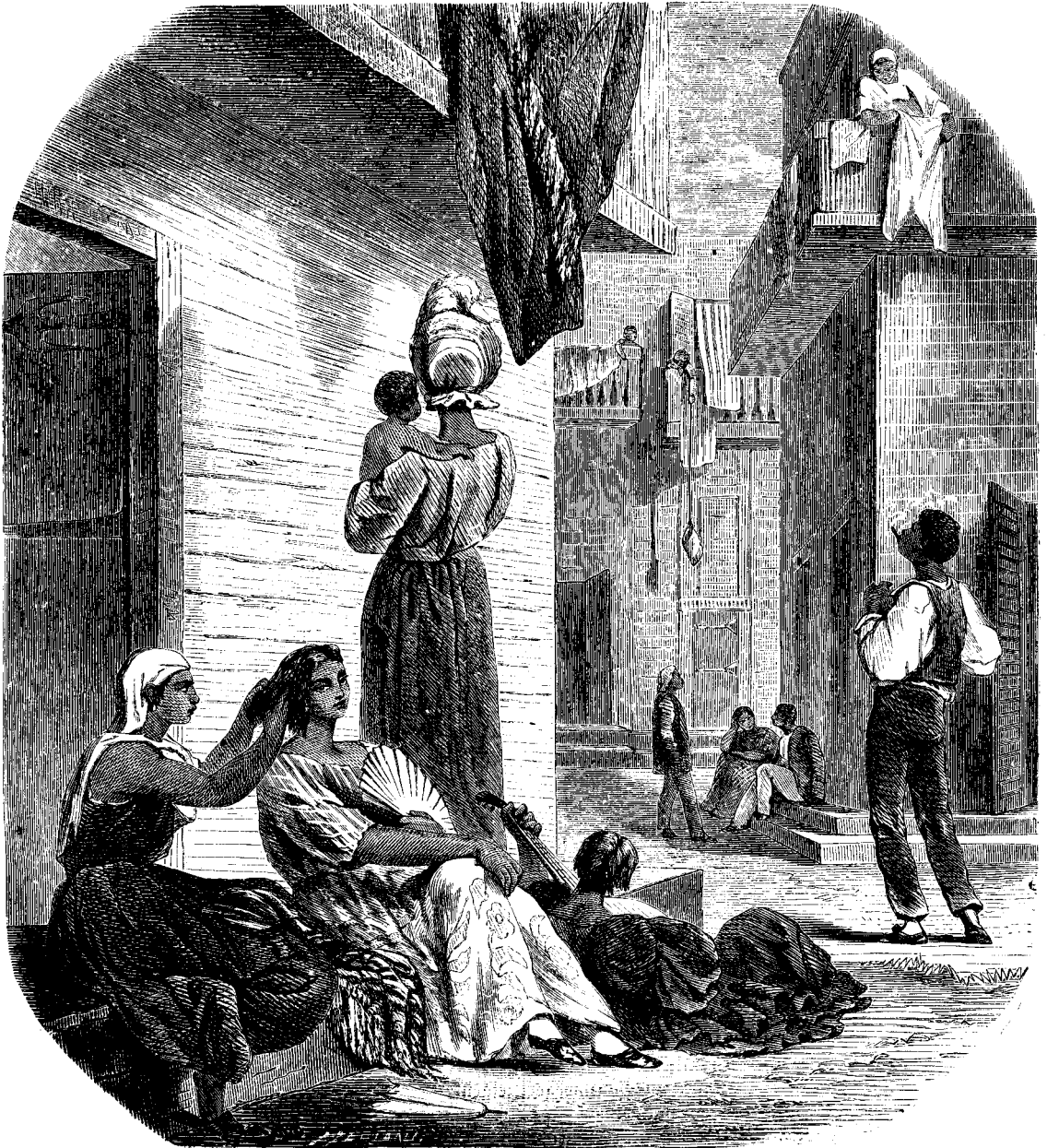
"Nun, haben Sie sich die Vögel einmal angesehen? — Wie gefallen sie Ihnen?" nahm der Sklavenhändler das Wort.

"Ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht einen von denselben besitzen möchte; ich wüßte nicht, was ich mit ihm anfangen sollte; sie verstehen mich ebenso wenig, wie ich sie. Außerdem hat ihr Blick etwas Unangenehmes, etwas Unheimliches für mich; es kommt mir vor, als ob in ihren Köpfen nicht ein einziger Gedanke zur Reife kommen könnte. Mag es sein, daß das Fremde ihrer Lage und ihre Niedergeschlagenheit viel dazu beitragen, sie dumm, verstört und thierisch erscheinen zu lassen, mir würde es aber unangenehm sein, einen Menschen in meiner Nähe zu haben, von dem ich nicht erwarten dürfte, daß er das Gute und das Rechte, was ich an ihm thäte, auch fassen und erkennen könnte. Meiner Ansicht nach wäre es überhaupt besser, wenn die Einfuhr von

Sclaven aus Afrika in unser Land unterdrückt würde; denn es bleibt doch immer ein Unrecht, den Menschen mit Gewalt ihre Freiheit zu nehmen und sie in ein fremdes Land zu verkaufen. Außerdem erwächst aus ihnen uns Pflanzern erst ein wirklicher Nutzen in ihrer Nachkommenschaft. Es steht ja auch fest, daß wir für unsern Bedarf selbst Neger genug ziehen können.“

„Damit würden wir Geschäftsleute im Norden

nicht einverstanden sein, denn der Sclavenhandel, der allein von New-York aus betrieben wird, bringt jährlich Millionen in das Land, und ich sollte denken, daß allen Sclavenhaltern das Fortblühen dieses Geschäfts nur erwünscht sein müßte, da es ja die Preise von Negern niedrig hält!“ entgegnete der Sclavenhändler und ließ seinen Blick über die Negerchaar wandern, die an dem harten schwarzen Schiffsbrod ihren Hunger stillte.



Semona wird zur Hochzeit geschmückt. (S. 199.)

„Und doch,“ sagte Morin, „sind es die Herren im Norden, die von Aufhebung der Slavery predigen und durch geheime Abgesandte Unzufriedenheit unter unsern Negern erzeugen, während gerade die Plantagen im Süden, auf denen die Sclaven so mißhandelt und wie das Vieh zu Tode gearbeitet werden, den reichen Capitalisten im Norden angehören. Diese haben weder die Plantage noch ihre Neger jemals ge-

sehen, haben an diesen natürlich auch kein anderes Interesse, als möglichst viel Geld aus ihnen zu pressen, und setzen ihnen zu diesem Zweck einen herzlosen Aufseher, der sie bis auf ihre letzte Kraft abtreibt. Würden alle Sclaven so behandelt, wie die meinigen, so möchten die Leute im Norden ihnen soviel von Freiheit vorzuschlagen, wie sie wollten, sie würden Nichts damit erzielen; denn die schwerste Drohung, die ich

gegen meine Neger aussprechen kann, ist die, daß ich sie freigebe und fortjagen würde."

"Dieses Geschrei gegen Sklaverei, verehrter Herr Morin," antwortete der Händler, "hat ja auch einen ganz andern Grund, als den der Theilnahme und des Mitleids für die schwarzen Menschen. Behandeln denn die Weißen in den nördlichen Staaten einen Farbigen als ihres Gleichen, darf er denn mit ihnen die Kirche besuchen, darf er sich bei ihnen im Theater, in Gasthäusern, oder irgendwo an öffentlichen Orten sehen lassen? Ja darf er sich überhaupt zwischen Weißen aufhalten? Wird er nicht sofort wie ein Hund davongejagt? Der Grund zu dem Predigen gegen Sklaverei liegt in der Eifersucht des Nordens gegen den Süden, welcher letztere durch den Sklavenbesitz zu wohlhabend, zu mächtig und zu selbstständig wird. Der Norden ist Fabrik- und Handelsstaat und bedarf hohen Eingangszolls auf ausländische Fabrikate, um seine Geschäfte zu schützen; der Süden dagegen wünscht einen möglichst ungehinderten Verkehr mit Europa, um seine Landesproducte dorthin zu verwerthen und die billigen Fabrikate von dorthin ohne hohe Kosten zu beziehen. Seine Macht und sein Einfluß im Congreß wird von Jahr zu Jahr größer und die Gefahr immer dringender, daß er seine Interessen dort zum Nachtheil des Nordens geltend macht. Er soll geschwächt und beherrscht werden, und dies kann man nicht sicherer erzielen, als wenn man ihm seine Sklaven nimmt."

"Wodurch im Augenblick der Süden aufhören würde, zu sein, da unser Klima es dem Weißen unmöglich macht, selbst zu arbeiten, und der Neger nicht arbeitet, sobald er frei ist. Es wird sich deshalb um unsere Existenz handeln, und wer für das Leben sich, der ist schwer zu bekämpfen!" entgegnete der Pflanzer und bat nun den Sklavenhändler, ihn nach seinem Hause zu begleiten, um die Zahlung für Buardo und Semona zu empfangen. Nach abgemachtem Geschäft begab sich Burnock zu seinen Afrikanern zurück, um die Weiterreise mit ihnen anzutreten, und Morin ließ sich sein Pferd vorführen, um die verschiedenen Orte zu besuchen, wo seine Sklaven an der Arbeit waren. Als er aus der Eingäunung ritt, zog Burnock mit seiner Waare an ihm vorüber, und mit Kopfschütteln wünschte ihm der Pflanzer eine glückliche Reise, indem er auf die am Halse zusammengeketteten, zum Theil schwer beladenen Neger blickte, die, in dumpfer Ergebung vor sich niederchauend, ihrem Eigenthümer folgten. Bald war der Letzte von ihnen und auch der Bruder des Händlers in dem nahen Gehölze verschwunden und Morin ritt mit dem wohlthuenden Gedanken, daß er seine Sklaven nach Kräften gut behandelte, davon. Er besuchte seine Felder, seine Schneide- und Mahlmühle, die Schmiede und die Wagnerei, wo an einer großen Zahl neuer Pflüge gearbeitet wurde, und lenkte dann sein Pferd dem Walde zu, weil dort Buardo beschäftigt war, Bäume zu fällen. Während das Roß fast lautlos auf dem begrastem Waldwege hinschritt, hörte Morin bald den Klang einer Art, aber auch nur einer, während doch ein Duzend Neger zu der Arbeit mit Buardo hinausgegangen waren. Der Pflanzer hatte sich bis auf kurze Entfernung der Blöße im Holze genähert, wo die Artschläge ertönten, stieg von dem Pferde, befestigte den Zügel an einem Aste und ging nun leise bis an das Ende des Dickichts. Hier blieb er hinter einem Baume stehen und sah, wie Buardo ununterbrochen Hieb um Hieb auf einen Eichenstamm that, daß die Späne weit um ihn her flogen, während die anderen Neger nahebei im Schatten lagen und ihm lachend zusahen.

"Du solltest Dich nicht so übereilen, der Baum fällt morgen ebenso gut, wie heute, und für Deine Anstrengung wird Dir Nichts gutgethan. Füttern muß Dich Dein Herr doch, damit er sich das Geld erhält, welches er für Dich bezahlt hat!" rief einer der Sklaven Buardo zu, der ihm aber keine Antwort gab und seine Art nach wie vor schwang.

"Laß ihn doch zufrieden," fiel ein anderer Neger dem Sprecher in die Rede, "seine Arbeit wird uns ja mit angerechnet. Dies erste Feuer hält leider nicht lange an."

"Er will sich bei unserm Herrn, dem alten Vetter, einschmeicheln und wird ihm wahrscheinlich heute Abend erzählen wollen, wie viele Bäume er allein gefällt hat. Erfahren wir dies aber, Du Mohrenkönig, dann kannst Du Dich auf eine Tracht Schläge gefaßt machen!" fiel ein Dritter ein.

"Das könnt Ihr jetzt schon erfahren, daß ich Eure Faulheit unserm Herrn berichten werde, und was die Schläge anbetrifft, so möchte ich Euch doch rathen, es bei der Drohung bewenden zu lassen," entgegnete Buardo mit verächtlichem Blick, indem er die Art auf den Boden sinken ließ und sich in seiner vollen Größe aufriktete.

"Du glaubst wohl, Du wärst noch in Afrika unter Deinen Unterthanen, denen Du nach Belieben die Köpfe abhauen könntest; über diesen Irrthum sollst Du sogleich Aufklärung erhalten!" rief ein anderer Neger aufspringend, und alle übrigen schossen von ihrem Lager empor und griffen zu den Aerten.

"Wem von Euch Taugenichtsen das Leben lieb ist, der komme mir nicht nahe, denn, bei Gott!" rief Buardo ihnen entgegen und hob die Art drohend empor. In diesem Augenblicke trat der Pflanzer aus dem Dickicht hervor, und die Neger fuhren erschrocken vor ihm zurück.

"Fort, nach Hause!" rief ihnen Morin mit zorniger Stimme zu und winkte ihnen mit der Hand, sich zu entfernen. Dann schritt er zu Buardo, reichte ihm die Hand und sagte:

"Laß Dich nicht verführen, Buardo, und bleibe mir treu, ich werde es anzuerkennen wissen. Setze Deine Arbeit nur hier fort, ich will Dir sogleich andere Hülfe senden.

Hierauf ging der Pflanzer zu seinem Pferde zurück, hob sich in den Sattel und trieb dann die Neger seiner Wohnung zu, wo er dieselben einem schwarzen Aufseher mit dem Befehle überwies, einem Jeden von ihnen fünfzig Peitschenhiebe zu geben und ihnen acht Tage nur Wasser und Brod als Nahrung zu reichen.

Dieser Vorfall verfehlte nicht, unter allen Sklaven Morin's eine Abneigung gegen Buardo zu erzeugen, die sich gleichfalls auf Semona ausdehnte. Beide aber setzten sich darüber hinweg, indem sie sich weit über Jene erhaben fühlten und nur das eine Ziel im Herzen trugen: sich ihrem Herrn und Wohlthäter dankbar zu zeigen. So wie Buardo sich nun das Vertrauen Morin's täglich mehr erwarb und von ihm immer mehr zur Beaufsichtigung der anderen Sklaven bestellt wurde, ebenso gewann Semona die Zufriedenheit und Zuneigung ihrer Herrin und machte sich ihr bei der Arbeit sowohl, wie als Gesellschafterin unentbehrlich. Madame Morin hatte ihr hübsche Kleider gegeben, sie mit einer schönen Bibel und einem Gesangbuch beschenkt und benutzte regelmäßig die Abendstunde dazu, sie lesen und schreiben zu lehren.

In dieser Weise war ein Monat verstrichen und der Sonntag Morgen war gekommen, an welchem Semona die christliche Taufe empfangen und dann die Frau Buardo's werden sollte. Schon frühzeitig hatte

Madame Morin ihren Liebbling durch eine Negerin festlich schmücken lassen, während eine andre Sclavin aus freiem Antriebe der Braut Hochzeitslieder zur Mandoline sang. Dann führte sie sie zu ihrem Gatten, damit auch er sich über die Schönheit des Mädchens freuen sollte. Sie fanden aber, daß Herr Morin auch nicht müßig gewesen war, denn er hatte soeben die Toilette Buardo's beendet, dem er einen feinen schwarzen Anzug zum Geschenk gemacht hatte. Die beiden Brautleute sahen sich glücklich überrascht an und konnten nicht Worte genug finden, ihre Gefühle heifhesten Dankes gegen ihre Herrschaft auszusprechen, die sich an der Schönheit des jungen Paares ergötzte und mit ihm freute.

Bald stellte sich nun auch der schwarze Prediger ein, und die Glocke rief die Sclaven in das Bethaus. Herr Morin und seine Gattin begaben sich selbst mit dem Brautpaare dorthin, und in ihrer Gegenwart wurde die Taufe, sowie die Trauung vollzogen. Nach der Feierlichkeit geleitete der Pflanzler mit seiner Frau die Neuvermählten nach dem für sie erbauten Blockhause und übergab es ihnen als Wohnung. Es war vollständig mit allen Haushaltsbedürfnissen versehen, sauber und nett eingerichtet und für den heutigen Tag festlich geschmückt. Das Glück der jungen Leute kannte keine Grenzen, bald küßten sie ihrer Herrschaft die Hände und gelobten ewige Dankbarkeit, bald fielen sie sich in die Arme und priesen die Gnade Gottes, der ihnen so viele Wohlthaten erzeigt hatte.

XIII.

Die Stunde war nun bald gekommen, wo das junge Ehepaar sich nach der wenige Meilen entfernten Kirche begeben sollte, und Morin ließ sein stärkstes, schönstes Pferd satteln. Buardo mußte es besteigen, dann wurde eine rothe wollene Decke hinter ihn auf das breite Kreuz des Thieres gelegt, Semona in ihrem Festanzuge hinaufgehoben, und im Paradezuge ging es nun fort zur Kirche; denn eine große Zahl der Sclaven Morin's folgte auf vielen Pferden und Maulthierern, von denen ein jedes zwei, auch drei Personen trug, oder sie ließen zu Fuß hinterdrein und suchten mit den Reitern Schritt zu halten.

Die Kirche, ein sehr großes, geräumiges Blockhaus, lag mitten im Walde auf einem kleinen Platz, wo viele Wege zusammentrafen. Hier war der ungefähre Mittelpunkt zwischen den zahlreichen großen und kleinen Ansiedelungen der Umgegend, den man gewählt hatte, damit die Bewohner derselben eine ziemlich gleiche Entfernung bis zur Kirche zurückzulegen hätten. Als der Zug der Sclaven Morin's sich näherte, standen schon viele Pferde und Maulthiere um den Platz herum an Bäumen befestigt und ihre dunkelfarbigen Reiter und Reiterinnen erwarteten im Sonntagsstaat vor der Kirche den schwarzen Prediger. Nur ein Weißer, ein junger Mann von hüftem Aussehen, wenn auch in der Kleidung eines Gentleman, stand zwischen den vielen Farbigen und vertrieb sich die Zeit, indem er Späße mit den hübschen Mädchen machte und mit ihnen lachte und scherzte. Kam einer der jungen Männer in seine Nähe, so versetzte er demselben einen Hieb mit der Reitpeitsche, worauf die ganze Versammlung in ein lautes Gelächter ausbrach. Er war der Sohn eines sehr reichen Pflanzers aus der Umgegend, hieß Charles Tuff und war hierher gekommen, um dem Gottesdienst der Sclaven beizuwohnen und darüber zu wachen, daß keine Freiheitsgedanken unter denselben verbreitet würden. Die weißen Bewohner

dieser Gegend sandten an jedem Sonntag einen oder mehrere solcher Wächter hierher, und es war den Sclaven verboten, ohne das Beisein eines Weißen Kirche zu halten. Charles Tuff war heute allein gekommen und unterhielt sich, so gut er konnte. Er trug einen schwarzen runden Hut, schwarzen Frack, keine Weste, ein grauleinenes Beinkleid, aus dessen Gürtel der Griff eines schweren Messers hervorjab, und braune hirschleberne Schuhe. Sein strohgelbes Haar, seine aufgeworfene Nase und die dicken Lippen, sowie sein rothes Gesicht verrathen das Frische Blut, welches von mütterlicher Seite her in seinen Adern floß, und die braunen Flecken, die durch den Gebrauch von Kautaback auf dem Busen seines Hemdes erzeugt waren, bekundeten Amerika als sein Geburtsland.

„Verdammt, was ist das für ein Zug, der dort herkommt?“ fragte er einen der Neger.

„Es sind Morin's Leute. Wie ich höre, sind heute früh zwei echte Afrikaner, die Herr Morin kürzlich gekauft hat, durch unsern Prediger verheirathet worden; sie werden wohl das Paar auf dem vordersten Pferde sein!“ antwortete der Schwarze.

„Verheirathet? — Unfinn, als ob Neger verheirathet werden könnten! Der alte Frömmder, der Morin, will sich nur ein Ansehn geben und sich selbst dadurch ein Sittenzeugniß schreiben. Mein Vater hat ebensoviel Neger, wie er, und verdammt viel mehr Negerkinder; doch solcher Unfinn, wie Heirathen, ist nicht bei uns eingeführt!“ bemerkte der junge Tuff und schlug sich im Tact mit der Reitpeitsche an das Bein.

„Bei Gott, ein schönes schwarzes Thier!“ fuhr er nach einer Weile fort, als Buardo an dem Platze vom Pferde sprang und Semona von dessen Rücken hob. Während Buardo den Zügel des Pferdes an einen Ast befestigte, war Tuff zu Semona getreten und sagte zu ihr:

„Du schöne Afrikanerin, wie ich höre, bist Du heute verheirathet, ich darf Dir wohl Glück wünschen?“

„Ich danke, Herr, wohl darf man mir Glück wünschen, der Himmel mag es mir erhalten!“ antwortete Semona und wick dem stehenden, unverschämten lächelnden Blick des jungen Mannes aus.

„Und dies ist der glückliche Gemähl?“ fragte Tuff, sa auf Buardo wendend.

„Ja wohl, Herr, und glücklich bin ich in der That!“ erwiderte dieser, indem er Semona seinen Arm gab.

„Das glaube ich Dir, ohne daß Du darauf schwörst, Bursche; Du hast Dir eine reizende Frau ausgesucht; die könnte einen Weißen selbst beglücken!“ sagte Tuff und schob abermals einen stehenden Blick auf Semona, doch Buardo wandte sich ernst und stolz von dem Sprecher ab und näherte sich der Kirchthür.

„Ich glaube bei Gott, die schwarze Canaille ist eifersüchtig auf einen weißen Mann; schade, daß Ihr meinem Vater nicht angehört!“ sagte Tuff so laut, daß Buardo es hören sollte, worauf die umstehenden Neger in ein schallendes Gelächter ausbrachen und gelende Schreie ausstießen.

In diesem Augenblicke stieg der schwarze Prediger vom Pferde und begab sich schnell in die Kirche, die sich sogleich füllte und in welcher der junge Tuff sich auch einen Platz wählte. Er hatte sich so gesetzt, daß er Semona im Auge behielt, und verwandte während des ganzen Gottesdienstes den Blick nicht von ihr. Buardo bemerkte bald die Unverschämtheit und beugnete seinem Auge wiederholt strafend und verächtlich, doch Tuff lachte als Antwort darauf und fuhr fort, Semona zu betrachten. Diese würdigte ihn keines Blickes, obgleich sie recht gut fühlte, daß sie der Gegenstand seiner widrigen Beobachtung war,

und sie dankte dem Himmel, als der Gottesdienst zu Ende ging und sie am Arme Buardo's sich aus der Nähe dieses lästigen Menschen entfernen konnte.

„Nun, Glück auf, schönes Weibchen!“ rief Tuff der verlegenen Semona noch zu, als sie ihren Platz wieder hinter Buardo auf dem Pferde eingenommen hatte, und warf ihr einige Küsse nach. Buardo trieb das Pferd an, um möglichst schnell aus dem Bereiche dieses verhassten Mannes zu kommen, doch mußte er noch viele Scherze, kränkende Nachrufe und Hurrahs hören, welche die schwarze Versammlung hinter ihm herschickte.

Zu Hause angekommen, wurden sie Beide von Morin und dessen Gattin freudig begrüßt, und die Freundlichkeit und Herzlichkeit der alten Leute verschonte sogleich jeden Unmuth von Buardo's Stirn, so daß er es auch unterließ, des Vorfalls in der Kirche zu erwähnen, obgleich er sich vorgenommen hatte, es zu thun.

Als er mit Semona in sein neues Haus trat, war dort ein Tisch sauber für sie gedeckt, einige Regenerinnen trugen sofort das Essen auf, welches Madame Morin für sie hatte bereiten lassen, und Herr Morin schickte ihnen einen großen, mit Blumen geschmückten Kuchen und eine Bouteille alten, vortrefflichen Madeirawein. Nachdem die Sklaven sie verlassen hatten, fielen sich Buardo und Semona in die Arme und konnten lange für ihr großes Glück keine Worte finden. Alle ihre Wünsche waren erfüllt und der Gedanke, daß sie das Eigenthum eines andern Menschen waren und daß ihre Zukunft von dem Willen desselben abhing, kam ihnen nicht in den Sinn. Sie beteten zusammen und dankten Gott für die Gnade, die er ihnen so reichlich hatte angedeihen lassen, dann nahmen sie einander gegenüber an dem Tische Platz und erfreuten sich des reichen ersten Mahls, welches sie als Mann und Frau zusammen genossen. Der Tag verging in Freuden, und mit dem Grauen des nächsten Morgens hatte Semona schon das Frühstück bereitet, damit sie Beide als die Ersten bei der Arbeit erscheinen möchten.

Ungeachtet und in höchster Glückseligkeit schwand den jungen Eheleuten nun die Zeit, und es waren schon einige Wochen seit ihrer Verheirathung verstrichen, als Semona eines Morgens den Auftrag von ihrer Herrin erhielt, in dem Garten die Grundnüsse*) zu ernten.

Semona nahm vergnügt die kleine Hacke nebst einem Sack und begab sich freudig nach dem bezeichneten Orte, denn heute sollte Buardo ihr nahe bleiben, da Morin ihm den Auftrag gegeben hatte, die Einzäunung des Gartens, wo er an den Wald stieß, auszubessern. Nahe an derselben begann Semona ihre Arbeit, hob mit der Hacke die Nüsse aus dem Lande, befreite sie von Erde und warf sie dann in den Sack, während sie sich mit Buardo unterhielt, der ein Stück der Einzäunung umgeworfen hatte und das noch taugliche Holz derselben zusammenlegte.

„Jetzt muß ich Dich aber auf kurze Zeit verlassen, um weiter im Walde frisches Holz für die vermoderten Stücke zu schlagen; es soll jedoch nicht lange dauern, liebe Semona, bald bin ich wieder bei Dir!“ sagte Buardo, nachdem sie wohl eine halbe Stunde ruhig gearbeitet hatten, sprang zu der Geliebten hin, küßte ihr Mund und Hand und eilte in den Wald. Semona sah ihm nach, bis er vor ihrem Blick verschwunden war, und begann dann wieder mit der Ernte, indem sie halblaut ein Lied anstimmte, welches

sie als Kind zwischen den Heerden ihres Vaters in der fernen Heimath gesungen hatte. Sie stand niedergebückt und schüttelte die Erde von einem Bündel Nüsse, als sie etwas hinter sich rauschen hörte und sich in demselben Augenblick umfaßt fühlte. Es war Charles Tuff, der seinen Arm um ihren schlanken Leib geschlungen hatte und sie an sich zog, um ihr einen Kuß zu geben.

„Fort — unverschämter, abscheulicher Mensch, wenn Dir Dein Leben lieb ist!“ rief Semona entsetzt und stieß ihn mit aller Kraft zurück, konnte sich aber dem Arme des jungen Mannes nicht entwinden. „Fort — sage ich nochmals, oder ich rufe Buardo — dann bist Du verloren!“ rief Semona wieder und sträubte sich gegen die Angriffe des Weißen. Dieser aber preßte seine Rechte auf ihren Mund und schlang seinen Arm fester um ihren Leib.

„Buardo — Buardo!“ schrie plötzlich Semona mit gellender Stimme, indem sie sich von Tuff's Hand befreite, und machte die verzweifeltsten Anstrengungen, ihm zu entweichen.

Da schallten flüchtige Tritte durch den Wald, in fliegendem Lauf brauste Buardo durch die Büsche heran, er sah Semona in den Armen jenes verhassten Mannes aus der Kirche, noch einen Sprung, die Art schwirrte tausend durch die Luft nach dem Haupte des weißen Mannes nieder und Tuff stürzte zu Boden.

„Weh, Buardo, unser Glück!“ stöhnte Semona, in den Arm des Geliebten geschniegt, und sah mit Schrecken das Blut über die Wange des Gefallenen rieseln.

„Glück — Semona, welches von der Willkür jedes weißen Schurken abhängt?“ schrie Buardo in höchster Wuth, auf Tuff niederblickend, und zuckte abermals die Art, Semona aber fiel ihm in den Arm und flehte um Erbarmen für den Nichtswürdigen und um Mitleid mit ihrer eigenen Zukunft.

„Komm, Buardo, schnell, laß uns zu unserm Herrn eilen und ihm Alles offenbaren, er wird uns helfen, wird uns beistehen — sieh — der Mann erholt sich wieder — Gott gebe, daß Du ihn nicht tödtlich getroffen hast!“

Mit diesen Worten zog sie Buardo mit sich fort und sie erreichten Morin's Wohnung in dem Augenblick, als dieser sein Pferd besteigen wollte.

Wenige Minuten reichten hin, dem Pflanzler den ganzen Hergang des Geschehenen zu berichten, wobei dieser kopfschüttelnd zuhörte und dann mit bekümmelter Miene sagte:

„Bös — sehr bös — Buardo — das kann schlimme Folgen haben! Geht in Euer Haus und schliefet Euch ein — ich will sehen, was ich thun kann.“

Dann rief er mehrere Neger herbei und eilte mit ihnen nach dem Garten, um den Verwundeten in seine Wohnung zu schaffen. Tuff aber war verschwunden, und nur der blutige Fleck auf dem Kampfplatz bezeugte die Stelle, wo er gelegen hatte.

Morin war in großer Sorge und sah von Stunde zu Stunde dem Erscheinen von Tuff's Vater entgegen; derselbe aber kam nicht. Gleich nach Tisch jedoch, als Morin sich unter die Veranda vor das Haus gesetzt hatte, sah er einen Zug bewaffneter Reiter sich der Wohnung nahen, unter denen er bald den jungen Tuff selbst erkannte. Derselbe, sowie seine Gefährten, hatten ihre Rosse außerhalb der Einzäunung an Bäumen angebunden und schritten nun mit den Waffen in der Hand auf das Haus zu. Morin war beim Anblick des jungen Mannes, den er tödtlich verletzt glaubte und der auch ein Tuch um den Kopf gebunden trug,

*) Eine kleine, süßschmeckende Nuß, die, ähnlich der Kartoffel, in der Erde wächst.

eine schwere Last vom Herzen gefallen, seine Besorgniß verwandelte sich in Unmuth, als er die Schaar von einigen zwanzig bewaffneten Männern in sein Eigenthum eindringen sah, und er ging ihnen ernst mit festem Schritte entgegen und fragte sie, wer sie dazu berechnete, in dieser Weise hier zu erscheinen.

(Fortsetzung in Hef. 8.)

Der Brautschuß.

Von

Albert Brigijs.

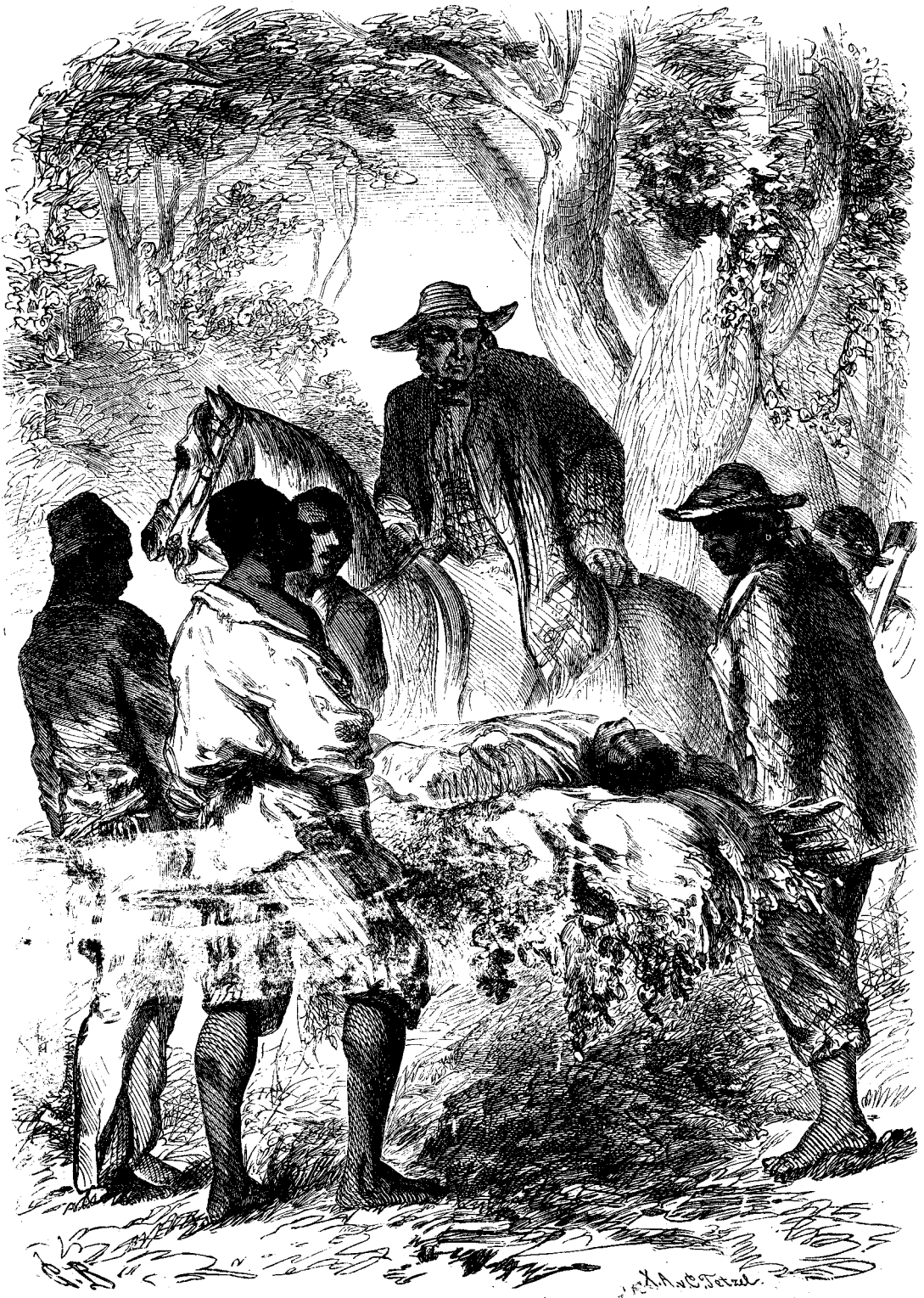
Die verwittwete Marquise von Perrson war im Jahre 184* unstreitig eine der schönsten Frauen in Paris. Ein weiches, feines Gesicht mit einem leichten Anflug von Röthe, große dunkle Augen voll brennen-



Die Marquise von Perrson.

der Gluth und das schönste schwarze Haar, schwärzer als Ebenholz, das sie in langen Locken trug, welche gekräuselt auf ihren blendend weißen, vollen Nacken fielen, machten sie ebenso bewundernswürdig, wie bezaubernd. Deshalb konnte es auch nicht fehlen, daß sich bald ein Heer von Anbetern um sie scharte, welche die „Göttin“, wie sie dieselbe nannten, zu erobern hofften, um so mehr, da sie von ihrem verstorbenen Gatten ein ungeheures Vermögen geerbt hatte. Aber

die Marquise schien nicht gesonnen zu sein, einen der vielen schönen Cavaliere, welche sich um sie drängten, mit dem Namen Gemahl zu beglücken. Sie war, von ihrer Schönheit eingenommen, unbeschreiblich stolz und coquett, was einige ihrer Anbeter, die verständig und klug waren, bald bemerkten und sich, anstatt um ihre Hand noch ferner zu werben, zurückzogen. Trotzdem blieben ihr noch immer lebenswürdige Männer genug, womit sie nach Herzenslust coquettiren



Morin ritt mit wuth- und schmerzgefüllter Brust neben dem Zuge her. (S. 229.)

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben

von

F. A. Strubberg (Armand). Illustrirt von G. Kartsch.

(Fortsetzung.)

Unter lauten Verwünschungen und Flüchen verlangte man die Herausgabe des Negers Buardo, um ihn zu lynchen. Morin aber ließ sich, so alt er war, durch die Drohungen nicht einschüchtern, sondern rief Luff mit zorniger Stimme zu:

„Sie sind ohne meine Erlaubniß in meinen Garten eingedrungen, haben sich dort an einer meiner Slavinnen vergrißen und Sie können von Glück sagen, daß es mir nicht zeitig genug bekannt wurde, denn ich hätte Sie sicher über den Haufen geschossen. Sie sind dem Gesetz verfallen, ebenso, wie Sie es Alle in diesem Augenblick sind, da Sie mit bewaffneter Hand in meinem Eigenthum erscheinen und meinen Hausfrieden brechen. Im Augenblick verlassen Sie meinen Grund und Boden, oder ich schieße den Ersten Besten nieder — ich sollte denken, der Name des alten Morin wäre noch aus früheren Zeiten in gutem Andenken. Fort, sage ich, den Augenblick, und wer mich zu sprechen wünscht, der komme ohne Waffen zu mir!“

Bei diesen sehr zornig und bestimmt gesprochenen Worten war der Pflanzler in die Thür seines Hauses getreten, hinter welcher mehrere geladene schwere Doppelflinten standen, nach denen er wiederholt hingesehen hatte. Die jungen Männer waren stumm geworden, mehrere von ihnen verließen schweigend die Einzäunung, und die andern, bis auf Luff, folgten ihnen bald nach. Dieser stellte seine Büchse an einen der Bäume und trat dann dem Pflanzler mit den Worten näher:

„Sie werden mir doch die Genugthuung nicht verweigern, Herr Morin, daß ich den Neger selbst bestrafe, wie dies Landesbrauch ist, wenn ein Farbiger die Hand nach einem weißen Manne aufhebt?“

„Das ist eine andere Sprache, Herr Luff, und wenn Sie auch dem Neger auf unverzeihliche Weise die Veranlassung dazu gegeben haben, so werde ich mich doch dem Gebrauch des Landes nicht widersetzen und will Ihnen erlauben, ihn in meiner Gegenwart mit fünfzig Peitschenhieben zu bestrafen. Wollen Sie es jetzt thun, oder zu welcher andern Zeit?“

„Ich werde morgen früh zurückkommen und meine Peitsche mitbringen. Im Augenblick ist mir der Kopf noch zu wüth; der Kerl hat mich zwar nur mit der breiten Seite der Art gestreift, weil ich dem Hieb auswich, sonst hätte er mir den Kopf gespalten.“

„Der Himmel hat es noch gnädig gelenkt, und so lassen Sie uns denn die Sache friedlich abmachen. Ich erwarte Sie morgen nach dem Frühstück!“ entgegnete Morin mit beruhigendem Tone und war froh, daß die Angelegenheit diesen Ausgang genommen hatte.

Luff grüßte den Pflanzler mit einer geringen Handbewegung, nahm dann seine Büchse von dem Baume und ging zu seinen Gefährten, die seiner bei den Rossen warteten. Sie schwangen sich alle in die Sättel und ritten davon.

Morin athmete wieder freier auf, denn er wußte nun zu gut, daß Luff, wenn er gewollt hätte, die ganze weiße Bevölkerung der Gegend für sich gewonnen

haben würde, und dann wäre Buardo verloren gewesen. Der Pflanzler war zwar auch für diesen Fall nicht entschlossen, mit der Gewalt der Waffen sein Hausrecht zu vertheidigen, daß er aber nichts gegen die Uebermacht hätte ausrichten können, war ihm bekannt. Wie jedoch jetzt die Sachen standen, hoffte er, daß mit der Bestrafung Buardo's Alles abgemacht sein würde, und vergnügt über diese Aussicht, eilte er schnell nach dem Haus, um ihn von der günstigen Wendung seines Schicksals zu unterrichten. Er fand Semona in Thränen und Buardo in stummer Verzweiflung neben ihr sitzend.

„Ich bringe gute Nachricht, Buardo, die Sache wird sich machen. Es mag Dir aber eine Lehre für Lebenszeit sein, daß Du niemals wieder die Hand nach einem Weißen erhebst; denn es steht der Tod darauf!“ sagte Morin eintretend und schloß die Thür wieder hinter sich.

„Gott der Allmächtige sei gelobt!“ rief Semona aus und schlang den Arm um den Geliebten.

„Ganz ohne Strafe, Buardo, kommst Du nicht davon, doch ist dies nicht der Rede werth; Luff wird morgen früh kommen und Dir in meiner Gegenwart fünfzig Hiebe auf den Rücken geben!“ fuhr der Pflanzler mit beschwichtigender Stimme fort.

„Mir fünfzig Hiebe? Herr, eher reiße ich den Schurken fünfzig Mal in Stücke!“ schrie Buardo mit wildfunkelndem Blick und befreite sich von Semona, die sich an ihn hängte und ihn um Ruhe ansuchte.

„Und doch wirst Du es dulden müssen, Buardo, Du bist Sklave und warst eigentlich dem Tode verfallen!“ sagte Morin auf.

„Gut, so laß mich sterben, Herr, laß mich abruhen, entehren, das überlebe ich nicht, so wahr ich Buardo heiße!“ rief er mit verzweifelter Stimme und wehrte Semona zurück, die ihre Arme um ihn schlingen wollte.

„Du hast zu wählen, Buardo, entweder Du nimmst geduldig die paar Hiebe, oder ich muß Dich der eigenmächtigen Rache der Weißen preisgeben, und dann stirbst Du keinen guten Tod. Ueberlege es Dir bis morgen!“ sagte der Pflanzler, winkte Semona zu, das Schrige bei Buardo zu versuchen, und verließ schnell das Haus.

Raum hatte sich die Thür wieder geschlossen, als sich Semona vor ihrem Garten niederwarf, seine Kniee unklammerte und ihn um Erbarmen für sie, um Ergebung in sein Schicksal ansuchte.

„Willst Du Deine Semona allein in dieser fremden Welt, unter fremden, bösen Menschen zurücklassen, willst Du Deiner Frau den Garten nehmen — ist Dir unsere Liebe, unser Glück kein Opfer werth?“

„Es giebt kein Glück für uns in diesem Lande, wir sind mit Fluch beladen und müssen wie die Thiere leben und sterben. Besser jetzt, als später nach einem langen, elenden Leben!“ rief Buardo und suchte sich aus den Arken seiner Gattin zu befreien.

„Buardo — Buardo — muß ich Dich an eine Zeit erinnern, wo ich Dir zu Liebe kein Elend, keine Beschimpfung, keine Gefahr spürte?“ sagte Semona

mit halblauter Stimme, sich erhebend, und verbarg ihre Thränen in ihren kleinen Händen.

Wie vom Blitz getroffen, stürzte Buardo aber nun vor Semona's Füße nieder, schlang seine Arme zitternd um ihre Kniee und rief in höchster Zerknirschung:

„Gnade, Semona — Gnade — vergieb mir — wenn Du kannst — ich bin Deiner nicht werth — ich verdiene Deine Liebe nicht! Ja, Semona, sie mögen mich peitschen, sie mögen mich schinden, sie mögen mir ein Glied nach dem andern vom Körper reißen, Alles, Alles will ich dulden, ohne zu klagen, ja, es soll mich beglücken, kann ich Dir, geliebtes Engelsweib, doch dadurch einen kleinen Theil meiner unermesslichen Schuld abtragen! Semona, theure, über Alles geliebte Semona, kannst Du mir je vergeben?“

„O Buardo, jetzt bist Du wieder mein, jetzt bist Du wieder mein lieber, mein süßer Buardo! Wo soll ich Worte hernehmen, Dir zu danken?“ rief Semona, von der Macht ihres Gefühls überwältigt, und sank ihrem Gatten an die Brust.

Raum hatten sie sich von dem Sturm des Augenblicks erholt, als Buardo sich von Semona losriß, um sofort Herrn Morin zu sagen, daß er bereit sei, jede Strafe ruhig über sich ergehen zu lassen; und mit Freuden hörte der alte, wohlwollende Pflanzler die Erklärung des Slaven an.

„Das ist gut von Dir, Buardo,“ sagte er in seiner Freude, „es soll Dir nicht zuviel gethan werden, ich bleibe dabei, Du kannst Dich auf mich verlassen. Du bist mir jetzt in Deinem Gehorsam noch viel lieber geworden, und ich werde es Dir durch die That beweisen. Nun geh wieder in Dein Haus zu Deiner guten Semona und mache Dir keine Sorgen wegen der Strafe.“

„Die Strafe ist mir willkommen, Herr, willkommen von ganzer Seele; ich erleide sie für Semona, die ja tausendmal mehr für mich gelitten hat!“ sagte Buardo mit einem glücklichen Lächeln und verließ seinen zufriedenen Herrn.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Frühstück, trat Morin zu Buardo in das Haus, der, seine Semona im Arm, bei dem Tische saß und soeben das Morgenbrod mit ihr verzehrt hatte. Beide waren aufgesprungen und empfingen ihren Herrn mit freundlichen Grüßen, als dieser sagte:

„Jetzt will ich sehen, Buardo, wieviel Du Deiner Semona und Deiner Herrschaft zu Liebe thun willst; der mir von Grund meiner Seele verhaßte Mensch, dieser Taugenichts, dieser Luff, ist da, um Dir die Strafe zu geben.“

„Mein Leben gehört Semona und Dir, Herr; willst Du, daß jener Bösewicht mich todtpeitsche, so werde ich ihn nicht daran verhindern und werde, ohne mich zu rühren, seine Streiche hinnehmen!“ entgegnete Buardo mit Bestimmtheit und Ruhe.

„Hier, Buardo, ich habe Dir einen starken Trunk mitgebracht, nimm ihn zu Dir, Du wirst im halben Rausch die Schmerzen nicht so sehr fühlen!“ sagte der Pflanzler, indem er eine Flasche aus seinem Rock hervorzog und sie dem Neger hinreichte.

„Dann würde das Opfer, welches ich bringe, seinen Werth verlieren, Herr; ich will mich ihm mit vollem, klarem Bewußtsein unterziehen; körperlicher Schmerz macht mich nicht erbeben. Außerdem, Herr, werde ich nie im Leben wieder einen Tropfen berauschenden Getränks zu mir nehmen; im Rausch machte man mich zum Slaven!“ antwortete Buardo und wies die Flasche von sich zurück.

„Wie Du willst, Buardo,“ sagte der Pflanzler

freundlich, „so laß uns jetzt gehen, damit es rasch abgemacht wird.“

„Ich bin bereit, Herr!“ entgegnete der Slave und öffnete seine Arme, um die schluchzende Semona nochmals darin zu empfangen.

„Meine Semona, weine nicht, Du weißt es ja, daß der Schmerz mir Nichts anhaben kann, Du gutes, süßes, liebes Weib; der Verlust Deiner Liebe wäre das Einzige, was mich schmerzen könnte. Sei ruhig, bleibe hier, bald bin ich wieder bei Dir!“

Mit diesen Worten drückte Buardo die Geliebte nochmals an die Brust und sprang dann zum Hause hinaus, um seinem Herrn zu folgen.

Vor der Wohnung des Pflanzers stand Luff, mit den Händen in den Taschen seines Beinkleides und einer ungeheuren Peitsche unter dem Arme. Er schaute mit boshaftem, triumphirendem Ausdruck dem nahenden Neger entgegen, konnte aber den verächtlichen, durchbohrenden Blick desselben nicht ertragen, als dieser ungefesselt zu ihm hintrat.

„Der Kerl hat freie Hände, wir wollen ihm dieselben binden!“ sagte Luff zu Morin und sah verlegen auf die gewaltigen Arme des Slaven.

„Das ist nicht nöthig, er ist mein Slave und bedarf keiner Fessel, um meinem Willen Folge zu leisten. Er wird die Strafe ruhig hinnehmen!“ entgegnete der Pflanzler, mit Stolz auf Buardo blickend. „Folgen Sie mir gefälligst in mein Haus, Herr Luff, damit wir die Sache ohne großes Aufsehen abmachen.“

Bei diesen Worten schritt Morin mit Buardo in die Thür voran, und Luff folgte nach. Im Zimmer des Pflanzers angekommen, sagte dieser zu dem jungen Manne:

„Nun zeigen Sie mir erst Ihre Peitsche, wenn Sie so gut sein wollen.“

„Es ist eine Peitsche, wie andere auch!“ versetzte Luff ausweichend.

„Ich muß sie erst sehen, ehe mein Neger einen Schlag damit erhält!“ sagte Morin, indem er Jenem die Peitsche aus der Hand nahm und sie dann genau betrachtete.

„Das ist keine gesetzliche Peitsche, es ist ein Kupferdraht hineingeflochten; das Gesetz sagt, sie soll nur aus einer rohen Ochsenhaut gedreht sein. Ich werde Ihnen eine solche geben, die Sie zufriedenstellen muß!“ fuhr Morin fort, legte die Peitsche auf einen Stuhl und reichte Luff dann eine andere, die er von seinem Tische nahm.

Derselbe empfing sie mit Widerwillen, doch die Sprache und die Haltung des alten Pflanzers war so bestimmt und gebieterisch, daß er Nichts einzuwenden wagte, sondern nur das Instrument durch pfeifende Lusthiebe prüfte.

„Lege Dein Hemd ab, Buardo, halte Deine Arme über Deine Brust gekreuzt, so daß Deine Hände nicht berührt werden können, und gib dem Herrn Deinen Rücken frei!“ sagte Morin in mildem, ruhigem Tone zu dem Afrikaner und wandte sich dann an Luff mit den Worten:

„Ich mache Sie dafür verantwortlich, junger Mann, daß Sie meinen Slaven nirgend anders treffen, als auf den Rücken — nehmen Sie sich in Acht — ich verstehe keinen Spaß.“

Dabei ergriff der Alte einen schweren Knotenstock, stellte sich, auf denselben gestützt, einige Schritte hinter Buardo und sagte:

„Fangen Sie an, Herr Luff!“

Dieser war augenscheinlich durch die Ruhe Morin's und das Alleinsein mit ihm verlegen geworden, und erst der Blick Buardo's, womit ihn dieser her-

auszufordern schien, brachte ihn dazu, den ersten Schlag zu thun.

Buardo stand wie eine Bildsäule und suchte nicht, nur sein Blick schoß wie ein Blitz nach seinem Peiniger. Hieb auf Hieb fiel nun auf den Rücken des Negerfürsten, während Morin die Streiche laut zählte. Buardo blieb anscheinend vollständig unempfindlich gegen die Schläge und hielt sein flammendes dunkles Auge unbeweglich auf seinen Feind gerichtet, der mit jedem Augenblick wüthender wurde und mit jeder Secunde schwächer schlug. Schon rieselte allerdings das Blut von Buardo's Rücken, das Fleisch war hoch aufgeschwollen und die Haut barst unter der Spitze der blutigen Peitsche; der Neger aber rührte sich nicht und blickte verächtlich auf seinen ermattenden Gegner, dem der Schweiß in Strömen über das verzerrte Gesicht lief.

„Zünzig!“ rief Morin jetzt und trat mit erhobenem Stocke zwischen Buardo und den Pflanzersohn.

„Sie haben nun volle Genußthuung erhalten, Herr Tuff, und ich hoffe und erwarte, daß diese Angelegenheit vollständig abgemacht ist; jeden weiteren Schritt gegen meinen Sklaven würde ich als gegen mich selbst gerichtet betrachten!“ fuhr der Pflanze fort, gab dem jungen Manne dessen Peitsche gegen die seinige zurück und geleitete ihn mit einer Verbeugung nach der Thür. Kaum hatte er dieselbe hinter ihm geschlossen, so kehrte er schnell zu Buardo zurück und klopfte ihm liebevoll auf das lockige Haupt.

„Du bist ein braver Mann, Buardo, und ich danke Dir, daß Du mir gefolgt. Der miserable Kerl hat Dich aber doch schändlich zugerichtet. Nun wart, es soll Dir nichts schaden, sollst auch nicht viel Schmerzen mehr leiden!“ sagte Morin mit inniger Theilnahme, nahm eine Flasche aus einem Schränkchen hervor, goß von deren Inhalt etwas in ein Glas, füllte dasselbe dann mit Wasser und wusch mit dieser Flüssigkeit den Rücken des Negers. Dann warf er ihm sein Gewand über, reichte ihm das Glas und trug ihm auf, recht oft damit die Wunden zu befeuchten.

Semona empfing ihren mißhandelten Gatten mit Thränen und behandelte seine Wunden mit zitternden Händen; ihre Liebe, ihre seelenvolle Zärtlichkeit, ihre dankbare, innige Eingebung aber ließ ihn alle Schmerzen vergessen und das Glück seiner Liebe wieder mit aller Kraft der Seele erfassen, als solle es nun für die Ewigkeit sein unantastbares Eigenthum bleiben.

Nach einer Woche hatte die sorgsame Pflege Semona's und die kräftige Gesundheit Buardo's die bedeutenden Verletzungen auf dessen Rücken geheilt, und er bat seinen Herrn, ihn wieder zur Arbeit gehen zu lassen, was ihm dieser auch insoweit gestattete, als er ihn zur Beaufsichtigung der andern Neger mit in den Wald schickte, ihm selbst aber untersagte, schon die Art zu gebrauchen.

Buardo folgte gehorsam dem Befehl des Pflanzers, doch schon nach wenigen Tagen bat er ihn um die Erlaubniß, wieder selbst thätig sein zu dürfen, da er sich vollständig hergestellt fühle und ihm das Nichtsthun unerträglich sei. Morin willigte mit Freuden ein und wünschte sich Glück dazu, einen solchen Neger zu besitzen, dem die Arbeit ein Bedürfniß war; denn dies gehört zu den seltensten Ausnahmen. Buardo fühlte sich glücklich; in der anstrengenden Beschäftigung, die er sich während des Tages selbst auflegte, vergaß er, daß sein Herr ihn dazu zu zwingen das Recht hatte, und wenn er dann Abends ermüdet in das Haus zurückkehrte und Alles ihn so wohlthunlich und heimisch empfing, kam es ihm nicht in den Sinn, daß nicht ein Nagel von Allem, was ihn umgab, sein Eigenthum sei. Semona's Liebe und Zärtlichkeit schien seit jener Schreckens-

scene wirklich noch an Wärme und Innigkeit zugenommen zu haben, und die sich täglich mehrenden Beweise der Zufriedenheit und Zuneigung Seitens ihrer Herrschaft steigerten das Glück der Fremdlinge immer mehr.

Eines Morgens war Buardo auch mit einigen zwanzig Negern hinaus in den Wald gezogen, um Holz zu einer Einzäunung zu schlagen, womit ein neuangelegtes Feld umgeben werden sollte, und ging, wie immer, seinen Gefährten in der Arbeit mit gutem Beispiele voran. Sie befanden sich auf einer Blöße im Holz, wo die Bäume nur einzeln standen und wo der Boden frei von allem Unterbüsch war.

Buardo hatte soeben einen Baum gefällt und ging, mit der Art auf der Schulter, über einen freien Platz, um sich weiterhin einen andern Stamm zu wählen, als plötzlich ein Reiter in voller Carriere hinter ihm hergesprengt kam und er, sich umwendend, seinen Todfeind Tuff erkannte. Buardo fuhr, von Wuth durchblitzt, herum und schwang die Art zu seiner Verteidigung, als Tuff sein Pferd etwas seitwärts lenkte und, nur wenige Schritte bei dem Neger vorüberjagend, eine Pistole nach ihm abfeuerte. Buardo fühlte sich getroffen, schleuderte aber die Art tausend hinter seinem Gegner her, daß sie, bei demselben vorüberfliegend, tief in dem Stamm eines Baumes stecken blieb. Kaum sah Tuff, daß Buardo sich seiner Waffe beraubt hatte, als er sein Pferd in vollem Laufe nach ihm zurücklenkte, um ihn unter dessen Hufen niederzutreten. Das Roß aber hob sich vor dem auf ein Knie gefallenen Neger und slog in hohem Sprunge über ihn hin, ohne ihn zu berühren. Tuff wandte es abermals auf Buardo zu, sah aber jetzt ein Messer in dessen Hand blitzen und jagte nun ebenso schnell, wie er gekommen war, durch den Wald davon.

Jetzt erkannte Buardo, daß er in die Brust getroffen war, sein Hemd war mit Blut getränkt, und er fand, daß die Kugel ihm vorn eingedrungen und an der rechten Seite herausgefahren war. Er rief die Neger zu Hülfe, die sämmtlich den Hergang mitangesehen hatten, und ließ sich von ihnen führen, um sich nach Hause zu begeben; bald aber ermattete er unter dem starken Blutverlust und sank zusammen.

„Tragt mich nach Hause!“ sagte Buardo mit matter Stimme zu den Sklaven.

„Noch nicht; wenn Du kalt bist, dann wollen wir Dich Deinem Herrn bringen. Es wird nicht lange mit Dir dauern, Du bist gut getroffen!“ entgegnete einer derselben.

„Wir haben keinen Aufpasser nöthig; jetzt werden wir Dich auf gute Manier los!“ sagte ein anderer Neger.

„Du Mohrenkönig, nun ist Deine Regierung zu Ende!“ rief ein Dritter, während Buardo die Sinne schwand und er mit dem Haupte auf die Erde sank.

Die Neger standen im Kreise um ihn herum und stritten sich noch darüber, ob Buardo schon den Geist aufgegeben hätte, als Herr Morin auf seinem gewohnten Morgenritt aus dem Dickicht hervorkam und, die Sklaven gewährend, die Schritte seines Pferdes beilegte, um zu sehen, was der Gegenstand ihrer Versammlung sei.

Mit Schrecken und Entsetzen traf sein Blick auf den leblos daliegenden Buardo, und unter lauten Wuthausbrüchen vernahm er durch die Sklaven, auf welche Weise derselbe zu Tode gekommen sei. Unter Verwünschungen schwur er, blutige Rache an dem Mörder zu nehmen, und sollte es ihm sein ganzes Vermögen kosten.

Es wurde nun schnell eine Bahre verfertigt und Buardo darauf von den Negern der Plantage zuge-
tragen.

Morin ritt mit wuth- und schmerzgefüllter Brust neben dem Zuge her, als Buardo plötzlich die Augen aufschlug und dem Blick seines Herrn begegnete.

„Halt! — halt!“ schrie dieser den Trägern zu, sprang von seinem Pferde und ergriff mit lautem „Gott Lob!“ die Hand des Verwundeten.

„Sei ruhig, Buardo, rede nicht, wir sind hier beim Wasser, ich will Dir nur einen nassen Umschlag auf die Wunde legen!“ sagte Morin, Hoffnung schöpfend, zog sein Tuch aus der Tasche hervor, tauchte es in den Bach, neben welchem sie hielten, und legte es auf Buardo's Brust. Dann befahl er einem der Neger, sein Pferd zu leiten, und ging, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, neben der Bahre her.

Semona war nicht zu Hause, als man den Verwundeten in seine Wohnung brachte, Madame Morin aber übernahm es sogleich, denselben zu verbinden, und bei Untersuchung der Wunde fand es sich, daß die Kugel nicht in die Brust eingedrungen war, wohl aber eine Rippe zerschmettert hatte. Der Pflanzler war hocherfreut über die Verringerung der gefährdeten Gefahr und bat seine Frau, sie möge Semona von der Bleiche rufen lassen, wo dieselbe sich bei der Arbeit befand, und ihr versichern, daß Buardo nur leicht verletzt sei. In fliegender Hast kam Semona bald darauf zitternd und weinend zu dem Lager des geliebten, verwundeten Mannes geeilt, um selbst dessen Pflege zu übernehmen. Gegen Abend erschien auch der herbeigerufene Arzt, untersuchte die Wunde gleichfalls und erklärte sie für nicht tödtlich. Buardo war durch den Blutverlust sehr schwach geworden und litt große Schmerzen, doch seine Kräfte nahmen bald wieder zu, und das Fieber, welches sich gegen Abend einstellte, war nicht sehr heftig. Am folgenden Morgen bestieg Morin sein Pferd und begab sich nach der nächsten Stadt, um dem Staatsprocurator die Klage gegen den Charles Tuff zu übergeben. Nachdem derselbe den Bericht des Pflanzers angehört hatte, fragte er ihn:

„Welche Zeugen haben Sie mir zur Begründung der Klage zu nennen?“

„Zeugen?“ entgegnete Morin verlegen, „allerdings nur einige zwanzig Neger, die den ganzen Vorfall mitangesehen haben und die mir denselben berichteten.“

„Sie wissen wohl, Herr Morin, daß die Aussage eines Negers vor Gericht nicht mehr gilt, als das Belien eines Hundes. Haben Sie sonst Nichts, was man zu einer Beweisführung verwenden könnte? Auf die Aussage der Neger kann ich die Klage nicht annehmen!“ versetzte der Procurator, und Morin mußte unverrichteter Sache wieder nach Hause reiten.

Nun schrieb er an den alten Pflanzler Tuff, theilte ihm die frühen, sowie die jetzigen Gewaltthaten seines Sohnes mit und erklärte ihm, daß er denselben sofort niederschließen würde, wenn er ihm auf seinem Grund und Boden begegne. Zugleich schrieb er ihm, daß er Buardo mit einem Doppelgewehr bewaffnen werde, mit dem Befehl, den jungen Tuff über den Haufen zu schießen, sobald er dessen auf Morin's Eigenthum ansichtig würde.

Diese letzte Erklärung verursachte große Aufregung unter der weißen Bevölkerung der Umgegend, und nur der früher oftmals als muthig, ja wegen erprobter Charakter Morin's verhinderte es, daß man ihm in sein Eigenthum rückte und ihm den Neger Buardo zum Lynchgericht entführte.

Morin ritt jetzt nie anders, als mit der Doppelflinte bewaffnet, umher, besuchte seine Freunde in der Umgegend und rief deren Hülfe an, für den Fall, daß es zu Thätlichkeiten zwischen ihm und der Partei Tuff's kommen sollte.

Während dieser Zeit schritt die Heilung Buardo's rasch vorwärts, und bald war er wieder im Stande, als Aufseher mit den Slaven an die Arbeit zu gehen. Morin hatte ihm eine große Doppelflinte gegeben, die derselbe nun auf Schritt und Tritt mit sich führte und dabei der Hoffnung lebte, daß sein Erzfeind Tuff ihm wieder in den Weg kommen möchte. Dies geschah aber nicht, und die Zeit begann bereits den Grimm zu verwischen, den die Fehde zwischen dem jungen Tuff und dem Mohrenkönig, wie man Buardo nannte, in so viele Gemüther gegossen hatte.

XIV.

Es war gegen Ende des frostlosen, milden Winters, und die Wälder hatten sich bereits mit dem zarten jungen Grün des Frühlings geschmückt, als Buardo an einem Sonntag Morgen mit Semona sich im Garten unter einer prächtigen Magnolie niedergelassen hatte, von der unzählige blendend weiße Riesenblüthen ihren süßen Duft bis auf die Erde herabsenkten. Buardo hatte seinen Arm um Semona's Nacken gelegt, und sie schmiegte sich an seine Brust, während sie das Gebetbuch in der Hand hielt und laut darin las; denn sie konnten sich nicht zur Kirche begeben, weil Morin es Buardo untersagt hatte, über die Grenze seines Grundes und Bodens hinauszugehen. Alles war ruhig um sie her, nur die Vögel sangen ihre fröhlichen Frühlingslieder, und ein Paar verliebter grauer Eichhäschen spielte und jagte sich von Baum zu Baum.

„Wir leben jetzt wie die Belagerten, da ich die Landesgrenze Morin's nicht überschreiten darf!“ sagte Buardo, nachdem Semona das Gebet zu Ende gelesen hatte.

„Das Glück bedarf keines großen Raums, Buardo; sind wir doch schon in einem kleinern durch unser Zusammensein glücklich gewesen!“ entgegnete die Negerin und hielt ihre schönen Lippen dem geliebten Gatten hin, der sie mit Innigkeit küßte.

„Es ist mir auch durchaus keine Entbehrung, theure Semona, bist Du doch bei mir und schaffst mir in diesem beschränkten Raume einen irdischen Himmel!“ antwortete der glückliche Gatte, da fiel ein Schuß, Buardo that einen Schrei, faßte sich auf die rechte Schulter und rief entsetzt: „Mein Arm!“

Eine Kugel war ihm hoch durch den Arm gedrungen und hatte sich hinter ihm tief in den Stamm des Baumes vergaben. Woher der Schuß gekommen, bezeichnete der Pulverdampf, der am andern Ende des Gartens hinter der Einzäunung aufstieg, doch von dem Schützen war Nichts zu sehen.

In Angst und Verzweiflung schlang Semona ihren Arm um den Geliebten und zog ihn fliehend mit sich fort nach der Wohnung Morin's, während das Blut den weißen Anzug Buardo's immer mehr färbte. Der Pflanzler war außer sich vor Zorn und Wuth und schwur, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und Madame Morin holte abermals ihr Verbandzeug und ihre Hausapotheke herbei, um die Blutung der Wunde zu stillen. Der Schuß hatte weder den Knochen, noch eine Arterie verletzt und brachte darum augenblicklich keine Gefahr, dennoch wurde sogleich nach dem Arzt gesandt.

Die Geduld des alten Pflanzers war jetzt zu Ende, die Leidenschaftlichkeit und Vergeltungssucht aus seiner Jugendzeit war wieder bei ihm erwacht, und er beschloß nun, seine Freunde aufzubieten und einen offenen Feldzug gegen Tuff zu unternehmen. Trotz der Vorstellungen und Bitten seiner Gattin ließ er

sich sein Pferd vorführen, schulterte eine schwere Doppelflinte und ritt davon, um sich sogleich mit seinen befreundeten Nachbarn über sein Vorhaben zu berathen. Wo er hintank, gerieth man in die größte Entrüstung; man gelobte, diesem übermüthigen, reichen Tuff, der die ganze Gegend beherrschen wollte, eine Lehre zu geben, und erklärte sich bereit, Gut und Blut dafür einzusetzen. Triumphirend kehrte Morin spät Abends nach Hause zurück, schrieb, noch ehe er sich zur Ruhe begab, an mehrere seiner entfernter wohnenden Freunde und forderte sie auf, ihm ihren Beistand zukommen zu lassen.

Am folgenden Morgen brachte der Postbote einen Brief folgenden Inhalts an Morin:

„Ihr Afrikaner, den Sie gegen einen weißen Mann bewaffnet haben, muß sterben; wenn die ihm gestern geschickte Kugel nicht tödtet, so sind hundert andere für ihn gegossen.“

Unterzeichnet war das Schreiben: „Hundert weiße Männer aus Ihrer Nachbarschaft.“

„Wollen sehen, wer das beste Pulver schießt!“ schrie der Alte in großer Aufregung und warf den Brief auf den Tisch. Dann ließ er mehrere seiner Neger Pferde besteigen und sandte durch sie die Briefe an seine Freunde ab.

Gleich nach dem Frühstück fanden sich viele Nachbarn ein, um die Angelegenheit wegen Tuffs weiter mit Morin zu besprechen und ihm mitzutheilen, daß sie schon eine Menge ihrer Bekannten gewonnen hätten, ihrer Partei beizutreten. Sie saßen in dem Saal, sprachen fleißig den guten Getränken des Pflanzers zu und wurden in ihrer Berathung immer lauter, immer stürmischer. Da fuhr ein Wagen vor das Haus, und der Pfarrer Golt, der Schwiegersohn Morin's, schritt mit seiner Frau in das Zimmer.

Die eingetretene Stille wurde zu herzlichen Begrüßungen benutzt, und dann bat Golt die Herren, Platz zu behalten, und nahm selbst Besitz von einem Stuhl in dem Kreise. Er ergriff nun zuerst das Wort und sagte, daß er hierhergeeeilt sei, um sich von der Wahrheit der Gerüchte zu unterrichten, welche weit und breit im Lande umhergingen und die Bevölkerung allenthalben in große Aufregung versetzten. Morin theilte ihm nun mit, was geschehen sei und was er dagegen zu thun beabsichtige.

„Und was wollen Sie damit erzielen, bester Freund?“ fragte ihn Golt ruhig.

„Mein Recht will ich geltend machen!“ erwiderte Morin mit Heftigkeit.

„Und Ihr Leben und Ihr Vermögen, sowie das Ihrer Freunde auf's Spiel setzen und zuletzt dem Criminalgericht verfallen! Und wofür? Für einen Halbmenschen, einen Neger!“ entgegnete der Pfarrer und fuhr, da man ihn unterbrechen wollte, schnell fort: „Bester Freund, wenn Sie achtzehn Jahre alt und ledig und los wären, dann wollte ich Ihnen keinen Vorwurf machen, so aber muß ich Sie daran erinnern, daß Sie eine Frau und ein Kind, sowie einen weit und breit geachteten Namen haben, und daß Sie dies Alles nicht um einen elenden Neger wagen dürfen. Allenthalben im Lande ist man in Aufruhr darüber, daß Sie einen Farbigen gegen einen weißen Mann bewaffnet haben, allenthalben hält man Versammlungen und Berathungen darüber, und in jedem Trinkhaus sind Schmähschriften gegen Sie angeschlagen. Den Neger verlieren Sie, keine Gewalt kann ihn retten, wenn Sie ihn nicht schnell verkaufen und bei Nacht und Nebel aus dem Lande schaffen. Und ich frage Sie, warum wollen Sie es nicht thun, warum wollen Sie das Capital verlieren? Nehmen Sie meinen

Rath an, bester alter Freund, verkaufen Sie den Kerl, und aller Krieg, alle Unannehmlichkeiten haben ein Ende. Thun Sie es nicht, so erliegen Sie der Uebermacht und Ihr möglicher Verlust, sowie der Ihrer Freunde, ist gar nicht zu berechnen.“

Hier schwieg der Pfarrer und es trat eine allgemeine Pause ein. Ein Jeder der Anwesenden fühlte die Wahrheit von Golt's ausgesprochener Ansicht, und die Mittheilung über die sehr drohende Stimmung weiter im Lande brachte die anwesenden kleinen Farmer zur Besinnung. Zugleich wandte sich die Tochter und die Frau Morin's an diesen und bestürmten ihn mit ihren Bitten, dem Rathe des Pfarrers zu folgen, und mehrere der anwesenden Fremden äußerten sich gleichfalls zu Gunsten desselben. Der Alte suchte zwar immer noch sein Recht geltend zu machen, war aber doch ruhiger geworden, und es war ihm augenscheinlich erwünscht, als der Pfarrer sagte:

„Nun genug von dieser unangenehmen Geschichte! Nach Tisch beim Kaffee wollen wir mit Ruhe das Weitere bereden. Setzt von etwas Anderm!“

Er fragte hierauf nach Wirthschafts- und Hausangelegenheiten, erkundigte sich nach den Familien der anwesenden Gäste, sprach über projectirte Eisenbahnanlagen, über Canäle und Dampfschiffahrt, bis die Mittagszeit sich näherte und die Fremden sich Einer nach dem Andern entfernten.

Als der Letzte derselben Abschied genommen hatte, trat der Pfarrer zu Morin und sagte:

„Heute Abend in der Dunkelheit wird ein Sklavenhändler aus dem Westen hier eintreffen, mit dem Sie den Neger fortsetzen können; dann ist die Geschichte abgemacht. Der Händler war gestern bei mir, um anzufragen, ob ich Sklaven zu verkaufen hätte, und da habe ich ihn hierherbestellt. Er ist ein Mann, mit dem es sich gut handelt, und er wird Ihnen einen anständigen Preis geben.“

Morin war sehr niedergeschlagen, das Schicksal der beiden unglücklichen Afrikaner ging ihm nahe zu Herzen, aber was konnte er thun, auf welche Weise konnte er ihnen helfen? Außerdem hatte er ja ein bedeutendes Capital für sie bezahlt, welches auf dem Spiele stand. Er blieb dem Schwiegersohn lange die Antwort schuldig, dann aber gab er demselben einen kurzen Umriss von den Schicksalen der beiden Sklaven und eine warme Schilderung ihrer Persönlichkeit.

„Bester Freund, sie bleiben ja doch immer nur Neger und keine Menschen!“ entgegnete der Pfarrer; „ich finde es ja lobenswerth, wenn man sie gut behandelt, aber man darf doch nie damit zu weit gehen und sie als Unfreigleichen betrachten.“

„Dann muß ich sie zusammen verkaufen, und zwar unter der einzigen Bedingung, daß sie nur zusammen wiederveräußert werden dürfen,“ sagte Morin nach langem Nachdenken und setzte nach einer abermaligen Pause hinzu, „ich kann es ihnen aber wahrhaftig nicht mittheilen, daß sie verkauft werden sollen!“

„Aber ich bitte Sie, lieber Freund, es sind ja Neger. So will ich es ihnen sagen; oder es ist vielleicht besser, wir sagen ihnen noch Nichts davon, bis sie der Sklavenhändler in Empfang nimmt. Ich bleibe über Nacht bei Ihnen und besorge das Geschäft.“

„Das ist mir am liebsten; ich kann die Unglücklichen unmöglich noch einmal sehen!“ versetzte der Pflanzers mit einem schweren Athemzug, als ein Neger meldete, daß das Mittagessen aufgetragen sei.

Der Nachmittag verstrich, und als der Abend kam, setzte sich Buardo mit Semona vor die Thür seines Hauses, um die Kühlung zu genießen, die erquickend über den Platz zog. Die Verlesung an seinem Arm

war durch eine sehr kleine Büchsenkugel erzeugt worden und verursachte ihm, da sie nur Fleischwunde war, wenig Beschwerden. Er trug zwar den Arm in einer Binde, doch war ihm der Gebrauch desselben unbenommen. Die Dämmerung brach herein, als ein Cabriolet vor ihnen vorüber nach dem Herrenhause fuhr und der fremde Mann, der darin saß, dort ausstieg und vor der Thür von dem Pfarrer Golt begrüßt wurde. Der Fremde war der Sklavenhändler Ferrow, den der Pfarrer sogleich in das Sprechzimmer führte und ihn dort Herrn Morin vorstellte. Golt theilte dem Händler nun die Sachlage in Bezug auf die beiden Sklaven mit, gab ihm eine ausführliche Beschreibung der Persönlichkeiten Buardo's und Semona's, und schloß mit der Verkaufsbedingung, daß die Beiden nur wieder zusammen an einen Herrn verkauft werden dürften. Ferrow erbat sich nun die Gelegenheit, die beiden Sklaven selbst in Augenschein nehmen zu können, und Golt übernahm es, ihn zu denselben zu führen. Er ging mit dem Händler zuerst an Buardo's Haus vorüber, wo dieser noch mit Semona vor der Thür saß und im Vorbeigehen von Ferrow betrachtet wurde. Dieser und der Pfarrer aber hielten sich nicht auf, sondern begaben sich nach anderen Regenhäusern, als ob sie den Sklaven einen Besuch abstatten und nach deren Verhältnissen sehen wollten. Nachdem sie in mehreren der Hütten gewesen waren, kehrten sie zu Buardo's Haus zurück und bemerkten, daß dieser sich mit Semona hineinbegeben hatte. Golt öffnete die Thür und trat mit den Worten ein:

„Guten Abend, ich bin der Schwiegersohn Eures Herrn und will doch auch sehen, wie Ihr lebt.“

Semona ließ ihren Arm von Buardo's Schulter sinken und Beide erhoben sich, um die Eintretenden zu begrüßen; Golt unterhielt sich mit ihnen, und Ferrow, der die Thür weit geöffnet hatte, um mehr Licht in das Haus einzulassen, heftete seinen spähenden, scharfen Blick auf die ihm zum Kauf angebotene Waare. „Es wird wohl Zeit, daß wir wieder zu Herrn Morin gehen!“ nahm alsbald der Sklavenhändler das Wort, um dem Pfarrer anzudeuten, daß er seine Forschungen beendet habe, worauf sie Buardo und dessen Frau gute Nacht wünschten und nach dem Herrenhause zurückkehrten. Der Handel wurde nun mit Morin abgemacht, und zwar zum Preise von dreitausend Dollars, wogegen Ferrow sich verbindlich machte, den Sklaven zusammen einen guten Herrn zu verschaffen. Nach dem Abendessen begab sich der Pfarrer abermals nach Buardo's Haus und fand ihn mit Semona an dem Tische sitzend, im Begriff, das Abendbrot zu verzehren. Sie sprangen, über diesen zweiten Besuch erstaunt, auf, doch Golt bat sie freundlich, sitzen zu bleiben und zu essen, er wolle ihnen nur mittheilen, daß sie wegen der Gefahr, die Buardo hier bedrohe, in dieser Nacht nach einer andern Plantage des Herrn Morin sich begeben müßten, um dort einige Zeit zu bleiben, bis die Vorfälle mit Tuff etwas vergessen wären. Er trug ihnen auf, alle von Herrn und Madame Morin erhaltenen Geschenke in Bündel zusammenzupacken, um sie mit sich zu nehmen. Darauf verließ sie Golt, und wie von einem Blitzstrahl getroffen, sanken die beiden Unglücklichen auf ihre Stühle nieder. Sie hatten keine Bewegung, keine Worte, keine Thräne, keinen Blick für einander, sie saßen wie versteinert da und sahen vor sich auf den sauber gedeckten Tisch. Schmerz, Gram und Verzweiflung lagen auf ihren schönen Zügen, das ungeheure Unglück hatte die Kraft ihres Geistes und ihres Körpers zugleich niedergeschmettert. Stumm und finster hatten sie lange Zeit geessen, als Semona's

Augen sich mit Thränen füllten und der Krampf nachließ, der ihr die Brust zusammenschnürte. Sie sah zu Buardo hinüber, und ein Thränenstrom rollte über ihre Wangen.

„Buardo, wir behalten ja denselben Herrn!“ sagte sie, alle Kraft zusammenfassend, um dem geliebten Manne ein Trostwort zu geben. Buardo aber schüttelte den Kopf und ließ dann das Kinn wieder auf seine Brust sinken.

„Herr Morin wird uns ja auf der andern Plantage ebenso gut schützen, wie hier!“ begann Semona abermals.

„So gut wie hier?“ wiederholte Buardo, „hat er uns denn hier schützen können? Wieviel weniger wird er es im Stande sein, wenn wir von ihm entfernt sind! Nein, Semona, laß uns nun keine Lustschlösser mehr bauen, unser Leben ist mit dem Fluch belastet, der auf unserer schwarzen Haut liegt und der uns mit dem Thiere gleichstellt; für uns giebt es keinen Schutz, kein Recht, kein Glück!“

(Fortsetzung in Bief. 9.)

Sind Träume Schäume?

Von

Arthur Bucher.

Träume! Sonderbares Wort, das Jeden unwillkürlich zum Lächeln zwingt und einen bedeutenden Beigeschmack von unverheiratheten alten Damen, von Kaffeegesellschaften und wohl auch von Kaffeefas mit sich führt, und das doch wieder einen eigenen Reiz auch über den Spötter ausübt! Traumbücher giebt es wenig mehr, und selbst Dienstmädchen, die vor 30 Jahren noch daran glaubten, betrachteten sie jetzt nur als Spielzeug. Es ist dem Traum gegangen wie den Gipsenstern: die Aufklärung hat bis in die untersten Lebensschichten hinein gründlich mit ihnen gebrochen, aber sie hat das leise Grauen, das Mißvergnügen über einen entsetzlichen Traum, das stille Vergnügen über einen schmeichelnden und scheinbar Gutes verkündenden nicht weggewischt. Stimmt ein furchtbarer oder trüber Traum mit unserer Lage oder unseren Ansichten davon überein, wer kann leugnen, daß unsere Stimmung dadurch trotz aller Philosophie manchmal einen ganzen Vormittag, und wenn wir vielleicht Damen sind, auch wohl einige Tage lang einen dunklen Hintergrund gewinnt? Die Neigung zu dem Unsichtbaren, Räthselhaften, die in uns Allen keimt und gerade als verbotene Frucht mit einer gewissen Vorliebe von uns gehegt wird, sie läßt, was auch der Verstand, der Kinderfreund und die officiell öffentliche Meinung dagegen sagen mögen, sich's nicht nehmen, Träumen gelegentlich eine „Bedeutung“ beizulegen. Wer auf der linken Seite liegt, träumt schwer, wer zuviel zu Abend gegessen hat, desgleichen, das sind alte Erfahrungen. Man träumt zuweilen von Dingen, die unser Gemüth den Tag über auf's Lebhafteste beschäftigt haben, und noch häufiger von Dingen, die in der wachen Zeit nur ganz flüchtig durch unsern Geist gegangen, an die wir uns nur mit Mühe erinnern, so daß das eine Mal die tiefere Grundströmung auch in der Nacht ihr Recht behauptet, das andere Mal die fessellose Phantasie an die Stelle des Verstandes tritt und, was diese am Tage nur leise gestreift hat, als ihr verfallenes Lehn in Besitz nimmt und bearbeitet; auch das sind be-

Semona, oder: Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben
von
f. A. Strubberg (Armand). Illustrirt von G. Kartsch.

(Fortsetzung.)



„Meine rechte Hand wiegt zehn Männer Sinesen auf!“ (S. 258.)

„Kein Glück, Buardo? — Tragen wir nicht unser Glück in unserm Herzen? — Wer kann uns das nehmen? Komm — fasse Muth, sind wir doch schon härter vom Schicksal bedrängt worden, als jetzt. Sieh, hier bist Du ja Deines Lebens nicht sicher, wie leicht hätte Dich dieser letzte Schuß tödten können! Wir sollten froh sein, auf einige Zeit von hier wegzukommen, und Morin wird schon dafür sorgen, daß wir es dort ebenso gut haben!“ sagte Semona mit zunehmender Lebendigkeit und Ueberredungskraft, ging zu Buardo und ergriff dessen linke Hand mit den Worten:

„Du wirst sehen, daß wir uns wieder unnötigerweise geängstigt haben.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Pfarrer Golt trat mit dem Sklavenhändler in das Zimmer.

„Dieser Herr,“ sagte er, „wird Euch nach der andern Plantage führen. Es ist Zeit, daß Ihr aufbrecht; habt Ihr Eure Sachen schon zusammengebunden?“

„Noch nicht, Herr, ich will es aber schnell thun!“ antwortete Semona ängstlich, indem sie den fremden Mann anblickte, der sie forschend betrachtete. Schnell legte sie ihre Kleidungsstücke, sowie die Buardo's zusammen, schob die Bibel und das Gebetbuch dazwischen und band Alles zusammen in ein großes baumwollenes Tuch. Buardo stand während dieser Zeit finster vor sich niederblickend da und schien keinen Antheil an dem zu nehmen, was um ihn her vorging.

„So, Herr, das ist Alles, was uns die Herrschaft geschenkt hat,“ sagte Semona zu dem Pfarrer, um ihm anzudeuten, daß sie und ihr Mann bereit wären, dem Befehle des Herrn Morin zu folgen.

„Ich habe die Verantwortung übernommen, daß ich Euch richtig abliefern werde!“ sagte der Sklavenhändler nun, zog eine lange Kette mit zwei Halzeisen unter seinem Rocke hervor und wollte das eine derselben um Buardo's Nacken befestigen, als dieser entsetzt zurücksprang und rief:

„Keine Kette, bei Gott, ich folge ungefesselt!“

„Das will ich glauben, doch giebt mir Dein Wort keine Sicherheit, und wenn Du in der Dunkelheit davonliegst, so müßte ich Deinen Werth ersetzen!“ entgegnete Ferrow und schritt wieder auf Buardo zu.

„Herr Morin selbst muß mir seinen Befehl ertheilen, er ist mein Herr, und Niemandem außer ihm werde ich Gehorsam leisten. Geleiten Sie mich zu ihm hin; was er mir sagt, werde ich thun!“ sagte Buardo mit größter Entschlossenheit und trat abermals vor dem Händler zurück.

„Herr Morin hat sich schon zur Ruhe begeben und mich beauftragt, Dir seinen Befehl mitzutheilen!“ fiel der Pfarrer ein.

„Ich kenne weder Sie, noch diesen Herrn, und verlange den Befehl des Herrn Morin zu hören, eher gehe ich nicht von der Stelle!“ entgegnete Buardo laut und bestimmt und wehrte mit seiner linken Hand den Händler zurück. Doch dieser drang wieder auf ihn ein und rief mit heftiger Stimme:

„Neger, willst Du Dich einem weißen Manne widersetzen?“

„Zurück, sage ich, wenn ich mich nicht an Ihnen vergreifen soll; meine rechte Hand wiegt zehn Männer Ihresgleichen auf!“ schrie jetzt Buardo und hielt dem Händler die geballte Faust entgegen.

„Warten Sie, Herr Ferrow, ich will doch lieber Herrn Morin rufen!“ fiel der Pfarrer vermittelnd und ängstlich ein, als er die drohende herkulische Gestalt Buardo's sich in ihrer Größe entwickeln sah, und zog den Sklavenhändler nach der Thür.

Nur mit großer Ueberwindung seines bessern Gefühls konnte sich Morin entschließen, selbst dem treuen Sklaven das Urtheil zu verkünden, doch folgte er endlich der Ueberredungskunst des Pfarrers und begleitete ihn nach Buardo's Hütte.

„Herr, nenne mir Deinen Willen, damit ich ihm Folge leisten kann!“ rief Buardo dem Pflanzer entgegen, als dieser in die Thür trat.

„Du sollst mit Semona dem Herrn Ferrow hier folgen, weil man Dir in dieser Gegend nach dem Leben trachtet und Dich sicher tödten würde, wenn Du hierbliebst. Folge darum geduldig, Buardo, es ist zu Eurem eignen Besten, und Ihr sollt ja nicht getrennt werden!“ sagte der Pflanzer mit wehmüthiger Stimme und vermißte den Blick der beiden Sklaven.

„Aber ohne Kette, Herr!“ rief Buardo flehend.

„Nur während der Nacht, Buardo, bei Tage ist sie nicht nötig!“ entgegnete Morin halblaut.

„Nötig ist sie auch bei Nacht nicht, das weißt Du ja, Herr, bitte, nur keine Kette!“ flehte der Negerfürst wieder, doch der Sklavenhändler hatte ihm bereits das Halzeisen umgelegt und es schnell geschlossen. Dann ging er mit dem andern Ende der Kette zu der zitternden Semona, schloß das Eisenband um ihren weichen Nacken, winkte ihr, das Bündel mit ihrer Habe aufzunehmen, und schritt ihnen voran aus der Thür.

Morin war bereits in die Dunkelheit hinausgetreten, um den Blicken der beiden Verkauften zu entgehen, doch diese sahen ihn im Vorüberschreiten und riefen ihm zu:

„Herr, habe Mitleid mit uns!“

Der Sklavenhändler beeilte seine Schritte nach dem Thor in der Eingäunung, wo sein Cabriolet seiner harrete. Dort schloß er die Kette hinten an den Wagen, sprang in denselben hinein und trieb nun das Pferd im schnellsten Schritt durch tiefe Finsterniß auf der Straße hin.

Während der ganzen Nacht folgten die beiden Gefesselten dem Fuhrwerk auf dem steinigen, rauhen Weg, ohne sehen zu können, wohin sie ihre Füße setzten, doch durften sie keinen Augenblick ihre Schritte verkürzen, da die Kette sie mit sich vorwärts zog. Erst gegen Morgen hielt der Händler vor einem kleinen Gasthause an der Straße an, um seinem Pferde einige Stunden Ruhe zu geben. Dasselbe wurde in den Stall geführt und dort gepflegt, die Sklaven aber blieben an dem Wagen befestigt und Ferrow ließ ihnen nur Brod und Wasser reichen. Sie hatten sich, ermüdet von dem Marsche, in den Staub gesetzt, während die Sonne heiß auf sie niederbrannte, bald aber wurde das Pferd wieder eingespannt, der Händler nahm seinen Sitz in dem Wagen wieder ein, und es ging mit noch größerer Eile vorwärts, so daß die Neger sich in halben Trab setzen mußten. Gegen Mittag erreichten sie in einem kleinen Orte ein Wirthshaus, wo Ferrow vor der Thür von dem Wirthse mit der Anrede begrüßt wurde:

„Bei Gott, da haben Sie aber ein Paar prächtige Niggers gekauft! Wenn Sie die auf den Markt in Neworleans bringen, so erhalten Sie einen hohen Preis dafür!“

Ferrow gab ihm keine Antwort darauf, löste die Kette von dem Wagen und führte Buardo und Semona nach einem Stall hinter dem Hause, in welchem schon einige vierzig Sklaven beiderlei Geschlechts eingeschlossen waren. Dort verband er die Kette mit einer andern, an der schon zehn Neger hingen, warf ihnen noch ein Bund Stroh hin und verließ das Gebäude, indem er die Thür hinter sich verschloß.

XV.

Buardo sowohl wie Semona fühlten ihr Schicksal vollkommen; es aber mit ihrem Geiste zu erkennen, zu fassen, dazu waren sie nicht fähig. Die Größe ihres Unglücks hatte sie erdrückt, und in dumpfer Abgestumpftheit ergaben sie sich in das Verhängniß, das ihre Sinne lähmte.

Mehrere Tage lang wurden sie und ihre Leidensgefährten hier gefüttert, und dann traten sie, zusammengefaßelt, die Weiterreise an. Ferrow in seinem Wagen leitete den Zug, und sein Gehülfe, ein verwegener aussehender junger Bursche, folgte bewaffnet zu Pferde den Sklaven. Sie wanderten nach Westen Tag für Tag, hielten mitunter auf Plantagen an, wo der Händler oft von seinen Waaren verkaufte oder neue einhandelte, und Nachts schloß er die Neger aneinander und ließ sie im Freien bei einem Feuer auf der nackten Erde schlafen, oder sperrte sie in einem Wirthshause in einen Stall ein. Ueber zwei Monate waren sie bereits unterwegs, als sie Vicksburg am Mississippifluß erreichten und über tausend Meilen zurückgelegt hatten. Hier gab Ferrow den Sklaven Ruhe, weil hier der Platz war, wo er sie zum Verkauf ausbieten wollte. Sie mußten sich jeden Morgen unter seiner Aufsicht im Flusse baden, er kleidete sie in neue weiße baumwollene Anzüge, versah sie mit schweren ledernen Schuhen, ließ ihnen die Haare schneiden und that Alles, um ihre äußere Erscheinung so gefällig als möglich zu machen. Dabei reichte er ihnen nahrhafte Speise und wies ihnen in einem geräumigen hölzernen Schuppen ihre Wohnung an, wo sie sowohl gegen die glühende Sonne, wie gegen Regen geschützt waren. Gleich bei seiner Ankunft machte er in den Zeitungen bekannt, daß er ein Sortiment der ausgezeichnetsten Neger mit sich führe, und lud Kaufliebhaber ein, seine Waare in Augenschein zu nehmen. Bald kamen die Pfläner aus der Umgegend und später auch solche von weither, und es verging kein Tag, an dem nicht gehandelt wurde, wobei den Negern bei Peitschenstrafe anbefohlen war, lustig zu erscheinen. Bei allen Sklaven setzte Ferrow diesen Befehl durch, nur nicht bei Buardo und Semona, er konnte die Verzweiflung weder durch Zureden noch Drohungen von ihren Zügen scheuchen. Für diese Beiden fanden sich viele Kauflustige, der Preis aber von viertausend Dollars, den er für sie forderte, war Allen zu hoch. Endlich jedoch erschien der Aufseher einer großen, unterhalb Vicksburg gelegenen Zuckerplantage, welche einem reichen Capitalisten in Newyork gehörte, und kaufte die beiden Afrikaner. Er meinte auch, der Preis sei zu hoch, da nach der Rechnung, die er führe, die Nutzung des Negers auf drei Jahre angenommen würde, nach deren Ablauf er todt oder wenigstens unbrauchbar für die Arbeit sei; doch diese Beiden, hoffte er, sollten wohl ein Jahr länger aushalten, und er gedächte überhaupt, mehr Arbeit aus ihnen zu pressen, als aus den gewöhnlichen Sklaven. Er zog mit ihnen von dannen, indem er sie gefesselt vor seinem Pferde hintrieb, und erreichte am zweiten Abend mit ihnen die Plantage. Dort wurden sie in einen großen, mit hoher Mauer umgebenen Hof gebracht und von ihrer Kette befreit, damit sie sich zu den dreihundert Sklaven gesellen könnten, die hier während der Nächte eingeschlossen wurden. Rundum in dem Hofe waren Bretterverschläge errichtet, unter denen sich ein Jeder nach Belieben eine Schlafstelle wählen konnte, um nach des Tages schwerer Arbeit seine ermüdeten Glieder zu ruhen. Morgens, eine Stunde vor Tagesanbruch, wurden innerhalb des Hofes Feuer angezündet, vor welchen die

Sklaven den Brodteig, der aus Maismehl und Wasser bestand, auf Backsteinen backen mußten, und vor deren Gluth sie das gefalzene Schweinefleisch rösteten, welches ihnen gereicht wurde. Sie mußten soviel von beidem an jedem Morgen für sich bereiten, daß sie die drei Mahlzeiten für den Tag davon halten konnten; denn Abends wurde kein Feuer angezündet, und die Müdigkeit würde es ihnen auch nicht gestattet haben, noch irgend eine Arbeit auszuführen. Nach dem Frühstück öffnete der Aufseher das Thor in der Mauer und ließ durch die schwarzen Unteraufseher oder Treiber die Sklaven hinaus nach dem Felde jagen. Dort mußten sie ununterbrochen arbeiten, bis die Sonne im Zenith stand, und wurden von den Aufsehern mit der Peitsche gezwungen, fortwährend gleichen Schritt zu halten. Nun wurde ihnen im Schatten eine Stunde Rast gegeben, während welcher Zeit sie ihr mitgebrachtes Brod und Fleisch verzehren konnten, dann aber rief sie der Peitschenknall abermals in das Feld, in dem sie die untergehende Sonne noch an der Arbeit sah. Kaum hatten dann die Sklaven noch Kraft genug, sich zurück nach dem Hofe zu begeben, wo sie sofort unter den Bretterverschlägen auf dem Boden zusammensanken, um während des kurzen Schlafes neue Kräfte für den morgenden Tag zu sammeln. Sie waren sämmtlich in Lumpen gekleidet, kaum genug, um ihre Blößen zu verdecken, denn das Capital, welches in ihnen angelegt und auf drei Jahre berechnet war, mußte mit so wenigen Kosten arbeiten, als möglich. Auch Buardo und Semona hatten in der Kleidung keinen Vorzug vor ihren Gefährten, ihr Bündel mit Kleidungsstücken war in dem Hause des Aufsehers geblieben, und schon am ersten Sonntag sahen sie diesen in dem schwarzen Anzug Buardo's umhergehen.

Der Sklavenhändler hatte sich aber in Bezug auf die Ausdauer der beiden Afrikaner beim Kauf verrechnet, denn schon nach wenigen Monaten wurden diese vom Fieber niedergeworfen. Er reichte ihnen sofort starke Dosen Chinin und hemmte die Krankheit in ihrem Lauf, bald aber brach sie von Neuem aus, und Beide wurden mit jedem Tage schwächer und elender. Sie wandelten umher, wie lebendige Skelette, und der Spätherbst fand sie so vollständig entkräftet, daß sie keine Art von Arbeit mehr zu verrichten im Stande waren.

Um diese Zeit kam der Eigenthümer der Plantage, Herr Duitman, mit seiner schönen jungen Frau von Newyork, um den Winter in dem milden, herrlichen Süden zu verbringen und zugleich die Plantage, die Quelle ungeheuren Gewinnes, zu besuchen. Er war in dem ganz nahe gelegenen Städtchen in dem dortigen Gasthause abgestiegen und besuchte von hier aus mit seiner Gattin auf den prächtigen, edlen Pferden, die er mit sich führte, die Umgegend, wobei ihn sein Weg denn fast täglich nach der Plantage brachte. Dort besah er die Felder und die Zucker- und Vorrathshäuser, doch die Sklaven würdigte er ebensowenig eines Blickes, wie die Maulthiere. Sie standen nach Nummern im Buche, und der Aufseher bezeichnete ihm hiernach diejenigen, welche abgenutzt waren und verkauft werden mußten, deren Zahl in diesem Jahre sich als bedeutender herausstellte, denn im vergangenen.

Herr Duitman zollte dem Aufseher das für seine Thätigkeit verdiente Lob in reichem Maße, versäumte aber nicht dabei, ihn an Sparsamkeit in Bezug auf den Unterhalt der Sklaven zu erinnern, da in den wenigen Kosten und möglichst vieler Arbeit der Hauptnutzen zu suchen sei.

Eines Morgens kam Duitman in größter Eile

angesprengt und klagte dem Aufseher, daß seine junge, schöne Gattin sich einen ihrer prächtigen Vorderzähne beim Frühstück abgebrochen habe, und daß sie, so wie er selbst, ganz untröstlich darüber sei. Der herbeigerufene tüchtige Zahnarzt habe erklärt, daß der Zahn leicht durch einen andern von einem lebenden Menschen ersetzt werden könne, wenn nämlich sich ein solcher fände, dessen Wurzel dieselbe Form habe. Zu diesem Ende bat er den Aufseher, junge Negermädchen von der Plantage nach dem Gasthause zu senden, damit der Arzt dort Zähne wählen und dann gleich den Tausch vornehmen könne. Der Befehl wurde sofort ausgeführt, und einige zwanzig Negerinnen, unter ihnen auch Semona, wanderten nach dem Gasthause.

Madame Nuitman saß in einem geräumigen Zimmer zu ebener Erde und befand sich in Erwartung der bevorstehenden Operation in großer Aufregung; der Gedanke aber an den Verlust, den ihre Schönheit erlitten hatte, gab ihr Kraft genug, ihre Bangigkeit zu beherrschen. Der Arzt hatte nun vor dem Hause die Zähne der Negerinnen gemustert und nahm vierzehn von diesen mit sich in das Zimmer, wo die junge Frau seiner harrete. Dort nahm er nun vor Madame Nuitman eine zweite genauere Prüfung vor und wählte zwölf Negerinnen, worunter sich auch Semona befand, die ihre Zähne zur Verfügung ihrer Herrin stellen sollten. Der Arzt ließ sie in eine Reihe zusammenreten und zwar Semona voran, weil sie die schönsten und passendsten Zähne besaß. Als aber Madame Nuitman auf die hagere, welke Gestalt Semona's blickte, schauderte sie vor ihr zurück und erklärte, daß sie keinen Zahn von dieser Schreckenserscheinung im Munde tragen wolle, da das Mädchen die Schwindsucht habe. Die Afrikanerin mußte sich entfernen, und nun erklärte sich Madame Nuitman bereit, die Operation zu ertragen. Der abgebrochene Zahn war einer der beiden vordersten in der untern Reihe, und mit großer Gewandtheit hob der Arzt die Wurzel aus der Kinnlade. Schnell wandte er sich nun zu der ersten Negerin, die neben ihm in den Stuhl gesetzt war und von einem Neger gehalten wurde, und riß ihr den entsprechenden Zahn aus dem Munde. Kaum aber hatte er ihn betrachtet und mit der Wurzel des Zahnes von Madame Nuitman verglichen, als er ihn in die Stube warf, das zweite Negermädchen in den Stuhl zog und auch dieser den Zahn ausbrach. Abermals entsprach die Wurzel der Erwartung des Arztes nicht, und erst bei der siebenten Negerin fand er, was er suchte. Schnell drückte er nun der jungen Frau den neuen Zahn in die Stelle des ausgezogenen und gab ihr die Versicherung, daß die Operation auf das Vollständigste gelungen sei und der neue Zahn in kurzer Zeit seine Dienste ebenso wie der frühere thun werde. Er empfing dann den Betrag seiner Forderung in hundert Dollars und wünschte der glücklichen Frau eine recht baldige Genesung.

Nuitman war mit seiner Gattin nach Neworleans abgereist, wohin jetzt die reiche, vornehme Welt des Südens strömte, um sich in ihrem Glanz zu zeigen und die Winterfreunden der Weltstadt zu genießen, in welcher der Tod in der Gestalt des gelben Fiebers während des Sommers seine Feste gefeiert hatte. Da landete eines Morgens bei der Plantage Nuitman's ein Dampfboot, und der Clavenhändler Newton von Baltimore stieg an das Land. Er begab sich sogleich zu dem Aufseher, um zu hören, ob derselbe abgenutzte Claven zu verkaufen habe, und ersuhr zu seiner Freude, daß deren einige dreißig vorrätig seien. Newton besuchte die untern Ufer des Mississippiflusses alljährlich um diese Zeit und kaufte die abgetriebenen und erkrank-

ten Neger für niedrige Preise, um sie mit sich nach dem gesunden Norden zu nehmen, wo sich bei guter Pflege viele derselben bald wieder erholten.

Er wurde schnell mit dem Aufseher über den Handel einig, kaufte die ganze Schaar der kranken Neger und schaffte sie eilig an Bord des Dampfschiffes, um mit ihnen seine Reise den Fluß hinauf fortzusetzen. Es war ein trauriger Anblick, diese wankenden, abgezehreten, verkrüppelten menschlichen Gestalten zu sehen, von denen viele getragen, die übrigen aber geleitet werden mußten, um das Schiff zu erreichen. Unter Letzteren befanden sich auch Buardo und Semona, und Niemand, der sie noch vor wenigen Monden in ihrer Kraft und Schönheitsfülle gesehen hatte, würde sie wiedererkannt haben. Newton hatte sie zusammen für vierhundert Dollars gekauft. Lebendiger Tod lag auf ihrem Körper und auf ihrem Geiste, die Verzweiflung, die früher in ihre Züge eingegraben, war verwischt, und nur das Bild des Leidens und der Theilnahmslosigkeit war auf ihrer Stirn und in ihren matten, leblosen Augen zu schauen. Gedanken schienen sie nicht mehr zu besitzen, nur noch das eine Gefühl war ihnen geblieben, das Gefühl des tiefsten, erdrückendsten Elends.

Newton schien aber eine Ahnung von dem Bilde zu haben, welches früher ihre Erscheinung gegeben, denn alle seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwandte er auf den Negerfürsten und dessen Gattin, unter welcher Bezeichnung der Aufseher ihm Buardo spottweise überliefert hatte. Er brachte sie auf das vordere Verdeck, so daß die frische Luft sie umspielen konnte, gab ihnen wollene Decken, um sich darin einzuhüllen, wenn sie froren, reichte ihnen Medizin, um dem Fieber Einhalt zu thun, und brachte ihnen aus der Kajüte gute, kräftige Nahrung.

Dabei schnaubte und keuchte das Dampfgeschiff gegen die gewaltige Strömung des Riesenflusses, die Ufer zu beiden Seiten wurden höher, das wie Trauerfahnen von den Bäumen herabhängende Moos, welches von der verpesteten Atmosphäre der Sümpfe lebt, verschwand, und die frische, reine Bergluft von Tennessee, Kentucky und Virginien wehte den Kranken neue Lebenskräfte zu und durchströmte ihre Körper mit frischen Kräften. Sie erreichten Pittsburg in Pennsylvanien, wo Newton die Claven mit warmer, reichlicher Kleidung versorgte, denn es war Frost eingetreten, der namentlich Buardo und Semona empfindlich traf. Dennoch that er ihnen wohl und schien ihrem Körper neue Spannkraft zu geben. Ihr Erstaunen war sehr groß, als sie am Morgen nach ihrer Ankunft aus dem gutgeheizten Zimmer traten, welches Newton ihnen angewiesen hatte, und sie alle Bäume, alle Gräser, ja die hohen, steilen Berge, die sich unmittelbar hinter den Häusern der Stadt erhoben, wie mit Zucker von Raufrost bedeckt und das Wasser in den Straßen zu Eis erstarrt sahen. Sie konnten sich nicht satt sehen, und als nun gar die Sonne über den nahen Bergen aufstieg und Alles umher in Brillantenschimmer bligte und funkelte, da glaubten die beiden Afrikaner in einer neuen Welt angelangt zu sein, und der erste Hoffungsstrahl, daß ihrer hier vielleicht ein besseres Geschick harre, als in dem glühenden Süden, an den sie nur mit Schauern zurückdachten, drang in ihre Seele. Schon war ja die Kette von ihnen genommen, sie gingen frei herum, sie wurden wieder wie Menschen behandelt, und die Geist und Körper tödtenden, verwirrenden Fieberschauer hatten sie verlassen. Ihre Freude war groß, als Newton ihnen freundlich mittheilte, daß sie von hier aus die Reise bis nach Baltimore zu Wagen machen würden, wobei es ihnen

immer freistände, zu Fuße zu gehen, oder zu fahren. An einem herrlichen, heitern Tag, wie der Winter in dem schönen Pennsylvanien deren so viele bietet, brachen sie auf, der Himmel spannte sich hell und klar wie ein blaues Atlasgewand von Berg zu Berg, die Sonne blickte freundlich und wärmend in die engen Thäler nieder und die Lust zog wohlthuend und kräftigend den Wanderern entgegen. Die größere Zahl der Sklaven hatte sich schon so weit erholt, daß sie den Weg ganz zu Fuß machen konnten, was sie auch vorzogen, während andere von Zeit zu Zeit den großen Wagen bestiegen, um sich zu ruhen, und nur wenige fortwährend gefahren werden mußten. Herr Newton, mit einem in Pittsburg gemietheten weißen Gehülfsen, folgte bewaffnet dem Zuge zu Pferde und überließ es den Negern, ganz nach ihrer Bequemlichkeit zu gehen. Dabei hielt er häufig mit ihnen in den Wirthshäusern an der Straße an, um ihnen Erfrischungen reichen zu lassen, und sorgte immer für ein gutes, warmes Nachtquartier. Schon nach wenigen Tagen fühlten sich die Sklaven bedeutend wohler und kräftiger, so daß sie weitere Märsche zurücklegen konnten, was sie mit Freuden thaten, und wobei sie heiter und guter Dinge waren. Auch Buardo und Semona athmeten wieder freier, mit ihren Körperkräften kehrte auch wieder Lebenslust in ihre Seele zurück, und das Glück ihres Zusammenseins lebte wieder in ihnen auf. Sie gaben ihre Gefühle zwar nicht, wie ihre Leiden, gefährden, durch Scherz und Lachen kund, die Hoffnung und die Zuversicht für eine bessere Zukunft sprachen aber deutlich aus ihren belebteren Augen und waren auf ihren Zügen, in ihrer ganzen Haltung und in der Snigigkeit zu lesen, mit der sie Hand in Hand oder Arm in Arm dem Zug in einiger Entfernung voranschritten. Fortwährend von dem herrlichsten Wetter begünstigt, erreichten die Reisenden Baltimore, die Stadt der Monumente, und Buardo und Semona bezogen in einem der Nebengebäude von Newton's Wohnung ein freundliches, nettes Zimmer. Mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit wurden sie nun von ihrem neuen Herrn gepflegt, er übertrug ihnen kleine Dienste in seinem Hause, wobei sie sich nicht anzustrengen brauchten, sie erhielten dreimal des Tages reiche, kostbar bereitete Nahrung und durften täglich mehrere Stunden das Haus verlassen, um spazieren zu gehen. Ihre Formen rundeten sich bald, ihre Haut nahm wieder das tiefe, sammetartige Schwarz an und die Frische jugendlicher Lebensfülle kehrte in ihre äußere Erscheinung zurück.

Um diese Zeit ward die Einwohnerschaft von Baltimore durch eine Schreckensscene in große Aufregung versetzt, welcher viele Hundert Zuschauer als Augenzeugen beigewohnt hatten. Ein riesiger Löwe, Monarch genannt, der sich in einer hier zur Schau ausgestellten Menagerie befand, hatte seinem Wärter, einem freien Neger, welcher sich bei dem Herrn der Menagerie vermietet hatte, den Kopf abgebissen. Es war eine Lieblingsvorstellung des Publikums gewesen, daß dieser Wärter dem Löwen seinen Kopf in den Rachen steckte, was dieser sich immer hatte ruhig gefallen lassen; diesmal aber war er des Spiels überdrüssig geworden und hatte den verwegenen Vorstellungen ein Ende gemacht. Der Eigenthümer der Menagerie, der im Begriff stand, sich mit derselben nach Neworleans einzuschiffen, um unter den jetzt dort versammelten reichen Creolen der südlichen Staaten eine glänzende Ernte zu halten, forderte vergebens in allen Zeitungen Baltimore's freie Neger auf, den Dienst des verunglückten Wärters bei dem Löwen zu übernehmen; es meldete sich keiner. Die Zeit drängte den Menagierbesitzer, das Schiff war bereits mit den Thieren beladen und zur Abreise fer-

tig, und der gefürchtete Monarch hatte noch immer keinen Diener. Da entschloß sich der Herr, einen Neger zu kaufen und das Capital auf die Laune des Löwen zu wagen. Er begab sich zu Newton und fragte ihn, ob er zu dem erledigten Dienste einen entsprechenden Neger vorrätig habe.

„Einen solchen besitze ich, Herr,“ antwortete der Sklavenhändler, „und zwar einen so passenden, wie vielleicht kein zweiter in der Welt zu finden wäre. Ich habe einen Negerfürsten, der erst vor Kurzem aus Afrika herübergebracht ist, und der sich von Kindesbeinen an mit Löwen herumgeschlagen hat, ein Bild von einem Manne und ein Hercules, der sich vor dem Teufel selbst nicht fürchtet. Sie sollen ihn sehen; lassen Sie ihn aber nicht merken, daß Sie ihn kaufen wollen; denn er hat seine Geliebte bei sich, und ich glaube, es gäbe ein Unglück, wenn er wüßte, daß man ihn von ihr trennen wollte.“

„So lassen Sie ihn kommen, ich bin neugierig, ihn zu sehen. Schon die Bekanntmachung, daß ein Negerfürst den Löwen bebiene, würde mir viel Zuschauer bringen!“ entgegnete der Menagierbesitzer.

Newton zog die Schelle und beauftragte den eintretenden Diener, Buardo zu ihm zu senden. Bald darauf erschien dieser in dem Zimmer und fragte, was der Herr zu befehlen habe. Newton gab ihm einige kleine Aufträge, die er im Laufe des Tages für ihn ausführen sollte, und hielt ihn dabei im Zimmer zurück, so daß der Kaufliebhaber Zeit hatte, ihn genau zu betrachten. Nachdem Buardo sich wieder entfernt hatte, erklärte der Herr der Menagerie, daß der Neger vollkommen seinem Wunsche entspräche, und fragte nach dem Preise. Newton forderte dreitausend Dollars, was Jenem zu viel war, doch bald einigten sie sich auf zweitausend und fünfshundert Dollars, der Kaufbrief wurde ausgefertigt und unterzeichnet, Newton empfing eine Anweisung für den Betrag und versprach, Buardo gegen Abend mit einem Brief an seinen neuen Herrn an Bord des Schiffes zu senden, auf welchem die Menagerie eingeschifft war. Als die Sonne sich neigte, mußte Buardo zu dem Sklavenhändler in das Zimmer kommen, dieser gab ihm den besagten Brief und beschied ihn genau, an welchem Werke das Schiff läge, an dessen Bord er das Schreiben abzugeben habe.

XVI.

Buardo eilte auf sein Zimmer, nahm seinen Hut, küßte Semona mit dem Versprechen, sobald als möglich zurückzukehren, und ging mit beschleunigten Schritten der Point zu. Dort hatte er bald das Werft erfragt, wo das Schiff mit der Menagerie lag, er erkstie dessen hohen Bord und wurde auf dem Verdeck nach der Kajüte gewiesen. Als er in dieselbe eintrat, sah er den Herrn vor sich, der heute früh bei Herrn Newton gewesen war. Außer demselben befanden sich noch sechs Männer in dem kleinen Raum, und nach Buardo traten deren noch zwei ein, welche die Thür hinter sich verschlossen. Der Herr der Menagerie, dessen Name Riply war, hatte sich erhoben und nahm Buardo das Schreiben ab. Nachdem er es erbrochen und flüchtig hineingeblückt hatte, sagte er:

„Buardo, ich habe Dich von Herrn Newton gekauft; Du bist jetzt mein Eigenthum, und ich hoffe, daß Du mir ebensoviel Ursache zur Zufriedenheit mit Dir geben wirst, wie Du Deinem vorigen Herrn gabst.“

Buardo fuhr es bei diesen Worten eiskalt durch die Glieder, sein Herz setzte wiederholt die Schläge aus, es fauste ihm wie Sturmwind im Gehirn. Er dachte

an Semona, an das geliebte, ewig geliebte Weib, an das Einzige, was ihn an das Leben band — großer Gott! — sollte er von ihr scheiden, ohne sie nochmals zu sehen, ohne sie zu trösten, ohne ihr Lebewohl zu sagen? Das Blut drängte sich ihm nach dem Kopfe zurück, er mußte, er wollte sie noch einmal sehen, und wenn es ihm das Leben kostete. Er blickte um sich, sein Auge flammte, seine Muskeln spannten sich und kaum konnte er die Worte hervorbringen:

„Ich muß aber meine Frau, meine Semona, noch einmal sehen, Herr!“

„Wenn wir von Neworleans zurückkehren, dann wirst Du Gelegenheit dazu finden!“ antwortete Riply, seinen Blick auf die Züge des Negers heftend, und trat einen Schritt zurück.

„Nicht doch, jetzt, noch vor meiner Abreise muß ich, will ich sie sehen, Herr!“ rief Buardo nun, seine krampfhaft gebogenen Arme von sich abspannend, als wolle er die Männer fern von sich halten.

„Du willst? — Hat ein Sklave einen Willen? Du sollst nicht und nun schweige!“ rief Riply und winkte den Männern, die hinter Buardo standen. Dieselben ergriffen dessen Arme und wollten ihm Handschellen anlegen, Buardo aber faßte mit jeder Hand einen der Burschen, schleuderte sie beide an die Erde und flog nach der Thür, um das Weite zu suchen. Diese aber war verschlossen. In demselben Augenblick fühlte er eine Schlinge um den Hals, die sich schnell zuzog und ihn hintenüberriß, alle anwesenden Männer fielen über ihn her, er wurde gebunden, und dann erst nahm man den Strick von seinem Nacken, damit er wieder athmen konnte. Er wurde nun hinaus auf das Verdeck gekleidet, dort mit fünf und zwanzig Peitschenhieben bestraft und dann an einer schweren Kette angegeschlossen. —

Die Dämmerung brach herein, in Semona's Stube wurde es immer düsterer, und immer verlangender lauschte sie aus dem Fenster nach dem Wohngebäude des Herrn Newton, wo die Schelle an der Hausthür ihr die Rückkehr Buardo's verkünden sollte. Buardo kam nicht. Es ward dunkel, und die Gegenstände im Hofe wurden vor Semona's Blick von der Finsterniß verschlungen, immer war der Geliebte noch nicht zurückgekehrt. Das Verlangen in Semona's Herzen ging in bange Sehnsucht über und verwandelte sich bald in Angst, in Furcht. Jetzt hielt es sie nicht länger in dem Zimmer, sie lief hinunter in den Hof nach der Thür des Herrenhauses und zog die Schelle. Der schwarze Diener des Herrn Newton trat heraus und fragte nach der Ursache des Klingelns zu so später Stunde, worauf ihm Semona sagte, daß Buardo noch nicht zu ihr zurückgekehrt sei und daß ihm möglicherweise ein Unglück zugestoßen sein könne.

„Sein Ausbleiben wird wohl Herrn Newton bekannt sein; wir Neger wechseln oftmals schnell unsere Herren!“ antwortete der Diener und wollte die Thür wieder schließen, doch Semona warf sich mit Verzweiflung dazwischen und flehte:

„Bitte, bitte, frage den Herrn, ob er weiß, was aus Buardo geworden!“

„Der Herr ist noch nicht nach Hause gekommen; er hält späte Stunde, wird wohl vor Tage nicht zurückkehren. Geh, lege Dich zur Ruhe und gib Dich zufrieden, wenn Du Deinen Mann so bald nicht wiedersehen solltest!“ antwortete der Diener, schob Semona in den Hof zurück und verschloß die Thür.

„Allmächtiger, habe Barmherzigkeit!“ jammerte die Negerin, indem sie auf die Kniee niederfiel und die gefalteten Hände mit ihrem thränenreichen Blick nach den funkelnden Sternen über sich erhob. „Ach, gib

mir der Verzweiflung nicht preis, nimm mir Buardo nicht, nimm mir lieber das Leben, ich kann nicht ohne ihn zurückbleiben!“

Sie sank, ihr Antlitz in den Händen, in sich zusammen und kauerte sich weinend und schluchzend auf dem Steinpflaster des Hofes nieder, ohne zu wissen, was sie that oder was sie thun wollte. Mehrere Stunden hatte sie jammern und weinend hier gesessen, als plötzlich die Glocke an der andern Hausthür sie aufschreckte und das Fenster über dem Eingang des Wohnhauses sich erhellte. Schnell sprang sie zu der Thür hin und zog abermals die Schelle, worauf die Stimme des Herrn Newton ihr zurief:

„Geh auf Dein Zimmer, Semona, Buardo kommt nicht vor einiger Zeit zurück; ich habe ihn in das Land vermietet.“

Das Fenster über der Thür verdunkelte sich wieder und Alles im Hause war ruhig. Semona preßte beide Hände auf ihr Herz, es zog sich schmerzhaft wie im Krampf zusammen und ein kaltes Frösteln lief ihr durch die Glieder. Sie wandte in ihr Zimmer und sank dort machtlos auf ihr Lager hin.

Am andern Morgen ließ Herr Newton sie zu sich in das Zimmer rufen und sagte zu ihr:

„Stelle Dich nicht so kindisch an, Semona, Du weißt ja doch, daß Ihr Sklaven seid und daß ich Euch nicht unterhalten kann, ohne daß Ihr selbst Etwas verdient. Buardo ist im Lande bei einem Pflanze in Arbeit und wird von Zeit zu Zeit wohl von seinem Herrn Erlaubniß erhalten, Dich zu besuchen, und wenn ich Gelegenheit finde, auch Dich hier in der Stadt an einen guten Herrn zu vermieten, so muß ich es thun, damit ich die Zinsen von dem Capital erhalte, welches ich für Dich bezahlt habe. Sei nun vernünftig und weine nicht mehr, Du machst Dich nur krank und häßlich dadurch.“

Mit diesem Trost sandte Newton die laut jammernde Negerin wieder auf ihr Zimmer zurück.

Einige Tage waren verstrichen, als in der Frühstunde ein Wagen vor das Haus des Sklavenhändlers fuhr und ein Herr, Namens Pendel, sich bei demselben anmelden ließ. Er wurde durch den Diener in das reich decorirte Empfangszimmer geführt und trat dort sogleich vor den großen Wandspiegel, um seine Toilette zu überblicken. Er war ein alter, nach der neuesten Mode gekleideter Herr, mit goldener Brille und seinen gelben Handschuhen. Das schöne blonde Lockenhaar, welches sein Haupt bedeckte, war nicht sein eigenes, es war von dem geschicktesten Friseur der Stadt für Pendel zu einer Perrücke zusammengefügt und strebte mit jugendlich unternehmendem Schwunge über der linken Seite seiner faltigen Stirn empor. Sein mageres Gesicht war sehr sauber von allem Bart befreit, die eingefallenen Wangen waren künstlich durch einen Hauch von Karmin geröthet, und das schwarzleidene Tuch, welches sich zwanglos um seinen hohen schneeweißen Hemdkragen legte, bezeichnete in seinem leichtgeschürzten Knoten und den zur Seite fliegenden Enden mehr den Leichtsinns der Jugend, als die sechszig sehr rasch verlebten Jahre des Herrn Pendel. Diesen zum Hohn jedoch war seine Haltung, so wie jede seiner Bewegungen jugendlich, wenn man auch eine gewisse Steifheit in den Knie- und Fußgelenken nicht verkennen konnte, und die Gewandtheit und Leichtigkeit, womit er das elegante, goldgefrönte Rohr in seiner Rechten schwang, verrieth Lebenslust, ja Uebermuth. Er hatte soeben dem Halstuch eine fliegende Richtung seitwärts über die gelbe seidene Weste gegeben, den Kragen des dunkelbraunen, großschößigen Fracks glatt gezogen und machte, ohne seine Kniee viel zu

beugen, einen Gang durch das Zimmer, indem er halblaut vor sich hinsang: „Du hast die schönsten Augen“, als Herr Newton eintrat und seine Dienste zur Verfügung des reichen Herrn Pendel stellte.

„Womit Sie mir dienen können, fragen Sie, Herr Newton?“ entgegnete Pendel mit einem leichtsinnigen Lächeln. „Das sollten Sie doch wissen, was fehlt uns Garçons wohl am meisten? Ein Mädchen, jung, reizend, lebenswürdig und treu, so lange wir es wünschen! Meine Sultana ist mir untreu geworden, ich kam einigemal zu ungewöhnlicher Stunde nach Hause und hörte männliche Tritte durch das Erdgeschloß nach der Straße fliehen, obgleich die Mullattin frech ablegnete, daß ein Mann im Hause gewesen sei. Fort mit Schaden! Ich habe sie auf eine Zuckerplantage nach Louisiana verkauft, von dort mag sie an mein Haus zurückdenken. Ich bedarf nun einer neuen Haushälterin, bestizen Sie etwas Empfehlenswerthes?“

„Etwas ungewöhnlich Ausgezeichnetes!“ erwiderte Newton, indem er sich verneigte.

„So lassen Sie sehen; ich weiß, Sie haben Geschmack!“ sagte Pendel und schlug sich mit dem Rohr wie in Ungebuld an sein weites Beinkleid.

„Ich bestize die schönste Negerin, die jemals amerikanische Erde betreten hat. Sie ist erst vor Kurzem von Afrika eingeführt, war die Geliebte eines mit ihr herübergebrachten Sklaven, den ich vor einigen Tagen weitweg verkauft habe und um den sie jetzt trauert. Sie geberdet sich wirklich unklug über ihren Verlust, und ich sollte sie eigentlich in diesem Zustande keinem Kaufliebhaber vorführen; sie ist aber in der That so schön, daß sie auch in ihrem Gram gefallen muß.“

„Das finde ich ja reizend, es zeugt von Gefühl; bin wirklich neugierig, eine schwarze Heloise zu sehen. Aber wie verständigt man sich mit ihr, muß man die Sprache aller Völker zu Hülfe nehmen?“

„Doch nicht, sie spricht sehr gut Englisch. Ich will sie rufen lassen. Sie darf aber nicht wissen, daß sie verkauft werden soll, wir wollen in ihrer Gegenwart nur von Vermietthen reden!“ sagte Newton und verließ das Zimmer.

Bald darauf kehrte er zurück und führte Semona an der Hand mit den Worten auf Pendel zu:

„Dies ist der Herr, der eine Haushälterin zu mietthen wünscht, Semona.“

Pendel schien um einige Zoll höher zu werden, als sein Blick auf das schöne Mädchen fiel, er strich sich die Handschuhe glatt und zupfte den Hemdkragen in die Höhe. Semona hatte noch nicht zu ihm aufgeblickt, willenlos und ergeben in ein unvermeidliches gräßliches Geschick war sie dem Sklavenhändler hierher gefolgt und stand da, um Alles über sich ergehen zu lassen.

„Du trauerst, schönes Mädchen, trauerst um den Geliebten und weißt nicht, wie reizend Dir die Melancholie in Deinem prächtigen Auge steht!“ sagte Pendel mit dem Ausdruck einer gewissen Anerkennung seiner eigenen Worte; Semona hörte ihn nicht.

„Laß mich Dich trösten, süßes Kind, ich will Alles für Dich thun, will alle Deine Wünsche befriedigen, die Zeit wird mir zu Hülfe kommen, bald sollst Du den verlorenen Freund vergessen haben!“ fuhr Pendel leidenschaftlicher fort; doch Semona schien ihn wieder nicht gehört zu haben und stierte unverwandt vor sich auf den bunten Teppich nieder, während ihre gefalteten Hände vor ihr herabhingen.

„Die Liebe eines weißen Mannes soll Dich entschädigen, liebe Semona!“ sagte Pendel jetzt mit Zärtlichkeit und legte seine behandschuhten Finger lü-

stern auf den zarten Nacken der Negerin, als diese, wie von einer Ratter gebissen, von ihm zurückfuhr und ihm einen Blick zuwarf, als wolle sie ihn damit durchbohren.

„Du bist ja eine wilde Schöne, aber auch selbst in Deinem Zorn reizend. Ich liebe diese Leidenschaft in Dir und werde sie für mich Dir abzugewinnen suchen. Du sollst leben wie eine Fürstin!“ fuhr Pendel abermals fort, als Semona ihre kleinen Hände gegen ihr Herz drückte und ein schwerer Athemzug ihre Rippen erbeben ließ.

„Du kannst auf Dein Zimmer zurückgehen, Semona!“ nahm jetzt der Sklavenhändler das Wort und winkte mit der Hand nach der Thür.

„Die Negerin ist mein,“ sagte Pendel rasch, als sie das Zimmer verlassen hatte, „wieviel habe ich Ihnen für sie zu zahlen?“

„Viertausend Dollars!“ antwortete der Sklavenhändler mit Ruhe und hielt seinen Blick auf Pendel's Antlitz gefestigt, als wolle er den Eindruck erforschen, den die Forderung auf den alten Herrn machen würde.

„Habe ich Sie recht verstanden — sagten Sie viertausend Dollars? Das wäre ja enorm!“ versetzte Pendel und fiel, wie ermüdet vom langen Stehen, in einen großen rothsammetnen Lehnstuhl.

„Viertausend Dollars ist der Preis für diese seltene Schönheit, und ich nenne ihn niedrig; denn sende ich sie nach Neworleans zu den französischen Creolen, so bekomme ich mit Leichtigkeit sechstausend Dollars für sie. Ich habe sie nur hierbehalten, weil ich meinen befreundeten Kunden es schuldig zu sein glaube, ihnen die erste Gelegenheit zum Kauf zu geben. Auf heute Nachmittag haben sich mehrere derselben bei mir ansagen lassen, um die schöne Afrikanerin in Augenschein zu nehmen!“ versetzte der Händler und erkannte die Ungebuld, die sich bei diesen Worten auf den Zügen des alten Herrn malte.

„Niemand wird sie sehen, sie ist mein Eigenthum, ich behalte sie zu Ihrem Preise. Bringen Sie Semona nebst dem Kaufbrief gefälligst selbst nach meinem Hause und empfangen Sie das Geld; ich werde Sie dort erwarten!“ fiel Pendel rasch ein, reichte Newton die Hand mit den Worten: „Der Handel ist abgemacht!“ und begab sich nun in augenscheinlich großer Aufregung nach seinem Wagen, der vor dem Hause hielt.

Es war kurz vor zwölf Uhr, als der Sklavenhändler mit Semona in einer geschlossenen Kutsche nach dem vornehmsten Theile der Stadt fuhr und dort vor einem prächtigen, aus rothem Backstein aufgeführten Hause, dessen Fenster- und Thürrahmen, künstlich verziert, aus schneeweißem Marmor bestanden, den Kutscher anhalten ließ. Aus dem Eingang unter der hohen Marmortreppe vor dem Gebäude sahen mehrere Negerinnen neugierig hervor, als Newton und die Afrikanerin den Wagen verließen. Der Händler erstieg mit der Sklavin die Treppe, die Thür öffnete sich und Pendel selbst erschien in dem Eingang, jetzt mit einem schneeweißen, wehenden leinenen Hausrock angethan.

„Willkommen, Herr Newton, und zweimal willkommen, schönes Mädchen!“ sagte er, indem er Beide einließ und die Thür wieder schloß. Er führte sie in den prächtigen Empfangssaal, wies dem Sklavenhändler einen Platz im Sopha an und wandte sich dann mit milder, zutraulicher Stimme an die Negerin und sagte:

„Setze Dich, Semona, nimm diesen Stuhl; Deine Lebenswürdigkeit verbannt in meinem Hause ein jedes Vorurtheil, welches auf Deiner schwarzen Hautfarbe liegen mag.“

Dabei schob er den Stuhl dicht an Semona heran und nöthigte sie, darin Platz zu nehmen.

„Haben Sie mir das Papier mitgebracht, Herr Newton?“ fragte er nun den Händler, empfang den Kaufbrief aus dessen Hand und schrieb dann an seinen Secretair eine Anweisung auf die Bank von Baltimore über viertausend Dollars, die er Newton einhändigte. Dieser ertheilte Pendel Quittung darüber, wünschte ihm Glück zu dem gemachten Geschäfte, gebot Semona, gehorsam gegen ihren Herrn zu sein und ihm zu Gefallen zu leben, und verabschiedete sich dann bei diesem mit der Bitte um seine fernere Gewogenheit.

„Nun komm, liebe Semona, ich will Dir Dein Zimmer zeigen und hoffe, daß es Dir gefallen wird!“ sagte Pendel, als er in den Saal zurückkehrte, und ergriff die Hand der Negerin, um sie zu führen; Semona aber zog sie zurück und folgte ihm schweigend.

„Sieh, schönes Mädchen, betrachte Alles hier als Dein Eigenthum,“ sagte Pendel, als er mit ihr in das hübsch möblirte Zimmer eintrat, „wünschst Du etwa Aenderungen gemacht zu haben, so hast Du es nur zu sagen, ich werde Dir Alles zu Gefallen thun und hoffe dagegen, bald einen freundlichen Blick von Dir zu erhalten. Ich habe bereits dafür gesorgt, daß Du mit



„So gebe denn der Himmel den Segen —“ murmelte der Geistliche bewegt. (S. 266.)

anständiger Kleidung versehen wirst. Zu thun hast Du vor der Hand Nichts, später sollst Du nur mein Hauswesen und meine Sclavinnen überwachen, die Deinen Befehlen gehorchen sollen. Deine Liebe ist Alles, wonach ich strebe, und ich hoffe sie mir zu erwerben.“ Bei diesen Worten klopfte Pendel der Negerin zutraulich auf die Schultern und verließ das Zimmer, indem er noch in der Thür einen Seitenblick auf die schöne Gestalt warf, die ohne Willen, ohne Gedanken in der Mitte der Stube stand und vor sich auf den Fußboden blickte. Kaum aber hatte sich die Thür hinter ihrem neuen Herrn geschlossen, als Semona auf ihre

Kniee niedersank, ihren Blick nach oben richtete, ihre gefalteten Hände zitternd und krampfhaft erhob und halblaut hervorstammelte:

„Hilf Du mir, Allmächtiger, rette Du mich vor Verderben und gieb mir meinen Buardo wieder!“

Bald aber senkte sie ihr liebliches Antlitz in ihre Hände und begann bitterlich zu weinen.

(Fortsetzung in Hef. 10.)



„Hörst du mich und mache mich zu Deinem Sklaven!“ (S. 290.)

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben

von
F. Strußberg (Armand).

(Fortsetzung.)

Pendel kehrte im Laufe des Tages häufig zu Semona zurück, er führte seine andern Slavininnen einzeln in ihr Zimmer, gebot denselben in ihrer Gegenwart, ihrem Befehl unbedingt Folge zu leisten, er ließ Semona in seinem Beisein die schönsten Stoffe für ihre Kleider wählen, er brachte ihr Armspangen und Halschmuck zum Geschenk und war glücklich, als er ihr beim Abschied die Hand drücken durfte.

Mehrere Tage verstrichen, Pendel's Aufmerksamkeit gegen die Negerin nahm mit jeder Stunde zu, und für seine Besuche bei ihr fand er immer häufiger eine Veranlassung. Sie war jetzt in Seide gekleidet und mit goldenem Schmuck geziert, und die Blicke ihres Herrn besteteten sich immer glühender auf die seltene Schönheit ihrer reizenden Formen. Er verwandte die größte Sorgfalt auf seine eigne Toilette und ließ keinen Kunstgriff unbenutzt, jugendlich in seinem Aeußern und warm und liebevoll in seinen Worten vor Semona zu erscheinen. Doch die Negerin war blind gegen seine Toilettenkünste und taub gegen seine liebevollen Worte, mit Beben und Widerwillen sah sie ihn kommen und mit einem stillen Dank zum Himmel sah sie ihn gehen; die Wände, die sie umgaben, wollten sie erdrücken, mit unüberwindlichem Drange verlangte sie fort von hier, ja sie dachte mit Sehnsucht an die Zuckerplantage zurück, wo sie, in Lumpen gekleidet, elend und verhungert, in der Nähe des einzig Geliebten sein und dessen Leid durch ihre Liebe erleichtern durfte.

Eines Abends hatte Semona schon mehrere Stunden mit ihrer Näharbeit bei der Lampe gesessen, als die Thür sich aufthat und Pendel sie mit bewegter Stimme ersuchte, in sein Zimmer zu kommen. Sie folgte dem Befehl und sollte dort im Sopha neben ihm Platz nehmen. Sie zögerte und weigerte sich endlich, seinem Gesuch Folge zu leisten, bis er es ihr, wenn auch in mildem Tone, befahl.

„Noch immer, Semona, hast Du Dein kaltes Benehmen gegen mich nicht geändert, obgleich ich Alles aufgeboten habe, um mir Deine Zuneigung zu erwerben. Ich liebe Dich, süßes Mädchen, und verlange nach Deiner Gegenliebe!“ sagte Pendel, indem er sich näher zu der Negerin setzte und ihre Hand ergriff.

„Meine Liebe gehört meinem Gatten, Herr, und sie wird ewig sein alleiniges Eigenthum bleiben,“ entgegnete Semona mit einer Bestimmtheit, die Pendel nie früher an ihr bemerkt hatte.

„Du weißt wohl, Semona, daß es in diesem Lande für Farbige keine Ehe giebt, außerdem ist Dein Mann, wie Du ihn nennst, nach dem Süden verkauft, und Du wirst ihn nie im Leben wiedersehen.“

„Vor Gott aber, Herr, giebt es einen Herzensbund, und ein solcher ist der unsrige. Sollte ich meinen Buardo auch niemals wiedersehen, so kann mich doch Nichts in der Welt ihm treulos machen!“

„Semona, theure Semona, ich habe alle Schonung gegen Dich gebraucht, ich wollte mir Deine Liebe erwerben, nicht erzwingen, ich habe Dich in dem Glauben gelassen, ich hätte Dich nur gemiethet, ich habe Dich aber gekauft, Du bist mein unumschränktes Eigenthum, und was ich von Dir erbitte, kann ich von Dir als mein Recht verlangen.“

„Thue das nicht, Herr, denn ich müßte Dir den Gehorsam verweigern. Meine Seele hast Du nicht mitgekauft.“

„Semona, zwinge mich nicht, von meinem Recht Gebrauch zu machen; sieh, reizendes Mädchen, Dein Herr, ein weißer Mann, vergeht in Liebe zu Dir, erhöre mich und mache mich zu Deinem Slaven!“ rief Pendel jetzt, von Leidenschaft überwältigt, und schlang seinen Arm um Semona's Nacken, um sie zu fassen.

„Laß mich, Herr!“ rief diese mit Entsetzen und warf Pendel gewaltig von sich, daß er sich an dem Sopha festhalten mußte, um nicht zu fallen.

„Negerin!“ schrie er, in Wuth sich aufrichtend, „Du bist mein Eigenthum!“

„So nimm Dich in Acht, Herr, daß Du es nicht zerstörst, denn nur nach meinem Tode kannst Du über mich verfügen!“ entgegnete Semona, sich stolz erhebend, und schritt nach der Thür, um das Zimmer zu verlassen, Pendel aber warf sich ihr in den Weg, erfaßte ihre Hand und sagte mit flehender Stimme:

„Semona, süße Semona, ich liebe Dich bis zur Verzweiflung, fordere mein Vermögen von mir, es soll Dir gehören, gieb mir nur Deine Liebe!“

„Fordere meine Achtung, Herr, und handle danach, meine Liebe gehört meinem Buardo, die kann ich Dir nicht geben.“

„So laß mich hoffen, Semona, angebetetes Weib, weise meine Liebe wenigstens nicht zurück, laß mich glauben, daß die Zeit mir Dein Herz zuwenden wird!“ rief Pendel und neigte seinen Mund auf die Hand der Negerin, doch diese entzog sie seinem Kusse, schob ihn zur Seite und eilte aus der Thür ihrem Zimmer zu.

XVII.

Es war eine wilde, stürmische Nacht, die Wolken jagten wie riesige, graue Nebelgestalten am dunklen Himmel hin, der Wind kam vom Ocean hergezogen und trieb heulend die dort zu Gebirgen aufgethürmten Bogen vor sich her der Küste Amerika's zu, so daß sie sich donnernd und brausend in tobender Brandung an deren Felsen brachen. Tiefe Finsterniß lag auf dem Meere, nur die weißen Schaumkronen der dahinjagenden Wasserberge glänzten durch die Nacht und stürzten sich, im Sturm versprühend, in die schwarzen, gähnen den Abgründe, die sich zwischen den Bogen aufthaten. Unter schmaletem Sturmsegel kämpfte jetzt ein Schiff gegen die zornigen Elemente und strebte von der Küste Carolina's ab, nach welcher es der Wind und die Wellen hintrieben. Mit dem Fernglas vor dem Auge, stand der Capitain an den hintern Mast gelehnt und spähte landwärts, um das Licht von Cap Hatteras zu finden. Wie Kanonendonner schlugen die Wellen gegen die Wände des Fahrzeugs, der Wind pfliff und rasselte in dem Tauerwerk, und das Geheul und Gebrüll wilder Thiere vereinigte sich mit den Schreckenslauten des Meeres zu schauerlichen Sturm-Accorden. Das Schiff trug auf seinem Verdeck und in seinen untern Räumen die Menagerie des Herrn Riply. Der eiserne Käfig des Löwen stand an dem Hauptmast und war mit getheerter Leinwand überdeckt, um die fliegenden Schaummassen, welche von dem Bugpriet her über das Verdeck sprühten, von dem Königsthier abzuhalten. Der Löwe schien die Gefahr, die ihn umgab, zu erkennen, er ergriff mit seinen Riesentagen die eisernen Stangen seines Gefängnisses, schüttelte den Käfig, daß er in seinen Fugen krachte, und stieß sein betäubendes Wuthgebrüll aus, welches von den Tigern, Leoparden und Bären heulend beantwortet wurde. Buardo, der

seit seiner Einschiffung den Löwen gewartet und gepflegt hatte, stand an dessen Käfig gelehnt und blickte in die wilde Nacht hinaus, die wie ein Echo des Sturmes widerhallte, der in seiner Brust tobte. Nur dann und wann, wenn der Löwe seinen Behälter zu heftig schüttelte, schlug Buardo mit dem stählernen Stab, den er in der Hand hielt, gegen die Eisenstangen und gebot mit drohender Stimme dem König der Wüste Ruhe. Dabei hob sich das Schiff, in seinen Wänden knarrend, auf die Gipfel der heranrollenden schwarzen Wogen und jagte Schwanend unter dem Stöhnen und Wehzen seiner Masten in die finstern Wasserchlünde hinab, als wolle es sich unter der nächsten Welle begraben, während An Zeit zu Zeit eine See an seinen Wänden aufstieg und sich über das Verdeck stürzte. Es blieb aber von der gefährvollen Küste fern, das Leuchthaus von Cap Hatteras deutete ihm die Sicherheit seines Weges nach Süden an, und der anbrechende Tag zeigte ihm im Osten die aus dem Meere emporragenden schwarzen Felsen, vor deren Nähe es sich zu bewahren hatte.

Der Sturm ließ nach, das Gewölk theilte sich, und zwischen den eilenden Wolken sah das Blau des Himmels hervor. Auch die See wurde ruhiger, die Wogen dehnten sich weiter aus, und die Bewegungen des Schiffes nahmen an Festigkeit ab. Der Herr der Meenagerie ließ die Leinwand von den Käfigen nehmen, damit die Sonne die Thiere berühren und wärmen könne. Die Stunde kam, in welcher sie gewohnt waren, Nahrung zu erhalten, und sie verkündeten ihr Verlangen danach durch ungeduldisches Hin- und Herbewegen, durch Schütteln der Eisenstangen und durch wiederholtes Stohgeheul. Es wurde ein Fleischvorrath auf das Verdeck gebracht, welchen die Diener Riply's unter die Hungerigen vertheilten, der Löwe aber wurde von Buardo gefüttert. Dieser reichte ihm die Nahrung nach und nach in kleinen Stücken, sprach mit ihm während der Zeit und streckte seinen Arm durch das Eisengitter, um ihm die lockige Mähne zu streichen und zu klopfen. Riply saß dem Käfig gegenüber und beobachtete Buardo, wie derselbe den Löwen fütterte, und rief ihm wiederholt zu, keine Besorgniß zu zeigen, das Thier sei ja vollkommen zahm. Er ließ demselben heute doppelte Portion reichen. Nachdem der Löwe gesättigt war und, auf den Boden des Käfigs hingestreckt, sich die blutigen Taten leckte, sagte Riply zu Buardo: „Es wird Zeit, daß Du nähere Bekanntschaft mit Monarch machst, denn wenn wir nach Neworleans kommen, mußt Du so weit mit ihm sein, daß Du Deinen Kopf ohne Zagen in seinen Rachen stecken kannst; es ist die Lieblingsvorstellung des Publikums, und nur zu diesem Zweck habe ich Dich theuer gekauft. Geh jetzt einmal zu dem Löwen hinein, er ist satt und wird dir nichts thun. Er kennt Dich ja auch schon.“

Buardo zog die Brauen finster zusammen, sein Geist sträubte sich gegen die Unmenschlichkeit, mit der sein Leben auf's Spiel gesetzt werden sollte, er warf dem Herrn einen grimmigen Blick zu und sagte zu ihm:

„Willst Du mir kein Messer geben, damit ich im Nothfall das Capital gegen den Löwen vertheidigen kann, welches Du in mir angelegt hast, Herr?“

„In solchem Falle würden zwei Capitale auf dem Spiele stehen, und das größte steckt in dem Löwen; er ist mehr werth, als Du. Du mußt ohne Messer hineingehen,“ entgegnete Riply, schlug das Bein über sein Knie und lehnte sich zurück auf seinen Arm, indem er die Cigarre zwischen seine Lippen schob. „Du hast ja den eisernen Stock, den fürchtet der Löwe mehr, als ein Messer!“ setzte er noch hinzu und winkte Buardo, seinem Befehl Folge zu leisten.

Mit verbissener Wuth trat dieser nun zu der Thür

des Käfigs, die in den kleinen Raum hinter der eigentlichen Wohnung des Löwen führte, und aus welchem eine zweite Thür sich in diese öffnete. Monarch erkannte den Ton des knarrenden Schlosses und der eisernen Kiegel und wandte seinen aufmerksamen Blick nach dem Eingang seines Behälters, der seit jenem Tage, an welchem er das warme Blut seines Wärters getrunken hatte, nicht wieder geöffnet worden war. Der Kiegel knarrte abermals, die Thür ging auf, und Buardo stand neben dem Löwen hinter dem Eisengitter. Monarch sprang auf seine Vordertagen, stieß ein kurzes, zorniges Gebrüll aus und zeigte dem verwegenen Gast sein furchtbares Gebiß. Buardo aber schlug den Löwen mit der Eisenstange über den Kopf, daß er taumelnd zurückfuhr und mit einem dumpfen Gebrüll seinen Rachen noch weiter öffnete.

„Nieder mit Dir, Monarch!“ schrie Buardo mit wüthender Stimme, heftete seinen Blick durchbohrend auf die funkelnden Augen des Riesenthiers und zuckte abermals den Eisentab über sich.

Der Löwe sank knurrend vor ihm nieder und erkannte seine Herrschaft an.

„Bravo, Buardo! Bei Gott, Du bist ein ganzer Kerl, ich hätte Tausend gegen Eins gewettet, daß Monarch Felsen aus Dir machen würde. Jetzt bist Du sein Meister — schnell, nun reiße ihm den Rachen auf und stecke Deinen Kopf hinein! Laß ihn aufstehen!“ schrie Riply froh über den gelungenen Versuch, und erhob sich, gespannt auf den weitem Erfolg, den sein Slave über den Löwen erringen sollte.

„Es ist verruchte Verwegenheit, Herr, was Du mir zu thun befehlst!“ entgegnete Buardo zögernd, mit einem Blick auf die glühenden Augen des riesigen Thiers.

„Besinne Dich nicht lange, Bursche, ich habe Dich nur zu dieser Vorstellung gekauft, und gehst Du dabei verloren, so habe ich und Niemand anders den Verlust zu tragen. Rasch, denn bei Gott, Du kommst nicht eher wieder aus dem Käfig, als bis Du es vollbracht hast!“

„So nimm den Mord an mir auf Deine Seele!“ sagte Buardo zu Riply und wandte sich nach dem Löwen hin.

„Mord an einem Neger!“ rief Riply laut auf-lachend, „vornwärts, Bursche!“

„Auf, Monarch!“ schrie jetzt Buardo mit der Stimme verzweifelter Entschlossenheit, indem er die Eisenstange zuckte und den Fuß dröhnend auf den Boden stampfte.

Mit dumpfem Gebrüll folgte Monarch dem Befehl des Wärters, zeigte ihm wieder die Zähne und schlug seine Flanken mit dem mächtigen Schweif. Rasch erfaßte Buardo mit beiden Händen das Gebiß des ungeheuren Thieres, riß es mit Riesenkraft auseinander und steckte seinen Kopf einen Augenblick in den Löwen-rachen hinein. Dann schmeichelte und liebte er das Königsthier, rief einem der Diener Riply's zu, ihm ein Stück Fleisch zu reichen, und gab dasselbe an Monarch als Belohnung.

„Jetzt hast Du gewonnenes Spiel, Buardo,“ sagte dessen Herr zu ihm, als er aus dem Käfig hervortrat, „Du mußt nun täglich und oftmals üben, damit während der Vorstellungen in Neworleans keine Störungen eintreten.“

Nach wenigen Wochen berichteten die Zeitungen in allen Theilen der vereinigten Staaten des merkwürdigen vollendeten Zählung und Abrichtung des Löwen Monarch durch den Mohrenkönig, der ihn bediente, und rühmten die glänzenden Vorstellungen, welche Herr Riply dem Publikum in Neworleans gab. —

In dem Leben Semona's war während dieser Zeit keine Aenderung eingetreten, denn der größere Glanz,

womit sie Pendel nach und nach umgeben hatte, übte weder Einfluß auf ihr Gemüth, noch auf ihre Handlungsweise aus. Still und einsam verbrachte sie mit Handarbeit die Tage in ihrem Gemach, oder in dem jetzt öden Garten hinter dem Hause, denn dieses zu verlassen, hatte ihr Herr ihr aufs Strengste untersagt. Die Leidenschaft Pendel's für die schöne Negerin hatte sich zu einer solchen Höhe gesteigert, daß sein Gefühl fortwährend zwischen Wuth und Zerknirschung und verzehrender, glühender Liebe schwankte. Bald drohte er ihr, sein Recht geltend zu machen, oder sie nach dem Süden auf eine Plantage zu verkaufen, bald bat und flehte er um Gegenliebe und beschwor sie auf seinen Knien um Erhörung. Reichthum und Pracht stellte er zu ihrer Verfügung, er bot ihr ihre Freiheit an und war bereit, mit ihr nach dem Norden zu ziehen, wo sie gleiche Rechte mit den Weißen habe; Semona gab seinen Bitten, seinen Versprechungen kein Gehör und wies seine Drohungen verächtlich zurück. Er bewachte sie mit einer rastlosen Eiferlust, sie durfte sich nie an einem Fenster sehen lassen, welches auf die Straße zeigte, und seinen übrigen Sklavinnen hatte er bei schwerster Strafe verboten, einen Mann, schwarz oder weiß, während seiner Abwesenheit in das Haus einzulassen. Dagegen zwang er Semona oftmals, mit ihm in einem verschlossenen Wagen auszufahren, oder er ging Abends in der Dunkelheit mit ihr spazieren, wobei sie seinen Arm nehmen mußte.

So verstrich der Winter, der wolkenlose, heitere Himmel stellte sich wieder beständiger ein, die bewaldeten Ufer der schönen Chesapeake-Bay bedeckten sich mit frischem, saftigem Grün, und Blumen und Blüthen verkündeten den Frühling. Auch der Garten Pendel's wurde neu geschmückt, die Bäume und Büsche trieben ihre zarten Blätter hervor, und Pendel ließ die prächtigsten Blumenbeete anlegen und Lauben mit Schlingengewächsen bepflanzen. Er ließ die Grasplätze neu belegen, die Wege säubern und mit Sand bestreuen und im Schatten der Bäume Ruheplätze anbringen. Hierher mußte ihn Semona oft begleiten, sie mußte ihm hier den Kaffee oder den Thee reichen, und bei jeder solchen Gelegenheit bestürmte er sie mit seiner Liebe. Die Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche verließ ihn nicht, die Zeit war sein Trost, sie sollte das Bild des Geliebten aus Semona's Seele verdrängen, und er wollte den Platz desselben durch seine rastlosen Bemühungen, durch Aufmerksamkeit, durch reiche Geschenke für sich gewinnen. Während dieser Zeit melbete die Blätter, daß Riply von Neworleans auf seiner Rückreise durch den Westen nach dem Norden begriffen sei und im Sommer wieder in Baltimore mit seiner Menagerie eintreffen werde. Mit Verlangen sah man der Ankunft des helden Monarch entgegen, in der Hoffnung, ein zweites so herrliches Trauerspiel mit ansehen zu können, wie im vergangenen Winter, zumal da jetzt der Kopf eines Mohrenkönigs auf dem Spiele stand.

Endlich verkündeten die riesengroßen Anschlagzettel, daß das gefeierte Königsthier in Baltimore angelangt sei, und Alles strömte herzu, um der Lieblingsvorstellung beizuwohnen und den ersehnten Moment nicht zu verpassen, wenn Monarch dem Mohrenkönig den Kopf vom Rumpfe trennen würde. Die Erscheinung Buardo's aber nahm bald ebensoviel Interesse für sich unter dem Publikum in Anspruch, als man dem Löwen zollte, und namentlich gewann er viel Sympathie unter dem schönen Geschlecht. Er erschien bei seinen Vorstellungen mit dem Löwen in seinem Nationalcostüm: ein rothleibener, reich mit Gold gestickter Shawl war um seine Hüfte geschlungen, und blitzender Schmuck funkelte an seinem schwarzen Nacken und an seinen

herkulischen Armen. Dreimal des Tages wagte er den Kampf mit dem Wüstenkönig, und immer war das Haus zum Erdrücken mit Zuschauern gefüllt. Die Plätze derselben erhoben sich als Amphitheater in einem ersten, zweiten und dritten Range, von welchen der letzte für die farbige Bevölkerung Baltimore's bestimmt war. Es gehörte zum guten Ton, den Löwen und den Mohrenkönig gesehen zu haben, und zwar in allen Kreisen der Gesellschaft, von den Reichen und Großen der Stadt bis zu den Sklaven hinab.

Pendel, der früher bei allen solchen Gelegenheiten, wo er sich öffentlich in gewählter Toilette zeigen konnte, eine nie fehlende Persönlichkeit war, hatte sich während der ersten Wochen der Vorstellungen nicht in der Menagerie sehen lassen. Die Zeitungsartikel, die täglich darüber erschienen, mahnten ihn aber immer mehr an seine frühere Gewohnheit, und er beschloß eines Morgens, heute der Abendvorstellung beizuwohnen. Dabei kam ihm der Gedanke, daß er Semona eine Freude dadurch bereiten könne, wenn er ihr Gelegenheit gäbe, das Schauspiel mitanzusehen, und er entschloß sich, sie mit sich zu nehmen, da er sie von seinem Plage aus in dem erhöhten dritten Range ja fortwährend im Auge behalten könne. Er theilte sein Vorhaben der Negerin mit und ersuchte sie, sich für den Abend einfach zu kleiden und sich dann auch mit einem Schleier zu versehen. Die Dunkelheit brach herein und Pendel trat mit Semona den Weg nach der Menagerie zu Fuße an, um beim Aussteigen aus dem Wagen nicht mit der Negerin gesehen zu werden. Als sie sich dem Ziel ihrer Wanderung näherten, verkündete ihnen die stürmische Sanitscharenmusik, daß die Vorstellung bereits begonnen habe. Pendel, so sauer es ihm auch wurde, verdoppelte seine Schritte und, an der Kasse angelangt, löste er schnell die Eintrittskarten für sich und für Semona und zeigte dieser den Eingang zum dritten Range mit der Weisung, sich zu beilen, damit sie nicht zu spät käme.

Semona war mit Widerwillen hierhergekommen, doch jetzt hörte sie die dröhnende Stimme des Löwen, und ein Bild aus der seligsten Zeit ihres Lebens schloß glühend und lebendig vor ihrem Geiste empor. Sie trat in den Eingang des blendend hell erleuchteten Hauses, sprang schnell die wenigen Stufen der Treppe hinan, erreichte die vordere Bank an der Brüstung des dritten Ranges und sandte ihren Blick über die weißen Zuschauer vor sich nach dem großen, geräumigen, hell beleuchteten Käfig, aus welchem der König der Wüste seine Stimme erschallen ließ. Es war der Augenblick, in welchem Buardo dem Löwen den Rachen öffnete, um seinen Kopf in ihn zu vergraben. Die Widerständigkeit des Thieres nöthigte Buardo zu größerer Kraftanstrengung, wobei der Zufall es wollte, daß er dem Publikum den Rücken zuehrte.

Semona's Blick hing wie erstarrt an dem fremden Manne in Gold, Seide und blitzendem Geschmeide, der sie an ihr Vaterland, an Afrika — ja — der sie an ihr Glück, an ihre Liebe, an ihr Alles in Allem, an ihren Buardo erinnerte. Jetzt hatte der schöne Mann den Rachen des Löwen geöffnet, einen Moment wandte er seine funkelnden Augen dem Publikum zu, Semona blickte hinein und „Buardo, mein Buardo!“ tönte ihre Stimme mit einem Schrei höchster Seligkeit und höchsten Entsetzens durch das Haus.

Als aber die geliebte, angebetete Stimme das Ohr des Negerfürsten erreichte, war sein Kopf schon von dem furchtbaren Gebiß und dem glühenden Athem des Löwen umgeben, und die rasche, krampfartige Bewegung Buardo's, sich dem Rachen wieder zu entziehen, veranlaßte Monarch, denselben zu schließen und den Kopf des verwegenen Mannes festzuhalten.

Ein lautes donnerndes Hurrah der Zuschauer machte das Haus erbeben, und der wilde Aufruhr steigerte sich zur Raserei, als Semona wie ein schwarzer Rettungengel in fliegendem Sprunge über die Bänke der Weißen hinschoß, vor dem Käfig einem der weißen Diener Riply's ein langes spitzes Messer aus dem Gürtel riß und es zwischen den Eisenstangen hindurch dem Löwen tief in das Auge stieß.

Mit einem Donnergebrüll ließ das Thier in seinem Schmerz seine Beute fahren, warf beide Thiere nach dem Arm Semona's und erfaßte, da dieser seinem Griff entwich, die Eisenstangen des Käfigs und schüttelte ihn, als wolle er ihn in Stücke zerbrechen.

Nur einige Augenblicke, Buardo stürzte hinter dem Käfig hervor und Semona sank zitternd und freudbebend an seine Brust.

Wie ein Sturm rasten die Verwünschungen und Flüche gegen die Negerin, die das ersehnte Trauerspiel unterbrochen hatte, durch das Haus, und: „Down with the niggers!“ (nieder mit den Negern) schrie es aus den Reihen der weißen Zuschauer, während das Blut, welches den Kopf des Löwen färbte, deren Wuth mit jedem Augenblicke steigerte.

Riply und seine Diener rissen Buardo von Semona weg und stießen diese unbarmherzig nach der Thür. Hier stand Pendel; mit vor Zorn und Wuth zitternden Rippen übergab er sie einem Constabel und ersuchte ihn, die Negerin dem Clavenhändler Newton zu überliefern, welchem er seine weitere Verfügung über sie zuwenden werde.

Die Zeitungen berichteten am folgenden Morgen den tragischen Vorfall in der Menagerie und verkündeten zugleich zum großen Leidwesen des Publikums den Tod des gefeierten Löwen Monarch.

Noch am selbigen Tage ging Buardo für zweitausend Dollars in den Besitz eines Clavenhändlers aus Virginien über, der sofort mit ihm dorthin abreiste.

XVIII.

Herr Newton war sehr überrascht, als er am Abend der Vorstellung nach Hause kam und Semona dort vorfand. Ein Brief des Herrn Pendel, den er frühzeitig am folgenden Morgen erhielt, gab ihm Aufklärung über die Ursache des Erscheinens der Afrikanerin in seinem Hause, und beauftragte ihn, dieselbe für Rechnung des Herrn Pendel bestmöglichst und baldigst zu verkaufen und zwar weit von hier, damit der Zufall sie ihm niemals wieder vor die Augen bringen möge. Vor Tisch begab sich Newton, wie gewöhnlich, nach der Börse, um den laufenden Geschäften dort nachzugehen, namentlich aber, um sich nach einer Gelegenheit zum Verkauf Semona's umzusehen, da ihn Pendel so sehr um dessen Beschleunigung gebeten hatte. Nach wiederholter vergeblicher Anfrage bei verschiedenen Capitalisten, welche Plantagen im Süden besaßen, wurde ihm mitgetheilt, daß der Capitain eines Wallfischfahrs eine Negerin zu kaufen suche, der mit seinem Schiffe habe in Norfolk einlaufen müssen, weil dasselbe auf der Fahrt von Newyork bedeutende Beschädigung erlitten. Er lasse das Fahrzeug in Norfolk ausbessern und wäre mit dem Dampfschiff hierhergekommen, um noch verschiedene Gegenstände für seinen Schiffsbedarf einzukaufen, sowie zugleich sich umzu-
thun, ob er eine ihm zusagende Negerin erstehen könne, die er für den Dienst in seiner Kajüte zu besitzen wünschte.

Newton erfragte den Aufenthaltsort des Capitains, dessen Name Baker war, und fuhr dann sogleich nach dem ihm bezeichneten Gasthaus an der Point, wo er denselben auch antraf.

Capitain Baker war ein alter, wettergebräunter, gutmüthiger Seemann, dessen Familie in Newyork wohnte, und der schon seit vielen Jahren die Südsee befahren und von dort manche reiche Ladung mit Iran, Fischbein und Walroßzähnen geholt hatte. Der Antrag Newton's, ihn mit einer ausgezeichneten Negerin zu versehen, war ihm sehr willkommen, und er versprach ihm, im Laufe des Tages in seinem Hause vorzusprechen, um die Clavin in Augenschein zu nehmen.

Gegen Abend stellte sich der Capitain auch bei dem Clavenhändler ein, Semona wurde ihm vorgeführt und der Handel zu tausend Dollars abgeschlossen. Am folgenden Morgen lieferte Newton die Negerin an Bord des Dampfschiffs, welches zur Fahrt nach Norfolk bereit lag, an Capitain Baker ab, und eine Stunde später schnaubte das Fahrzeug mit diesem und der Clavin der offenen Chesapeake-Bay zu.

Semona saß zusammengekauert an der Spitze des Schiffs zwischen dem dort aufgerollt liegenden Tauwerk, in ein Gewand von grobem weißen Baumwollengewebe gekleidet, arm, verlassen und allein, mit dem schmerzlichen Glück im Herzen, welches das kurze Wiedersehen des Geliebten darin zurückgelassen hatte. Sie hielt ihren thränenschweren Blick auf die über die Stadt hoch emporragenden rothen Schrotthürme, auf die dort zum Himmel aufstrebende weißmarmorne Washingtonsäule geheftet, so lange sie das Auge noch erfassen konnte; denn dort, in deren Nähe weilte ja Buardo, der Geliebte ihres Herzens, das einzige Band, welches sie noch an ein Leben voller Leiden, voller Schrecken fesselte. Bald aber war das letzte Zeichen von Baltimore vor ihren sehnüchtigen Blicken verschwunden, und die schönen grünen Ufer der Bay stiegen zu beiden Seiten des dahinbrausenden Dampfes über den kristallinen, schaukelnden Wogen empor. — Semona hatte kein Auge, kein Herz für alle die prächtigen Bilder, die eilig und in stetem Wechsel an ihr vorüberzogen, es stand nur ein Bild lebendig und herzlich vor ihrer traurigen Seele, und jeder Stoß der Schiffsmaschine entfernte sie weiter von dem theuren Manne, der dies liebe Bild in ihr geschaffen hatte.

Der Tag schwand, die Sonne neigte sich, und noch Niemand hatte sich um die verlassene Semona gekümmert; da trat ihr neuer Herr zu ihr und nahm sie mit sich vor die Küche, wo er sie mit Speisen und mit einer Kanne voll heißen Kaffee's versehen ließ.

Die Sterne funkelten und bligten, als das Dampfschiff Norfolk erreichte und der Capitain Baker seine Clavin Semona an das Land führte. In nicht großer Entfernung von dem Landungsplatz lag Baker's Schiff, Dneida genannt, an einem Werfte befestigt, und hob seine segellosen ungeheuren Masten gegen den dunkeln Himmel empor. Der Capitain erstieg den hohen Bord des Fahrzeugs und ließ der Clavin seine Hand, dasselbe zu erklimmen. Alles war dort zur Ruhe gegangen, nur der Wachtposten schritt auf dem Verdeck auf und nieder und erwiderte freundlich den Gruß seines Capitains. Baker zündete eine Lampe für Semona an, bezeichnete an dem Eingang in die Kajüte ein kleines Gemach als ihr Zimmer, wünschte ihr, gut zu schlafen, und begab sich selbst zur Ruhe.

Semona sank auf das enge Lager nieder, welches sich in der Wand des Stübchens befand, und schaute in die kleine trübe Flamme der Lampe, die auf dem hinter der Thür angebrachten und als Tisch dienenden Brett stand. Sie dachte an Buardo heiß und innig, sie sah ihn, sie sah ihn immer deutlicher, immer lebendiger vor sich, sie fühlte es, auch er mußte jetzt sehnüchtig an sie denken, es war ihr, als lege sich sein Arm um ihren Nacken, als fühle sie seinen Athem,

seine Lippen; die Sehnsucht wollte ihr das Herz zerreißen, sie streckte ihre Arme nach ihm aus, als könne sie ihn erfassen, und sank dann, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, auf ihr Lager zurück.

„Ach, Buardo!“ seufzte sie, „warum gab ich Deiner Bitte vor unserm Abschied von unserm Vaterlande nicht nach und verließ mit Dir ein Leben, welches uns Beiden nur lebendigen Tod gebracht hat!“

Sie weinte während der ganzen Nacht, der Schlaf wollte sich ihrer nicht erbarmen. Wieder einen andern Herrn, wieder eine andere Stätte, und wohin wollte man sie nun führen? Auch nicht einmal dieselbe Erde sollte sie mit Buardo mehr bewohnen, Meere sollten sie von ihm trennen — ach, könnte sie doch jetzt mit ihm sterben, damit sie zusammen in das Jenseits gingen! Rastlos, ohne Trost, ohne Hoffnung verbrachte sie die Nacht, und der neue Tag fand sie noch in Thränen.

Capitain Baker rief sie in die Kajüte, um sie mit den Arbeiten bekannt zu machen, die sie von nun an übernehmen sollte. Er war freundlich und mild gegen sie, versprach ihr, daß sie es recht gut bei ihm haben sollte, und zeigte ihr an, daß er im Laufe des Tages mit ihr in die Stadt gehen wolle, um für sie Kleidungsstücke und sonstige Bedürfnisse einzukaufen, deren sie auf der Reise bedürftig sein würde; denn dieselbe könne vielleicht erst nach zwei Jahren beendet werden. Die freundlichen Worte und der gutmüthige Ton, mit dem der Capitain zu ihr redete, thaten Semona wohl, und sie versprach ihm, Alles nach ihren besten Kräften zu thun, um seine Zufriedenheit zu erwerben.

Sie deckte nun den Tisch, wartete ihrem Herrn beim Frühstück auf, reinigte nachher die Kajüte, säuberte die Mahagoniholzände von Staub und putzte die Messingbeschläge. Dann nahm sie Baker mit sich in die Stadt, kaufte einen großen Vorrath von Gegenständen für ihren Bedarf ein und machte ihr mehrere kleine Geschenke, unter denen auch eine Bibel und ein Gebetbuch waren.

Semona fand sich schnell in ihre neue Lage und unterzog sich gern den sehr vielen kleinen Beschäftigungen, die ihr während des ganzen Tages oblagen, weil die Arbeit sie davon abhielt, sich ihrem Gram, ihrer Verzweiflung zu überlassen. Vom frühen Morgen bis spät Abends herrschte auf dem Schiffe und um dasselbe reges Leben, denn nicht allein die aus einigen vierzig Mann bestehende Schiffsmannschaft war an der Ausbesserung des Fahrzeugs beschäftigt, es arbeiteten noch einige fünfzig Schiffszimmerleute daran, welche im Dienste des reichen, großen Schiffsbauers standen, der die Reparaturen an der Dneida übernommen hatte. Derselbe besaß außer diesem Werfte noch mehrere andere, weiter am Wasser hinunter gelegene, wo noch verschiedene kleinere Fahrzeuge ausgebessert und wo zwei ganz neue Schiffe von ihm erbaut wurden. Er hielt eine Menge weißer und schwarzer Arbeiter in seinen Diensten, besaß aber selbst gegen dreißig Sklaven, die er sämmtlich zu Schiffszimmerleuten herangebildet hatte. Mehrere Male des Tages kam er auf die Dneida, um die Arbeit zu überwachen, und wurde dann stets vom Capitain Baker eingeladen, mit ihm in der Kajüte einen frischen Trunk zu nehmen und eine Cigarre zu rauchen.

Der Mond begann, sich zu füllen, und stand schon während der ganzen Nacht am Himmel, als die Arbeit an dem Schiffe ihrem Ende nahte. Es war an einem sehr hellen Abend, Capitain Baker hatte sein Abendbrod verzehrt, da trug er Semona auf, in die Stadt zu gehen und bei verschiedenen Kaufleuten Gegenstände abzuholen, die er Nachmittags von ihnen gekauft hatte.

Sie eilte auf der Seite der Straße, welche im Schatten der Häuser lag, schnellen Schrittes vorwärts, um baldmöglichst auf das Schiff zurückzukehren, als sie einen Negermann bemerkte, der, mit der Zimmermannsart auf der Schulter, wie es schien, in Gedanken versunken, an der andern Seite der Straße langsam hinschritt. Der breitrandige lackirte Seemannshut hielt das Mondlicht, in dem der Mann ging, von dessen Gesicht ab, dennoch zuckte es wie ein fremdiger Schreck durch Semona's Nerven, als sie den ersten Blick auf den Fremden that. Seine Gestalt war die Buardo's, sein Gang glich dem seinigen in jeder Bewegung, ja, er hatte den Hut ebenso gesetzt, wie es Buardo zu thun pflegte. Semona zitterte am ganzen Körper, sie mußte dem Fremden in das Antlitz schauen! Mit bebenden Schritten glitt sie über die Straße, jetzt war sie dicht hinter dem Manne, es flog ihr siedend heiß durch die Glieder, noch einen Schritt, sie blickte zu dem Fremden auf. „Großer Gott, Buardo, Buardo, mein Buardo!“ rief sie und schlang ihre Arme um den Geliebten.

„Semona!“ schrie dieser mit zitternder, halberstimmter Stimme und zog die glückliche, die überfällige Geliebte schnell zwischen den Häusern hin und in den Schatten mächtiger Plantanen, die sich aus einem Garten erhoben.

Es war ein Wiedersehen, wie wohl das zweier liebenden Seelen nach dem Tode, denn Beide hatten für dieses Leben alle und jede Hoffnung aufgegeben, sich wiederzubegegnen. Thränen und Küsse erstickten lange Zeit die Worte der Glücklichen, und selbst noch, als sie sich sagten, wie das Geschick sie Beide hier nach Norfolk geführt hatte, unterbrachen sie sich oft in ihrer Mittheilung und gaben sich wieder schweigend der Seligkeit ihres Beisammenseins hin.

„Ich gehe mit Dir in See, Semona, oder ich sterbe; lebend ohne Dich zurückbleiben kann ich nicht!“ sagte Buardo in stürmischer Aufregung.

„Und ich gehe nicht ohne Dich auf das Meer hinaus, mein Buardo! Trennen sollen uns die Menschen nun nicht wieder, bleibt doch der Weg aus diesem Leben uns Beiden offen!“ sagte Semona und schmiegte sich mit zärtlicher Sinnigkeit an die Brust des geliebten Mannes.

Die Zeit mahnte zum Abschied, Buardo begleitete Semona auf ihrem Geschäftsgang, führte sie dann in die Nähe der Dneida zurück und schied von ihr mit dem Versprechen, ihrer hier am folgenden Abend zu harren.

So lang war der Negerin noch nie in ihrem Leben ein Tag geworden, als der folgende, und kaum hatte der Capitain sein Abendbrod genossen und Semona die Kajüte wieder aufgeräumt, als sie ihren Herrn um die Erlaubniß bat, sich eine Stunde nach der Stadt zu begeben; um, wie sie sagte, eine Bekannte zu besuchen. Baker bewilligte es ihr mit Freuden und rief ihr noch lachend nach:

„Davonlaufen wirst Du mir wohl nicht, denn einen bessern Herrn möchtest Du schwerlich finden!“

Semona winkte ihm freudig ihren Dank zu und sprang bald darauf durch das helle Mondlicht über das Werft ihrem Glück entgegen. Derselbe Schiffsbauer, welcher die Dneida ausbesserte, hatte Buardo von dem virginischen Sklavenhändler auf dessen Durchreise nach Richmond gekauft und ihn bei einem der beiden im Bau begriffenen Fahrzeuge an einem andern Werfte an die Arbeit gestellt, um ihn zum Zimmermann auszubilden.

Ueber eine Woche verstrich noch, ehe die Dneida segelfertig war, und jeder Abend brachte den wieder-vereinigten Afrikanern einen Himmel voll Sonne.

Buardo war entschlossen, die Reise mit Semona zusammen anzutreten, er hatte zu diesem Zweck alle nöthigen Vorrichtungen getroffen und mit der Geliebten alle Verabredungen beendet. Der letzte Abend vor der Abreise kam, noch einmal eilte Semona zu dem harrenden Buardo, noch einmal wurde Alles überlegt, und dann schieden sie, um sich auf immer wiederzufinden und zusammen zu leben, oder zusammen zu sterben.

Es war heute noch sehr früh, als Semona auf ihr Schiff zurückkehrte und Buardo, anstatt nach Hause zu gehen, sich an ein entfernt liegendes Werft begab, dort ein kleines Segelboot bestieg, das Linnen an dem schwanken Mast entfaltete und vor dem steifen Südwind, der sich erhoben hatte, der Mündung des Jamesflusses in die Bay zusteuerte. Es war eine prächtige Nacht, das Mondlicht tanzte und blickte auf den hier schon salzigen Wogen, und der Nachen strich mit nickendem Segel rauschend durch den im Silberlicht glänzenden Schaum, der unter seiner Spitze emporbrauste. Buardo behielt immer die östliche Küste im Auge, die ihm anfangs durch waldige Höhen bezeichnet wurde, die sich aber bald abdachte und sich nur noch durch einzelne Bäume und Büsche verrieth.

Der Morgen graute, das Licht des Mondes verblich und der neue Tag zog in rosiger Pracht am Himmel auf. Buardo hatte den Ausfluß in die offene Bay erreicht und steuerte der flachen, kaum sichtbaren Landspitze zu, um welche der Weg der Dneida nach dem Ausgang in den Ocean lag. In dem vom Seewasser durchspülten Gras hielt er den Nachen an und nahm ein Fernglas aus seiner Tasche hervor, um die unabsehbare Wasserfläche des Jamesflusses zu überwachen. Das Fernglas hatte er seinem Herrn mit Widerstreben genommen, er bedurfte dasselbe zu seiner Rettung, und die Weißen hatten ihm ja soviel im Leben genommen! Dann öffnete er den Beutel mit Lebensmitteln und stärkte sich zu der Anstrengung, die ihm bevorstand.

Noch hatte die Sonne ihren Lichtgruß nicht über die Erde gesandt, als Buardo weit hinter sich über der Wasserfläche ein Segel aufsteigen sah, welches sich rasch vergrößerte. Er hatte das Glas vor dem Auge, er erkannte deutlich die Segel der Dneida, entfaltete abermals das Linnen seines Schiffchens und steuerte nun in die offene Bay hinaus dem Ausgang nach dem Ocean zu. Verschunden war bald jede Spur von einer Küste, doch die hohen Segel der Dneida hielt Buardo im Auge, legte nun den Mast seines Bootes nieder und ergriff die Ruder, um sich möglichst genau in den Weg des heraneilenden Schiffes zu bringen und doch sein Boot nicht durch das Segel an die Mannschaft zu verathen. Noch lagen einige Meilen zwischen ihm und dem Wallfischfahrer, der nun in grader Richtung auf ihn zugesteuert kam, als Buardo seine Jacke und seine Schuhe von sich warf, sich in dem Nachen niederbeugte und einen hölzernen Pflock aus dessen Boden herauszog, so daß das Wasser durch die Oeffnung in das Schiff sprudelte und dasselbe in wenigen Minuten füllte. Es versank unter Buardo's Füßen und nun lag er schwimmend auf den grünen gewaltigen Wogen. Jetzt sollte sein Schicksal entschieden werden; machte die Dneida eine leise Wendung zur Seite, so war er rettungslos verloren; denn die Strömung trieb dem Ocean zu, und menschliche Kräfte reichten nicht hin, dieselbe zu bekämpfen. Er griff weit aus und sah von der Spitze jeder Woge das Ziel seiner Anstrengung, welches sein Lebensglück ihm entgegenrug, näher zu sich herankommen. Noch war die Dneida wohl eine halbe Meile von ihm entfernt, als er zu seinem Schrecken gewahrte, daß sie doch wahrscheinlich zu weit an seiner linken Seite vorbeiziehen werde, als daß die nach ihm ausspähende

Semona ihn würde erkennen können. Er nahm jetzt alle Kraft zusammen, um die Wogen schneller zu übersteigen, doch mit jeder Minute erkannte er mehr die Wahrscheinlichkeit, daß man ihn nicht gewahren würde. Schon war das Schiff seitwärts mit ihm in gleicher Richtung, als er den Hut vom Kopfe nahm und ihn so hoch über sich schwang, wie er sich mit dem Arm über das Wasser erheben konnte. Jetzt ward er gesehen; das Fahrzeug wandte sich nach ihm zu, und bald konnte er die Männer über der Brüstung gewahren, die sich vorbereiteten, ihm Taue zuzuworfen. Rauschend kam die Dneida jetzt auf ihn zugeschossen, die letzte Woge trug ihn nach ihr hin, und Buardo war an ihrer Seite. Vier Taue flogen zugleich auf ihn herab, von denen er eins im Augenblick unter seinen Armen hindurch um seine Brust schlang. Die Matrosen zogen ihn an die Seite des Schiffes und hoben ihn rasch zu sich auf das Verdeck.

„Du kannst von Glück sagen, Bursche, und mußt es meiner Kajütwärterin danken, daß Du gerettet bist, denn sie allein hat Dich gesehen, ohne sie wärest Du verloren gewesen,“ sagte der Capitain, zu Buardo tretend, der entkräftet auf dem Verdeck zusammengesunken war.

„Wie kamst Du hierher, bist Du über Bord gefallen?“ fuhr Vater nach einer Weile fort.

„Ich befand mich an Bord eines Schooners, der von Newyork nach Baltimore bestimmt war, und auf den ich mich vermietet hatte. Ein großes Schiff segelte uns in der Nacht in den Grund, und ich glaube, ich bin der Einzige von der Mannschaft, dem das Leben erhalten ist!“ antwortete Buardo.

„So bist Du ein freier Neger? Du kommst mir wie gerufen, wenn Du bei mir bleiben und Dich bei mir vermieten willst; die Zahl meiner Mannschaft ist knapp. Wie heißest Du?“

„Charles ist mein Name, und ich nehme gern Dein Anerbieten an, Herr!“ entgegnete Buardo und sah sich vergebens allenthalben nach Semona um, die sich sofort entfernt hatte, nachdem sie den Geliebten in Sicherheit wußte.

„Zeigt Charles eine Schlafstätte, gebt ihm trockene Kleider und tüchtig zu essen, damit er sich erholt!“ sagte Vater freundlich zu den Matrosen und setzte, sich nach der Kajüte wendend, noch hinzu: „Eine Tasse will ich gleich für ihn herauscheiden.“

Darauf schritt er in die Kajüte, wo er Semona traf.

„Du sollst dem aufgesessenen Manne eine Tasse bringen und kannst Dir den Dank für seine Rettung von ihm holen; denn Du allein hast ihm das Leben erhalten,“ sagte der Capitain, während er einen Schrank öffnete und eine Seemannsjacke daraus hervorzog, die er der Negerin gab.

Semona zitterte und behte am ganzen Körper, die große Gefahr, in welcher der Geliebte geschwebt, die glückliche Rettung und die Erfüllung der heißen Wünsche, um welche Buardo soviel gewagt, hatte sie so übermannt, daß sie sich mit der Tasse in der Hand kaum über das Verdeck des schwankenden Schiffes nach dessen Vordertheil begeben konnte, wo die Matrosenkajüte sich befand. Und nun sollte sie dem Geliebten entgegenreten, ohne die Seligkeit zu verrathen, die ihr Herz, ihr ganzes Sein in solche Aufregung versetzt hatte, sie sollte ihm nahe sein, ohne sich an seine Brust zu werfen und ohne ihr Glück laut und jubelnd zu verkünden! Sie schwankte an der Brüstung hin und fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, wie sie ihr brannten, wie sie ihr glühten; doch dies konnte ja Niemand sehen, und manche weiße Schöne würde in solchem Augenblick die Negerin um ihre Farbe beneidet haben.

Semona trat in die niedrige Kajüte ein, wo Buardo auf einer wollenen Decke lag und wo die Matrosen um ihn herstanden und sich von ihm erzählen ließen, auf welche Weise er in die offene See gerathen war.

„Hier kommt sie, der Du Dein Leben zu danken hast,“ rief einer der Matrosen und zeigte auf Semona, „bei Gott, hat das Mädchen ein Paar Augen, wie ein Adler! Verdammt, wenn ich auch nur einen Punkt von Dir hätte sehen können, als sie rief: „ein Mann, ein Mann schwimmt dort in der See,“ und Keiner von uns wollte es ihr glauben, bis der Capitain das Fernglas nahm und ihre Aussage bestätigte. Hatte sie doch eine Angst auf dem Leibe, als ob ihr Geliebter in Lebensgefahr wäre. Kannst. Dich schon bei ihr bedanken!“

Die Worte des Matrosen hörte Buardo nicht, er aber hatte Semona mit seinem Blick seinen Dank schon zugerufen, als sie in die Thür trat. Er mußte sich Gewalt anthun, um nicht aufzuspringen und sie an sein Herz zu schließen, er mußte mit Gewalt die heißen, glühenden Worte auf seinen Lippen zurückhalten, die dort zitterten, er streckte nur die Hand nach ihr aus und Semona legte die ihrige bebend hinein, das war Alles, wodurch sie sich begrüßten, sich dankten, sich Glück wünschten.

Die Thränen aber in Semona's Auge verriethen sie doch, und schnell ließ sie die Sacke fallen und eilte aus der Kajüte.

„Du bist ein glücklicher Kerl, Charles,“ sagte einer der Matrosen, „verdammt, wenn ich nicht um die



Die Masken stellen die Völker der Erde dar, welche Frankreich vergeblich Trost geboten. (S. 299.)

Thränen dieses schönen Weibes mich auch eine Nacht in See heruntreiben ließe! Und sie ist außerdem ein prächtiges, gutes Mädchen, die Alle an Bord bis zu dem Capitain hinauf gern haben. Eine Schande ist's, daß sie Sclavin ist!“

„Das macht bei unserm Capitain keinen Unterschied in seiner Handlungsweise gegen sie!“ rief ein Anderer. „Das thut es freilich nicht, so lange sie in seinem Besitz bleibt,“ sagte ein Dritter, „der Capitain kann sie ja aber auf seiner Rückreise nicht mit sich nach Newyork nehmen; dort wäre sie ja frei und der Capitain hätte sein für sie bezahltes Geld verloren.“

„Er wird sie wohl irgendwo im Süden absetzen!“ fiel ein anderer Matrose ein und reichte Buardo die Sacke, damit er sich darin erwärme.

„Nun aber einen tüchtigen Schluck Rum, Charles, ich habe noch etwas Gutes von Newyork!“ nahm ein anderer Matrose das Wort.

„Ich danke dafür; ich trinke niemals Brantwein!“ entgegnete Buardo, indem er die Flasche zurückwies.

„Keinen Brantwein, und willst Seemann werden? Nein, höre, dann wird nie etwas Rechtes aus Dir; die Flasche ist unser Gebetbuch und unser Paß zum Himmel!“ entgegnete der Matrose lachend und schob das Glas wieder unter das Kopfkissen in seinem Bett.

Buardo hatte sich sehr bald erholt und meldete sich bei dem Capitain zur Arbeit, mit der Bitte, Nachsicht mit ihm zu haben, da er sich noch nicht lange dem Seeleben gewidmet habe. Er versprach ihm aber, sein Bestes zu thun und keine Anstrengung zu scheuen.

„Hat Nichts zu sagen, ich denke, Du sollst ein tüchtiger Seemann werden, die Kräfte dazu scheinst Du zu haben!“ erwiderte Baker und sah mit Wohlgefallen auf die herkulische Gestalt des Negers.

Buardo erfüllte sein Versprechen und übertraf bald die Erwartungen des Capitains, denn er arbeitete für

mehr als einen Mann, und er that es mit Freude und Willigkeit.

Seine Neigung für Semona und deren Erwidern seiner Gefühle wurden bald auf dem Schiffe bekannt, und Jedermann an Bord fand es sehr natürlich, daß sie sich zu einander hingezogen fühlten, da sie, außer dem alten Koch, die einzigen Neger auf dem Schiffe waren und da Buardo der Negerin sein Leben zu danken hatte. Bei jeder Gelegenheit, wo sie während der Arbeit sich einander nähern konnten, wechselten sie Worte der Liebe und des Glücks, und Abends in

den Feierstunden hörte die Welt auf, für sie zu sein, dann umgab sie ein Himmel voll endloser Seligkeit. Dabei zog die Oneida, von Wind und Wellen begünstigt und stolz sich blähend, an der Küste von Nordamerika hin, ließ die westindischen Inseln hinter sich zurück und glitt vor dem heißen Brasilien hinab dem Cap Horn zu, wo sie auf den riesigen Bogen, die dort wie Gebirge die letzte Spitze von Südamerika umtoben, in das stille Weltmeer segelte.

(Fortsetzung in Hef. 11.)



Adolph bringt die Kinder durch die Flammen. (S. 302.)

Dresden 1812 und 1813.

Historische Skizze

von

E. G. von Dedenroth.

Klingt es nicht fast wie ein Märchen, daß es einen Kaiser gegeben, vor dem alle Fürsten Europa's sich tief verneigt, daß der Sohn eines Rechtsgelehrten

Heft X.

den stolzen Habsburger veranlaßte, ihm eine Erzherzogin von Oesterreich zur Gemahlin zu geben, und daß dieser Mann, der als einfacher Artillerielieutenant seine Carrière begonnen, durch ein Machtwort die ältesten Throne stürzte, während seine vorsichtige Mutter ihren Haushalt einschränkte, um einen Sparpfennig für die Zukunft zu haben? Es klingt das Alles so, daß man den Romanschreiber, der es als seine Erfindung gäbe,



„Warte noch, Charles, es ist zu weit!“ (S. 323.)

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben
von

f. Strubberg (Armand).

XIX.

Alle Vorbereitungen zum Wallfischfang wurden getroffen, denn man sah nun bald einen reichen Beute unter diesen Riesen des Meeres entgegen. Die Boote wurden über Bord hinaus an Flaschenzüge gehängt, um sie schnell in die See hinablassen zu können, die Masten nebst Segeln für dieselben, so wie die Ruder in Bereitschaft gehalten, die auf Winden aufgerollten langen, dünnen, aber außerordentlich starken Leinen, an welche bei der Jagd die Harpunen befestigt werden, wurden frisch aufgerollt und die Harpunen selbst, so wie die Längen zum Töbten der Fische nachgesehen und geschärft. Zugleich ging der Böttcher an die Arbeit, um die Fässer in Bereitschaft zu setzen, in welche man den ersten Thran vom Deck hinablassen wollte, denn die ganzen unteren Räume im Schiffe waren mit leeren Tonnen angefüllt, und auch die großen Kessel zum Auskochen des Specks oder Blubbers der Fische ließ der Capitain säubern und zum Gebrauch herrichten.

Das Schiff steuerte Nordwest dem Pomotu-Archipel zu, einer Gruppe unzähliger großer und kleiner Inseln, von denen die letzteren nicht von Menschen bewohnt wurden. Es war zu spät im Jahre, um in kältere Regionen auf den Fang des eigentlichen Wallfisches zu gehen, weshalb Capitain Baker beschlossen hatte, während des Winters in der Nähe dieser Inseln auf Spermfische, die etwas kleineren Wallfische, Jagd zu machen, die sich in den Herbstmonaten immer in großer Zahl in diesen Gewässern einfanden. Von Tag zu Tag hoffte man deren ansichtig zu werden, Alles auf dem Verdeck, so wie die in den Masten aufgestellten Späher ließen ihre Blicke verlangend über die blauen, durchsichtigen Wogen und um den ganzen Horizont wandern, aber immer ließ sich noch kein Fisch sehen, und kein aufsteigender Wasserstrahl verrieth die Gegenwart dieses ersehnten Bildes des Oceans. Keiner aber von der ganzen Schiffsmannschaft verlangte so sehr nach dessen Erscheinen, als Buardo, und mit unbefiegender Ungeduld schritt er während des Tages das Verdeck auf und ab und ließ selbst Abends, wenn er an der Seite seiner Semona, von ihrer Liebe beglückt, die Sterne über sich blitzen sah, dem Rauschen des Meeres sein Ohr, ob er nicht zwischen dessen monotoner Stimme das Brausen eines Wallfisches heraushören könne. Buardo war jetzt wieder ein freier Mann, seine Brust schwellte sich mit dem Verlangen, sich durch die That auszuzeichnen, sich durch Leistungen mit den weißen Männern auf gleiche Stufe zu stellen und sich deren Anerkennung, deren Achtung zu erwerben; als Sklave hatte er nie mehr erreichen können, als seine Schuldigkeit gethan zu haben. Im Gebrauch der Lanze, das wußte er, war Keiner an Bord so sicher und gewandt, als er, und oft schon hatte er dem Capitain versichert, daß er ihm als Harpunier von vielem Nutzen zu werden hoffe. Eines Morgens stand Buardo wieder, sehnüchlich über die Wogen schauend, an der Brüstung, als der Capitain von dem oberen Verdeck über der Kajüte ihm zurief: „Nun, Charles, will sich denn immer noch nichts zeigen, damit Du Deine Geschicklichkeit mit der Lanze erproben kannst?“

„Leider nicht, Capitain Baker, es ist zum Ver zweifeln!“ antwortete Buardo.

„Ich möchte wirklich einmal einen Wurf von Dir sehen,“ fuhr Baker fort und rief dann einem Matrosen zu: „bring' doch einen der Wurfspeie her!“

Der Befehl wurde rasch ausgeführt, und der Capitain rief nun Buardo zu sich herauf und fragte ihn: „Wie weit denkst Du das Eisen mit Sicherheit zu schleudern?“

„So weit, wie das Schiff lang ist!“ entgegnete Buardo mit funkelndem Blick.

„Hoho, verrechne Dich nicht, Deine Augen tragen weiter, als Dein Arm!“ lachte der Capitain auf.

„Wohin soll ich werfen?“ fragte Buardo, indem er Baker den Wurfspeie aus der Hand nahm.

„Nun, so warte, ich will Dir ein Faß dort vor die Matrosenkajüte legen lassen; triffst Du dessen Kopf, so nenne ich Dich meinen besten Harpunier, und Du sollst das erste Boot befehligen!“ entgegnete der Capitain und ließ eine leere Tonne nach dem bezeichneten Plage rollen. Die Schiffsmannschaft war, verwundert über das unausführbare Unternehmen Buardo's, zur Seite getreten, und Alles blickte gespannt nach ihm auf, als er die Lanze hoch über sich schwang und sie wie einen Pfeil vom Bogen von sich schleuderte, so daß sie tausend über das lange Verdeck hinwegflog und den Deckel des Fasses in der Mitte durchbohrte.

„Bei Gott!“ schrie das Schiffsvolk in höchstem Erstaunen, und — „ist es wirklich möglich?“ rief der Capitain in größter Ueberraschung, „sage, wo hast Du das gelernt, Charles? Das mußt Du von Jugend auf geübt haben. Es ist kein Harpunier auf dem ganzen Ocean, der auf die halbe Entfernung das Faß trafe.“

„Es hat mir als Knabe immer Vergnügen gemacht, mit Bohnenstangen zu werfen, und da habe ich ein wenig Geschicklichkeit darin erlangt!“ erwiderte Buardo lachend, während die Matrosen bemüht waren, das Eisen wieder aus dem Fasse hervorzuziehen.

„Das magst Du einem Undern weiß machen, als mir! Ist aber einerlei, wo Du es gelernt hast, genug, daß Du es kannst; Du bekommst das erste Boot und die beste Mannschaft, Dich zu begleiten, sobald ein Fisch aufsteigt.“

„Fisch in Anseht!“ rief der Wachtposten in diesem Moment aus dem Mast herunter und deutete mit dem Arm die Richtung an, wo er die Wasserstrahlen aufsteigen sah. Alles war im Augenblick in Leben und Thätigkeit an Bord. Die Masten, Segel, Ruder und Harpunenleinen wurden in die Boote gebracht, kleine Fässer mit Trinkwasser und einige Nahrungsmittel hineingetragen, die Schiffchen schnell auf das Meer hinabgelassen, die Masten darin aufgestellt, und nun sprang die Mannschaft hurtig hinein, um die Jagd zu beginnen. Capitain Baker hatte Buardo dem erfahrensten Harpunier beigegeben, damit dieser, der zugleich das Schiff zu steuern hatte, ihn sicher zum Wurf an einen der Fische bringen möchte; denn jetzt stiegen viele Wasserstrahlen zugleich über dem Meere auf, und die Hoffnung auf eine reiche Jagdbeute steigerte sich bei deren Anblick. Drei Boote entfalteten zu gleicher Zeit ihr Segel und strichen wetteifernd über die Wogen nach Norden hin, wo die riesigen Fische ihr lustiges Spiel trieben, während Semona über die Brüstung der Dneida Buardo ihre heißesten Glückwünsche nachwinkte.

Das Boot, in welchem der Negerfürst sich befand, gewann schnell vor den beiden anderen Vorsprung, Woge auf, Woge ab schossen sie im lustigen Wettlauf dahin, und die Dneida folgte ihnen nur langsam unter wenigen Segeln nach. Die Wasserstrahlen, welche die

Fische hoch über sich emporbliesen, hoben sich immer deutlicher vor den spähen Blicken der Jäger, und bald erkannten diese die Fische selbst, wie sie hier und dort wie schwarze Felsen aus den Wogen auftauchten, einen leichten Bogen mit ihrem ungeheuren Rücken über dem Wasser beschreiben und dann langsam wieder unter dessen Oberfläche versanken. Der Harpunier hatte Buardo genau die Stelle hinter der Finne des Fisches beschrieben, wohin er ihn mit dem Wurfspieß, an dem sich kein Widerhaken befand, treffen müsse, um ihn schnell zu tödten, wollte aber selbst mit der Harpune den ersten Wurf thun, um dadurch das Thier an die Leine zu befestigen, so daß es nicht entkommen könne. Die Entfernung bis zu den Fischen verminderte sich schnell; jetzt flog einer derselben nahe vor dem Boot aus der klaren Fluth empor, im Augenblick war das Segel eingenommen und die Matrosen legten sich mit aller Macht in die Ruder, um das ungeheure Thier zu erreichen, ehe es wieder untertauchen würde. Der Harpunier hatte Buardo das Steuerruder übergeben und stand selbst mit erhobener Harpune auf dem Vorderrück des Schiffes, als dieses an die Seite des Fisches schoß. Jetzt flog das Eisen aus der Hand des kräftigen Seemanns und vergrub sich tief in den schwarzen Rücken des sorglosen Thieres, das, im Schmerz zuckend, die Fluth um sich empor schleuderte und pfeilschnell in die Tiefe hinabschoß. Die Leine, an welcher der Fisch durch die Harpune befestigt war, lief pfeifend von der sich schnurrend drehenden Haspel ab, nach wenigen Augenblicken aber tauchte das verwundete Thier weit vor dem Boote wieder aus den Wogen auf und riß dieses nun mit solcher Gewalt und Schnelligkeit hinter sich her über die See, daß der Wasserschaum sich hoch vor dem schroffen Kiel aufstürzte und sich zu beiden Seiten des Schiffes wie crystallene Flügel ausbreitete. Der Harpunier hatte seinen Sitz am Steuerruder wieder eingenommen, und Buardo stand mit der Lanze in der Hand wufsbereit auf der Spitze des Bootes. Sausend, wie im Flug, ging es vorwärts an der straffen, zitternden Leine, daß die Mannschaft zurückschauen mußte, um den Athem zu behalten, nur Buardo heftete seine funkelnden Augen unbeweglich dem Sturm entgegen auf das fliehende Ungeheuer, um dessen schwarzen Körper die Fluth aufschlug und wie ein Brillantregen hinter ihm verwehte. Bald aber verminderte sich die Eile des Schiffes, die Matrosen zogen die Leine ein und rollten sie wieder auf der Haspel auf. Näher und näher rückte das Schiff nun dem ermattenden Thiere, die Leine gab leichter nach und Buardo erhob den Spieß zum Wurf.

„Warte noch, Charles, es ist zu weit!“ rief ihm der Harpunier zu, doch zu spät, denn schon fauste die Lanze über die Wogen und sank bis an den Schaft in den kolossalen Körper des Wallfisches.

„Hast den Fleck richtig getroffen, bei Gott!“ schrie der Bootsteuerer in vollem Erstaunen, als Buardo den Wurfspieß an der Leine, die daran befestigt war, zurückzog und das schwarze Blut dem Thiere aus der Wunde quoll. Noch wenige Todeszuckungen, und der Fisch hatte sein Leben ausgehaucht. Die Matrosen ruderten nun das Boot dicht an den schwimmenden, kaum noch auf der Oberfläche des Meeres sichtbaren Koloss, einer derselben sprang auf dessen Rücken, schnitt die Harpune heraus und stach dann eine lange Stange, an der eine Fahne befestigt war, in die Wunde, so daß dieselbe hoch über dem Wasser wehte.

Jetzt blickte die Mannschaft nach der Dneida zurück, die sie über zwei Meilen weit hinter sich gelassen hatte, von den beiden anderen Booten jedoch konnte sie nichts gewahren. Der Steuermann wandte nun das

Boot auf die Dneida zu, das Segel wurde wieder ausgespannt, und jubelnd über den glücklichen Erfolg glitten die Jäger schaukelnd über die See. Sie hatten aber kaum die Hälfte des Weges zu dem Schiffe zurückgelegt, als plötzlich unmittelbar neben dem Boote die Riesengestalt eines Wallfisches auftauchte, so daß derselbe die Seite des Rahmes berührte. Buardo war aufgesprungen und wollte seine Lanze nach ihm werfen, doch der Steuermann rief ihm entgegen zu:

„Um Gotteswillen, Halt — oder wir sind Alle verloren; er zerschlägt unser Boot mit dem Schwanz oder wirft es um!“

Dabei war er aufgesprungen, ließ das Segel einziehen, die Ruderer mußten das Schiff in kurze Entfernung neben den Fisch bringen, und dann warf er die Harpune in denselben fest. In diesem Augenblicke aber jauchte Buardo sein Wurfgeschloß hinter die Finne des Thieres, so daß dieses schon, als es wieder auf der Oberfläche erschien, mit dem Tode kämpfte. Die Dneida kam jetzt herangesegelt, und der Capitain, der die Jagd durch das Fernglas beobachtet hatte, rief Buardo schon von Weitem sein Lob zu. Der Fisch wurde nun an der Seite des Schiffes befestigt, das Boot wurde wieder in die Flaschenzüge gehängt, und die Mannschaft begab sich auf die Dneida zurück, die dem andern erlegten Wallfisch langsam zu steuerte. Dieser wurde an die andere Seite des Fahrzeuges gebracht und dort festgebunden, die Segel wurden eingezogen, so daß man nur mit den Wogen trieb, und nun begann die Arbeit, die Fische ihres Specks und des Fischbeins zu berauben. Die andern beiden Boote hatten Fehljagden gemacht, das eine hatte Harpune und Leine dabei eingebüßt, und erst nach einigen Stunden kehrten sie wieder an Bord zurück. Buardo war der gefeierte Mann des Tages, namentlich hatte ihm sein zweiter Wurf, wodurch er ein so baldiges, günstiges Ende der Jagd herbeiführte, großen Beifall erworben, und Capitain Baker sprach wiederholt seine Freude darüber aus, daß der Zufall ihn auf sein Schiff geführt habe.

Der Speck wurde nun von dem Rücken der Fische losgehauen, mit gewaltigen Flaschenzügen auf das Verdeck gehoben, dort ausgefacht und der Thran in die Fässer hinabgelassen. Noch ehe der Abend kam, war alles Brauchbare der beiden Riesen in Sicherheit gebracht, und die Reste ihrer Körper wurden den Wogen und den Haifischen preisgegeben.

Die Dneida folgte ihrem eingeschlagenen Course, indem sie beinahe täglich mit Spermfischen zusammentraf, unter denen ihre Mannschaft ungewöhnlich glückliche und gute Jagden machte, während Buardo's Ruhm als Harpunier sich immer mehr steigerte. Die ganze Schiffsmannschaft war bei dem glänzenden Erfolg, den man zum großen Theil seiner Geschicklichkeit verdankte, interessiert, denn ein Jeder hatte einen Antheil an dem Gewinn, der auf dieser Reise gemacht wurde, nur Buardo war davon ausgeschlossen und erhielt außer seiner Verköstigung monatlich sechs Dollars Gehalt. Zwei Monate waren erst vergangen, seit man die ersten beiden Fische gefangen, und schon hatte man im untern Raum des Schiffes fast alle Fässer mit Del gefüllt. Blieb das Glück der Mannschaft so treu, wie bisher, so konnte die Dneida schon im nächsten Frühjahr mit voller Ladung ihre Rückreise nach Newyork antreten, während man beim Auslaufen auf eine Fahrt von drei Jahren gefaßt sein mußte.

Das Wetter blieb heiter und der Himmel ungetrübt, so daß man nie wegen unruhiger See eine Gelegenheit zum Fang unbenuzt vorübergehen zu lassen genöthigt war.

Eines Morgens tauchten die ersten blauen Berge der Pomotu-Inseln über dem Horizont auf und wurden von dem Verdeck der Dneida aus mit Jubel begrüßt, da man sich auf diesen Inseln mit Früchten zu versehen hoffte, wonach die ganze Mannschaft sich mit großem Verlangen sehnte. Höher und höher stiegen sie aus dem Meere empor, hier nur als steile, nackte Felsen, dort aber mit grünen Ufern bedeckt und mit Tropenwäldern geschmückt. Je mehr der Tag sich neigte, je näher die Dneida diesen unzähligen kleinen abgeschlossenen Welken kam, um so lieblicher, um so einladender schauten dieselben über die klaren, spielenden Wogen herüber, und als die Sonne hinter ihnen in ihr Gluthbett versank, schaukelte sich das Schiff, in einem Halbkreis von Inseln umgeben, auf der ruhigen, durchsichtigen grünen Fluth, die nur wie in langsamem Athemzügen auf- und niedermogte. Eine Ruhe, ein Friede lag auf dem Meere und auf den in Purpur des Abends gehüllten Inseln, als könnte die Natur hier nur lächeln, nie zornig werden; Schaaren von kleinen Fischen spielten und jagten sich in dem crystallinen Spiegel der See, und unzählige Vögel segelten auf leichten Schwingen über denselben oder ließen sich darauf nieder, um sich dort weich zu betten. Die Nacht brach eilig herein, der Himmel bligte und funkelte in seinem Sternenschmuck, und der volle Mond stieg feurig glühend aus der dunkeln See empor.

Buardo und Semona saßen vor der Spitze des Schiffes auf dem Bugspriet, welches mit der schaukelnden Bewegung der Dneida sich bald hoch über die Fluth erhob, bald sich bis nahe zu derselben hinabneigte, und hielten ihre Blicke auf das steigende Gestirn geheftet.

„Dort hinaus liegt unser Vaterland, Semona,“ sagte Buardo mit weicher Stimme, „noch haben wir kein zweites gefunden!“

„Doch, Buardo, — ist nicht unser Vaterland allenthalben, wo wir zusammen sind?“

„Da ist unser Himmel, geliebte Semona, den nehmen wir überall mit uns, aber eine Heimath ist uns noch nicht zu Theil geworden. Sieh, geliebtes, angebetetes Weib, ich habe in dem ersten Glückrausch meiner wiedererlangten Freiheit der Zukunft weniger gedacht, das Schiff aber füllt seine Ladung schnell, und schon höre ich den Capitain und die Mannschaft von der Rückreise nach Newyork reden. Was wird dann aus unserm Glück werden?“

„Ei, Buardo, der Capitain ist ja so sehr zufrieden mit Dir, daß er Dich gern in seinem Dienst behalten wird!“ erwiderte Semona beruhigend.

„Er wird Dich aber nicht mit nach Newyork nehmen, weil Du dort frei würdest und das Capital verloren ginge, welches er für Dich gezahlt hat.“

Semona erschrak heftig und sagte mit beiden Händen Buardo's Rechte, indem sie sagte:

„Was wird er denn mit mir thun?“

„Er wird Dich in den südlichen Staaten absetzen und verkaufen. Das ist die Meinung der Matrosen, die ich darüber reden hörte; und das soll nicht geschehen, dagegen setze ich mein Leben ein!“

„Aber was sollen wir thun, Buardo? Soll ich ihm jagen, daß ich nicht frei sein will, wenn er mich nur mit Dir auf dem Schiffe zusammenbleiben läßt?“

„Das Wort eines Schwarzen gilt bei dem Weißen nicht, Semona; Vater wird kein so großes Capital auf Dein Wort wagen,“ sagte Buardo mit einem tiefen Athemzuge und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Gott mag uns helfen!“

„Er wird uns auch helfen, Buardo, wie er bis jetzt geholfen hat! Vielleicht gelingt es mir doch, den

Capitain zu überzeugen, daß er mich ohne Gefahr mit sich nach Newyork nehmen kann, wenn ich ihm verspreche, daß ich das Schiff nicht einen Augenblick verlassen will.“

„Und wenn er es Dir jetzt auch verspricht, dürfen wir es glauben? Wie oft haben uns die Weißen hintergangen!“ entgegnete Buardo, und Beide versanken schweren Herzens in ernstes Schweigen.

„Charles sitzt wohl irgendwo bei seiner Geliebten?“ fragte jetzt der Capitain einen der Matrosen vor deren Kajüte, und Buardo, der diese Worte hörte, fuhr auf und laufte nach dem Verdeck hin.

„Er wird wohl mit ihr in dem Boote sitzen, welches hinter dem Schiffe hängt; das ist ihr Lieblingsplätzchen!“ antwortete der Steuermann.

„Sie thun mir wirklich leid, denn sie haben sich sehr lieb, und doch muß ich sie trennen. Ich kann ja Semona nicht mit nach Newyork nehmen; sie würde dort frei sein und ich wäre um das Geld, welches sie mir kostet, betrogen!“ fuhr Baker fort.

„Das ist freilich hart und auch mir thut es leid. Sollte sie aber nicht gern auf ihre Freiheit verzichten, wenn sie dadurch mit Charles vereinigt bliebe?“ sagte der Steuermann theilnehmend.

„Wie kann ich das wagen? Wenn nun Charles sie in Newyork mit sich vom Schiffe nimmt, so darf ich mich nicht einmal darüber beschweren und bin mein Geld los. Nein, Niemand kann von mir verlangen, daß ich Neger kaufen soll, um ihnen ihre Freiheit zu scheitern. Ich werde das Mädchen irgendwo an der Küste im Süden absetzen und verkaufen; sie ist so schön, daß ich jeden Augenblick einen Käufer für sie finde!“ versetzte der Capitain, gab dann dem Steuermann noch einige Befehle und ging nach seiner Kajüte zurück.

Semona, welche neben Buardo die ganze Unterhaltung mit angehört hatte, verbarg ihre Thränen an der Brust des Geliebten, und dieser hielt sie unbeweglich und schweigend umschlungen, um ihre Nähe den Matrosen nicht zu verrathen, die vor ihrer Kajüte saßen und den großen Gewinn besprachen, den sie auf dieser Reise machen würden.

Raum röthete der neue Tag den östlichen Himmel, als eins der Boote in die See hinabgelassen wurde, um nach einer der Inseln zu fahren und Früchte von dort zu holen. Der Obersteuermann selbst wollte es führen, und Buardo sollte ihn begleiten.

Ein leichter, erfrischender Wind füllte bald das Segel und trieb den scharfen Rahn schnell über die ruhige See einer der größeren Inseln zu, deren Ufer mit Bäumen bedeckt erschien. Raum eine halbe Stunde war nöthig, um das steile, felsige Ufer zu erreichen; der Steuermann mußte aber das Schiff eine lange Zeit an demselben hinlenken, ehe er einen Platz fand, wo er landen konnte. Das Boot ward hier befestigt, die Mannschaft erstieg, mit Säcken versehen, das Ufer und eilte nun landeinwärts dem Walde zu, über dem sich die Wipfel der Palmen gegen den wolkenlosen Himmel erhoben. Der Reichthum an Früchten erwies sich unbegrenzt, bald waren die Säcke damit gefüllt, in das Boot getragen, und abermals blähte sich das Segel über den Schiffen und trieb den leichten Nachen nickend und schaukelnd nach der Dneida zurück. Die ganze Schiffsmannschaft labte sich an dem Genuße der herrlichen Süßfrüchte, und der Capitain versprach es, dieser Tage abermals eine Ladung an Bord zu holen. Am folgenden Morgen hatte sich die See gekräuselt, denn ein frischerer Wind war aus Süden aufgesprungen, und die Dneida mußte wieder ein paar Segel aufsetzen, um nicht den Inseln zu nahe getrieben

zu werden. Kaum war der Tag angebrochen, als sich in nördlicher Richtung viele Spermfische zeigten und die Mannschaft für vier Boote sich schnell fertig machte, um sich auf den Gang zu begeben. Buardo hatte schon seit einiger Zeit das schnellste Boot allein befehligt und war heute auch wieder der Erste, der unter Segel ging. Pfeilschnell strich sein Schiffchen durch die tanzen den Wellen den beiden Inseln entgegen, zwischen welchen die Fische sich zeigten. Er stand mit der Harpune bewaffnet auf der Spitze des Bootes, welches einem kolossalen Fische schnell näher kam; den Wurfspeer hatte er vor sich zur Hand gelegt, um schnell, nachdem die Harpune festgeworfen, auch mit jenem den Todeswurf thun zu können, ehe der Fische in die Tiefe ginge. Jetzt war er nahe genug, die Harpune flog und bis an den Schaft vergrub sich das bezahnte Eisen in den Rücken des riesigen Thieres. Dieses tauchte aber so plötzlich und so schnell in die Fluth hinab, daß Buardo keine Zeit hatte, Gebrauch von dem Wurfspeer zu machen.

Noch war der Fische nicht wieder sichtbar, als die Leine abgelaufen war und er das Boot in fliegendem Laufe hinter sich her durch die Wogen zog.

Das lange Verbleiben des Fisches unter Wasser zeigte, daß derselbe nicht schwer verwundet sei und daß er eine ungewöhnliche Stärke besaß. Endlich erschien er an der straffen, zitternden Leine wie ein wüthender Renner auf den Wogen und brauste mit rasender Schnelligkeit dem Durchgange zwischen zwei in weiter Ferne gelegenen Inseln entgegen. Buardo war an das Steuerruder gesprungen, um das Schiff selbst mit kräftiger Faust zu lenken, da es in der fliegenden Eile, womit es dahinsaupte, bei der ziemlich stark bewegten See in jedem Augenblicke umzuschlagen drohte. Fort ging es, Woge auf, Woge nieder, dem schmalen Canal zwischen den beiden Inseln zu, in welchen sich die See hineindrängte und ihre Wellen hoch über sich aufwarf. Zischend schoß das Boot in den fliegenden Schaum der von beiden Seiten zurückstürzenden Brandung, und mit Entsetzen erwartete die Mannschaft von Augenblick zu Augenblick, unter den Sturzwellen begraben zu werden. Dicht von dem fliegenden Gischt umgeben, waren sie jedes Blickes um sich beraubt, und der Sprühregen fiel erstickend auf sie herab. Da schossen sie wieder in die offene See hinaus und sahen das schwarze Ungeheuer mit unverminderter Eile vor sich einer andern Inselgruppe zustürmen. Der Durchgang zwischen deren felsigen Ufern war noch viel schmäler, als der, welchen sie so eben durchjagt hatten, und mit Unglück weissagendem Blick baten die Matrosen Buardo, sie nicht zum zweiten Male einer solchen Gefahr auszuweichen.

„Laßt ihn laufen, vielleicht wendet er sich vor den Inseln!“ rief Buardo durch den Sturm, den die Schnelligkeit des Laufes ihnen entgegentrieb. Der Fische aber jagte in gerader Richtung auf den Engpaß zu, und die Mannschaft wiederholte die Bitte an Buardo noch dringender, sie von dem wüthenden Thiere zu befreien.

„Rappt die Leine!“ rief er jetzt, als das Schiff dem Eingange zwischen den Inseln zuschoß, und im nächsten Augenblick war das Seil durchschnitten. Der Fische jagte unaufhaltsam fort, in die schäumende Fluth hinein; das Boot aber wandte sich an dem Ufer der größern von den beiden Inseln hin und hatte bald seinen Lauf beendet. Das Ufer sank hier sanft in die See hinab und war mit den üppigsten Pflanzen und Fruchtbäumen bedeckt.

„So wollen wir wenigstens eine Ladung Früchte nach der Dneida bringen, da uns dieser prächtige Fische

entgangen ist!“ sagte Buardo und wandte die Spitze des Bootes dem Ufer zu. Den Matrosen war dieser Vorschlag sehr willkommen, bald war das Schiff an dem Ufer befestigt und die Mannschaft sprang auf dasselbe hinauf, um sich von der tollen Fahrt zu erholen und sich beim Einsammeln von Früchten zugleich an denselben zu laben. In kurzer Entfernung von dem Platze, wo das Boot lag, ergoß sich ein rauschender Bach in die See, der seinem klaren, kühlen Wasser nach aus den Bergen kommen mußte, die Buardo während der Jagd über der Insel aufstrebend bemerkt hatte. Die Mannschaft hatte sich links und rechts von dem Wasser in dem Walde vertheilt, und Buardo folgte gedankenvoll dem Ufer desselben durch das Dickicht, bis er plötzlich auf einer Hochebene stand, die sich, mit saftig grünem Gras bedeckt, nach den Bergen hinanzog und aus welcher hier und dort ein kleines Gehölz aufstieg. Der Bach, der aus den Bergen zu kommen schien, schlängelte sich durch dies Grasland heran und war zu beiden Seiten von Palmen und anderen Tropenpflanzen überschattet. Buardo war kaum aus dem Wald getreten, als es in dem Gebüsch am Bache rauschte und er zu seiner Verwunderung ein Rudel Schweine daraus hervorbrehen sah. Die Thiere flohen wild über die Ebene, und nun erkannte Buardo in der Ferne an dem Fuße der Berge noch andere Thiere, die er für Ziegen hielt. Er stand und schaute sinnend auf den Reichthum, den die Insel allenthalben, wohin er sich wandte, vor seinen Blicken entfaltete, und der Gedanke schoß ihm durch die Seele, welches Glück er finden könne, wäre es ihm vergönnt, mit Semonahier zu leben. Zwischen dem ersten Gedanken und dem Beschluß, ihn auszuführen, lagen aber nur Minuten, er fühlte es, der Allmächtige hatte ihn hierher geführt und ihm den Gedanken eingegeben; er faltete unwillkürlich seine Hände und sah, von Dankgefühl durchbebt, zum Himmel auf. Dann ließ er seinen Blick um sich schweifen; dort, wo der Bach aus den Bergen zu kommen schien, dort mußte er seine Hütte aufschlagen, von da aus konnte er das Meer überschauen, das Wild und die herrlichen Früchte boten ihm Nahrung im Ueberflusse, das Wasser war klar wie Crystall, und Holz fand sich in Menge vor. Es war beschlossen, fest beschlossen, Buardo wollte mit Semonahier von dem Schiffe entfliehen und hier sich eine Heimath gründen. Er eilte schnell zu seinen Kameraden zurück, die bereits das Schiff mit Früchten beladen hatten, setzte sich an dem Steuer nieder, ließ das Segel aufziehen und lenkte das Boot in die See hinaus, den beiden Inseln entgegen, zwischen welchen sie in so großer Gefahr geschwebt hatten. Diesmal aber steuerte er um die äußere Insel, dem offenen Meere zu, wo er auch bald in weiter Ferne die Segel der Dneida erkannte, die sich nur langsam zu bewegen schien.

Die anderen Harpuniere waren glücklicher gewesen, als Buardo, denn sie hatten zwei Fische gefangen, die bereits an den Seiten des Schiffes befestigt und an denen die Mannschaft schon in voller Arbeit war, sie ihres Specks zu berauben. Nach Verlauf einer Stunde erreichte Buardo das Schiff und verkündete dem Capitain mit Bedauern die Fehljagd, wobei er die Harpune und die Leine eingebüßt hatte; die Ladung Früchte aber, die das Boot brachte, war augenblicklich willkommener, als ein Wallfische, indem man mit den beiden gefangenen vollaus zu thun hatte.

Am diesem Abend saß Buardo, als der Mond aufstieg, in dem Boot, welches an der hintern Seite des Schiffes über dem Meere hing, und theilte Semonahier seinen Entschluß mit, von dem Schiffe nach der Insel zu fliehen. Die Negerin ergriff, freudig behebend, den

Vorschlag und erklärte sich bereit, ihn auszuführen oder mit Buardo zu sterben, da sie Beide die bevorstehende Trennung ja doch nicht überleben wollten.

Die Flucht erlaubte aber keinen langen Aufschub, indem der Fischefang die Dneida leicht von den Inseln entfernen und es dann schwer, vielleicht unmöglich werden konnte, dieselben wieder aufzufinden. Buardo machte daher im Stillen eilig alle Vorbereitungen dazu, legte Werkzeuge aller Art in Bereitschaft, verschaffte sich durch Semona aus der Kajüte Pulver und Blei für die Kinte, die ihm der Capitain gegeben hatte, als er die Früchte von der Insel holen sollte, und Semona versorgte sich mit Zeug und den zur Handarbeit nöthigen Gegenständen. Nach zwei Tagen, während deren der Fischefang sehr günstig gewesen war, hatte Buardo Alles zur Flucht vorbereitet und die kommende Nacht zu deren Ausführung bestimmt. Das Schiff war bedeutend weiter nach der nordwestlichen Seite der Inselgruppe gelangt, so daß die Berge auf der von Buardo erwählten Insel nicht mehr zu sehen waren; ihre eigenthümliche gebrochene Form aber hatte sich seinem Gedächtniß zu fest eingepägt, als daß er nicht überzeugt gewesen wäre, sie wieder auffinden zu können. Der Abend nahte, die Mannschaft hatte die Arbeit an einem heute in der Frühe gefangenen Wallfisch beendet, und Alles an Bord sehnste sich nach Ruhe. Der Mond erschien schon etwas später, und um so tiefer war die Finsterniß, die seinem Aufsteigen voranging. Kaum war die Sonne glühend in die spiegelnde, blizende See versunken, als die Nacht mit eiligen Schwingen sich über die grüne Kluth ausbreitete, deren Bewegung gegen Abend heftiger geworden war, und deren Wogen ihre schaumbedeckten Häupter rauschender und ungestümer gegen die starren, mit Kupfer beschlagenen Wände der Dneida warfen. Diese schaukelte sich, wie auf ihren Vorbeern ruhend, auf den brausenden Wogen, ohne auf ihrem Wege vorwärts zu kommen, denn der Capitain hatte nur wenige kleine Segel aufgesetzt, genug, um das Schiff steuern zu können.

Das Abendbrod war in der Kajüte sowohl, als auch von dem Schiffsvolk eingenommen, und der Capitain sammt der Mannschaft hatten sich zur Ruhe begeben, nur die Matrosen der ersten Nachtwache befanden sich noch auf dem Verdeck und saßen rauchend und Taback kauend vor ihrer Kajüte, einander ihre Schicksale erzählend. Es war so finster, daß Einer den Andern nicht sehen konnte, um so glühender aber bezeichnete das Feuer in ihren kurzen Pfeifen die Stellen, die sie in dem Kreise einnahmen. Buardo hatte sich, wie gewöhnlich, und wie es auch Jeder an Bord wußte, mit Semona in das Boot begeben, welches an der hinteren Seite des Schiffes in Flaschenzügen hing, um dort den Abend zu verbringen, und da der wachhabende Steuermann, der auf dem Schiffe auf- und niederschritt, nicht auf das höhere, über der Kajüte gelegene Verdeck kam, so konnte er auch nicht bemerken, daß das liebende Paar heute nicht so ruhig und unbekümmert in dem Boote saß, wie sonst. Von der Dunkelheit beschützt, hatten sie die zur Flucht bereit gehaltenen Gegenstände leise und unbemerkt in das Boot getragen, Buardo hatte Mast, Segel und Ruder hineingelegt, und Semona war nochmals in die Kajüte gegangen, um sich zu überzeugen, daß Capitain Baker sich wirklich zur Ruhe begeben habe. Lautlos kehrte sie in das Boot zurück, Buardo ließ dasselbe langsam auf die See hinab, befreite es leise von den Tauen, die es am Schiffe festhielten, und die nächste Woge trug es auf ihrem Rücken von der Dneida hinweg. In das Boot niedergebeugt, hielt Buardo die Geliebte in seinem Arm und

blickte nach dem schwarzen Koloß, von dem sie durch jede neue Woge weiter entfernt wurden. Alles blieb still und stumm auf dem Wallfischfahrer, und derselbe verschwand bald in der Dunkelheit vor den Blicken der Flüchtigen. Jetzt setzte Buardo den Mast im Boote auf, entfaltete das Segel und steuerte nun nach einem Stern, den er sich als in der Richtung stehend gemerkt hatte, in welcher die ersehnte Insel lag. Stumm und in banger Spannung hatten die Fliehenden bis jetzt gegessen und Blick und Ohr nach der Dneida hin gerichtet, als aber das Linnen sich über ihnen blähte, da athmeten sie mit vollen Zügen auf, denn es war Freiheit, die sie umwehte. Frisch und kühlend blies der Wind in das aufgesetzte Segel, und frisch und lebendig zog die Hoffnung in die Herzen der Schwergeprüften ein. Buardo nahm die Geliebte an seine Seite und schlang seinen Arm fest um sie, während er mit seiner eisernen Rechten das Ruder hielt und das Schiff durch die brausenden Wogen lenkte.

Jetzt stieg vor ihnen aus dem schwarzen Meere der Mond wie eine glühende Kugel heraus und warf sein erstes mattes Licht über den weiten Ocean. Buardo's Blick flog schnell zurück nach der Dneida, doch noch war die Helligkeit nicht hinreichend, ihn deren Linnen erkennen zu lassen. Er zog das Segel seines Schiffchens straffer an, um dessen Schnelligkeit zu vermehren und baldmöglichst aus dem Gesichtskreis des Wallfischfahrers zu entkommen. Höher und höher stieg der Mond, sein Licht wurde heller, glänzender spiegelte es sich auf den weißen, schäumenden Wellen, und schärfer spähte Buardo nach der Dneida; sein Auge konnte sie nicht mehr finden, und die Besorgniß, daß man das Segel des Bootes von dem Schiffe aus noch erkennen könne, verschwand immer mehr. Bald wurden in südlicher Richtung die matten Umrisse mehrerer Inseln sichtbar, in denen Buardo diejenigen erkannte, in deren Nähe er früh am Morgen einen Wallfisch getödtet hatte, und nun richtete sich sein Blick weiterhin über das Meer, um die hohen, spitzen Felsen wiederzufinden, unweit deren er heute die Jagd begonnen hatte. Auch diese stiegen bald vor ihm aus der See auf und gaben ihm abermals die Richtung an, welcher er zu folgen hatte. Unaufhaltsam und mit immer straffem Segel theilte das Schiffchen die mächtigen Wogen, bis der Himmel im Osten sich röthete und der neue Tag die beiden Afrikaner wieder als freie Menschen begrüßte. Mit jubelndem Herzen und muthigem, entschlossenem Blick gaben diese den Gruß zurück und gelobten bei der aufsteigenden Sonne, ihre Freiheit und ihr Leben sollten zusammen enden.

Die Sonne stand schon hoch, als Buardo in weiter Ferne die Spitze des Berges erkannte, der sich über der heißersehnten Insel erhob, und er leitete frohlockend den Blick Semona's hinüber.

„Noch eine Stunde Zeit mag uns der Himmel geben, meine Semona, und wir sind gerettet; denn einmal auf der Insel, und ich lasse der Verfolgungen durch die Schiffsmannschaft!“ sagte Buardo und schaute immer wieder hinter sich über das Meer; aber kein Segel zeigte sich. Deutlicher und höher hob sich die Insel vor den verlangenden Blicken der Flüchtlinge, bald konnten sie die Wälder, die Grasflächen, die einzelnen Bäume erkennen, und um die Mittagszeit endlich lenkte Buardo das Boot an dem felsigen Ufer hin, um einen passenden Landungsplatz zu suchen. Den frühern vermied er absichtlich, und erst über eine Meile von demselben entfernt zog er das Segel ein und ruderte das Boot an das Ufer. Die Brandung war an dieser Seite der Insel unbedeutend, weshalb Buardo schnell das Land erreicht und die mitgenommenen Gegenstände auf dasselbe geschafft hatte. Dann befestigte er den

kleinen Anker in dem harten Felsen unter dem Wasser-
spiegel, trug viele schwere Steine in das Boot und
füllte es mit Wasser, so daß es auf den Grund ver-
sank und keine Spur seines Vorhandenseins hinterließ.
Nun packten die Geretteten ihre Habseligkeiten rasch in
das Segel, hingen den daraus verfertigten Ballen an
den mitgenommenen schwanken Mast des Schiffes und
trugen ihn gemeinschaftlich landein. Der Wald, der
die Insel umgürte, war bald durchschritten, und die
weite Grasflur breitete sich vor den eiligen Wanderern
aus, die, ohne zu rasten, ihren Weg nach den Bergen
durch die hohen, üppigen Gräser und Pflanzen verfolgten.
Die Sonne brannte heiß auf sie nieder, und je mehr
sie sich den steilen Höhen näherten, um so beschwerlicher
wurde ihnen das Gehen. Wie willkommen war ihnen
jetzt aber jede Beschwerde, jede Entbehrung, ja jede
Gefahr: gingen sie doch wieder als freie Menschen um-
her und waren nicht mehr der verkäufliche Artikel, die
Waare, die als Eigenthum von einer rauhen Hand in
die andere wanderte! Hoch schlugen ihre Herzen, frei
und tief athmete ihre Brust, und mit glückstrahlenden
Augen schauten sie nach den Bergen, wo sie ihre eigene
Hütte, ihren eigenen Heerd aufschlagen wollten. Wohl
richteten sie wiederholt ihre Blicke über den weiten
Oceano, nach der Dneida suchend, auf der sie von dem
Sclavenjoch auf ewig Abschied genommen hatten; es
war aber kein ängstlicher, kein knechtisch-furchtsam ban-
gender Blick, den sie über die Wogen sandten, aus
ihren Augen glänzte und funkelte die Freiheit, nach der
die Menschen die Hand nun und nimmer wieder aus-
strecken sollten. Je höher sie stiegen, desto herrlicher,
desto reizender umgab sie ihre neue Heimath, ihr
neues Vaterland, die grünen Matten um sie waren
bunt mit den prächtigsten Blumen geschmückt, in allen
Richtungen erhoben sich kleine Baumgruppen, aus deren
glänzend grünem Laub ihnen goldige Früchte entgegen-
lachten; hier rieselte ein crystallearer Bach über blühen-
des Gestein, und zu ihren Füßen umkreiste sie der üppige
Tropenwald mit seinen schlanken, zum blauen Aether
aufstrebenden Palmen, über den hinaus ihre Blicke auf
den weiten Oceano schweiften. Es war eine kleine, eine
wunderbar schöne, sonnige Welt, die Buardo und Semona
in sich aufgenommen hatte und die mit freundlich
ewigem Frühlingslächeln ihnen versprach, ihre Liebe,
ihre Glück zu behüten und ihnen ihr verlorenes Vater-
land zu ersetzen. — Sie hatten den Fuß der Berge
erreicht, wo sich die Felsen, wild und malerisch schön,
schroff über einander aufthürmten und in steilen Ab-
hängen tiefe Schluchten zwischen sich bildeten, aus deren
Dunkel riesige Cocospalmen ihre fruchtbeladenen Wipfel
über undurchdringliche Dickichte von Stachel- und
Rankengewächsen erhoben.

Von der Herrlichkeit des betretenen irdischen Pa-
radises wonnig durchbebt, ließen die glücklich Geretteten
die Bürde fallen, sanken, von heißem Dankgefühl
überwältigt, auf die Erde nieder und sandten ihr Gebet
zu dem Allmächtigen auf, der sie so gnadenreich be-
schützt und so wunderbar gerettet hatte. Dann fielen
sie sich unter Freudenstränen in die Arme und gelobten,
ihre Freiheit, ihr Glück mit dem letzten Blutstropfen
gegen jeden Angriff zu vertheidigen.

Buardo untersuchte nun die Flinte, schüttete frisches
Pulver auf die Pfanne und übergab sie Semona,
worauf er die Berge hinaufstieg, um ein Versteck auf-
zufinden, welches ihnen augenblicklich Schutz gegen eine
etwaige Verfolgung durch die Mannschaft der Dneida
gewähren sollte. Menthälben schenkte er auf seiner
Wanderung Rudel von wilden Ziegen vor sich auf,
die denn in kurzer Entfernung von ihm stehen blieben
und ihn verwundert anschauten. Nach mehrstündigem

Hin- und Hersuchen fand er hoch in den Bergen eine
Schlucht, die in einer tiefen Höhle endigte, und deren
Eingang von dichtem Rankengeflecht verdeckt war.
Ein frischer Quell rieselte aus ihr hervor, und ihr
Schatten empfing Buardo wohlthuend und erquickend.
Hier beschloß er, vor der Hand mit Semona zu woh-
nen, weil das Versteck schwer zu finden und leicht gegen
einen Angriff zu vertheidigen war, während seine nahe
Umgebung einen freien Blick über die Insel und über
den Oceano gestattete. Buardo eilte nun leichten Fußes
zu der Geliebten zurück, und bald waren sie mit ihrer
Habe in die erwählte Wohnung eingezogen. Während
Semona die Einrichtungen in der Höhle machte, begab
sich Buardo mit der Flinte auf die Jagd, von der er
in sehr kurzer Zeit mit einer feisten jungen Ziege
heimkehrte, deren zartes Fleisch das erste Mahl in der
neuen Heimath lieferte. Die Pracht des Sonnenunter-
gangs lockte die beiden Glücklichen aus der Höhle her-
vor, und mit Begeisterung hingen ihre Blicke an dem
Feuermeer des Abendhimmels, der sich in dem ruhigen
Oceano spiegelte; da plötzlich bemerkten sie dort, wo die
Sonne in das glühende Meer versunken war, ein auf-
steigendes Segel. Unbesorgt und in ungetrübtem Ge-
nuße ihres neugewonnenen Glückes beobachteten sie das
Schiff, welches sich rasch näherte, und in welchem Buardo
durch das Fernglas bald die Dneida erkannte. Sie
hatte alle Segel aufgesetzt, was bekundete, daß sie
nicht im Wallfischfang begriffen, sondern auf der Jagd
nach den entflohenen Menschen war. Die Dunkelheit
hatte sich bereits über Land und Meer gelegt, als die
beiden Flüchtlinge das Schiff wie ein graues Gespenst
an der Insel vorüberziehen und weiter auf dem Meere
hin in der Nacht verschwinden sahen. Mit Verlangen
erwarteten sie das Aufsteigen des Mondes, um den
drohenden Feind wieder beobachten zu können; als aber
das Licht sich mit Tageshelle über die See ausgebreitet
hatte, war die Dneida verschwunden. Auch der fol-
gende Tag verging, ohne daß sie sich hätte sehen lassen,
und Buardo kam zu der Ueberzeugung, daß Capitain
Vater ihn und Semona auf der Insel suchen würde,
von welcher die erste Ladung mit Früchten geholt war.

Raum aber graute der Morgen wieder und Buardo
trat aus dem Eingang der Höhle hervor, als sein Blick
den aufgeblähten Segeln des Wallfischfahrers begegnete,
der in grader Richtung auf die Insel zusteuerte. Er
rief Semona zu sich heraus, und Beide beobachteten
nun das Schiff, über dessen Ziel sie mit jeder Minute
mehr Gewißheit bekamen. Buardo hielt fortwährend
einen Blick durch das Fernglas auf das Verdeck ge-
richtet, denn das Fahrzeug war bereits so nahe, daß
er jeden einzelnen Mann auf demselben erkennen konnte.
Jetzt zog es die Segel ein und legte sich in den Wind,
um auf den Wellen zu treiben. Zugleich sah Buardo,
daß zwei Boote ausgerüstet wurden, um in See zu
gehen. Man ließ sie in das Wasser hinab, worauf
zwanzig Mann, mit Harpunen, Wurfspeisen und kurzen
Säbeln bewaffnet, in dieselben hinunterstiegen. Feuer-
gewehre trugen sie nicht, auch wußte Buardo, daß kein
solches, außer einer Doppelflinte des Capitains Vater,
sich an Bord befände. Bald füllten sich die Segel der
Boote, die nun rasch der Insel zusteuerten, und zwar
eines derselben in der Richtung nach dem Landungs-
platz, wo nach der Fehljagd die Früchte eingenommen
waren, während das andere an der Küste hinfuhr, mehr
der Gegend zu, in welcher Buardo mit Semona das
Ufer erstiegen hatte. Diese Beiden hatten sich in ihr
Versteck zurückgezogen, nachdem sie sorgfältig vor dem
Eingange desselben jede Spur verwischt hatten, die ihre
Gegenwart verrathen konnte. Fest und unwiderstlich
hatten sie beschloffen, ihr Leben für ihre Freiheit ein-

zufekern und dasselbe so theuer als möglich zu verkaufen. Klinte, Wurfspeer, Harpune, Art und Säbel waren zum Gebrauch bereitgelegt, und es zuckte Buardo durch alle Nerven, im Kampf für sein gutes Recht und für Semona den seit langer Zeit verhallten Schlachtruf nochmals ertönen zu lassen. Sie lagen lauschend hinter dem Dickicht, welches den Weg zu ihnen verbarg, und spähten durch dessen Laubmassen hinaus über die abschüssige Grasfläche vor der Schlucht. Alles blieb ruhig, nur der Wind, der sich erhoben hatte, rauschte in den Riesenblättern der Pflanzen und schwang die Wipfel der hohen Palmen hin und her. Auch zog Gewölk eilig am Himmel auf, und die Sonne blickte nur noch von Zeit zu Zeit in die Schlucht herab.

Mehrere Stunden verstrichen, ohne daß sich ein lebendes Wesen in der Nähe der Höhle gezeigt hätte, da sprang plötzlich ein Rudel der wilden Ziegen flüchtig vor denselben vorüber, und bald darauf hörte Buardo mehrere Männerstimmen. Sie kamen näher und immer näher, bis der Obersteuermann mit neun Matrosen auf dem Platz vor der Schlucht erschien und, sich von hier umblickend, sagte:

„Sie sind auf dieser Insel, darüber kann kein Zweifel sein, denn die Fußtritte, die wir dort oben aufgefunden haben, waren von Schuhen mit Absätzen hinterlassen worden. Wo aber finden wir die Canaillen? Und finden müssen wir sie, und sollten wir vier Wochen nach ihnen suchen! Capitain Baker hat es geschworen,

(S. 329.)



Die Selbstsucht.

Die Mauer umschleicht der Fuchs und spricht,
Gelockt von des Pfauen Gefreische:
„Nach deinem Gefieder frag' ich nicht,
„Wohl aber nach deinem Fleische!“

Er faßt den Pfau mit listigem Sprung
Und würgt des Armen Kehle.
Das sieht der feste Matrose jung:
„D warte, liebe Seele!

„Nach deinem Fleische frag' ich nicht,
„Wohl aber nach deinem Felle!“
Die Büchse knallt, das Füchlein bricht
Kopfüber in Staub zur Stelle. —

Fragt Ihr, was Bild und Lieblein hier
Denn nun besagen solle?
Die Selbstsucht spielt bei Mensch und Thier
In Allem die erste Rolle!

daß er nicht eher sich von diesen Inseln entfernen wird, als bis er die beiden Neger an Bord hat, da er Charles nun auch mit Semona verkaufen will. Laßt uns diesem Wasser folgen; ich glaube, sie stecken irgendwo in dem Walde an der Küste."

Mit diesen Worten schritt er weiter, und Buardo sah ihn mit funkelnden Augen nach, indem er leise sagte:

"Und wenn Ihr uns findet, dann wird es Manchem von Euch das Leben kosten. Gott Lob, diesmal sind wir ihnen entgangen, und sie werden uns hier nicht wieder suchen. Wenn die Andern nur nicht auch diesen Weg einschlagen!"

Wieder vergingen mehrere Stunden, ohne daß sich Einer der Feinde sehen ließ, und Buardo schlich sich vorsichtig hinaus in das Freie, um einen Blick nach der Dneida zu thun, die jetzt etwas weiter von der Küste trieb und gewaltig von den Wogen hin- und hergeworfen wurde; denn der Wind hatte sehr an Heftig-

keit zugenommen, und die See trieb ihre Wellen immer höher. Buardo hatte nur wenige Minuten nach dem Schiffe hingeschaut, als an dessen hinterstem Mast eine Signalflagge aufgezogen wurde. Es war das gewöhnliche Zeichen für die ausgelegten Boote, sofort an Bord zurückzukehren.

"Heute werden sie uns nicht mehr beunruhigen, denn der Capitain hat sie soeben durch ein Signal zurückgerufen!" sagte Buardo, indem er wieder zu Semona trat.

"Der Himmel ist mit uns, Buardo!" entgegnete die Negerin; "sieh nur, wie die Wolken jagen; es ist zum Erstenmale, seit wir in diesem Meere sind, daß sich die Sonne versteckt hat."

(Schluß in Hef. 12.)



Der junge Mann, leicht gekleidet, hielt sein Pferd an. (S. 330.)

Die Waise.

Novelle

von

E. H. v. Dedencroth.

Der Pfennigkram im Großhandel, die berechnende Habsucht im großartigen Treiben des Weltverkehrs, das ist es, was in der Stadt der Hansa die Menschen geschäftig umhertreibt, in abertausend verschiedenen Weisen dasselbe Streben nach demselben Ziel. Gold ist der Götze, und das harte, schwere Gold macht den Menschen hart und seinen Dünkel schwer. Der Schmutz raubt dem Golde nicht seinen Werth, und in der großen Handelsstadt fragt Niemand, was an dem Golde des Reichen klebt. Jede Kunst, jede Wissenschaft, jede Arbeitskraft hat ihren Werth je nach dem,

wie man sie gebrauchen kann, Waare in Gold zu verwandeln oder Gold zu gewinnen. Der Speculant fragt nach dem praktischen Nutzen, für ihn giebt es keinen anderen Maßstab, und wenn er Luxusartikel kauft, so thut er es, damit die Leute sehen, daß er Gold genug besitzt, um verschwenden zu können. Das hebt den Credit.

Wo man den Menschen nach seinem Golde wiegt, schließt man keine Bekanntschaft, ohne den Nutzen im Auge zu haben, den sie bringen kann. Der Geldmensch hat kein Herz, das der Freundschaft bedarf; als er Kaufmann wurde, da lernte er zuerst das Gefühl verachten. Es giebt nichts Störenderes für den rechnenden Kopf, als ein klopfendes Herz. Was man dem Nebenmenschen giebt, das entzieht man sich selbst; wer Andere nicht ausbeuten mag, wird von ihnen betrogen, und wer nicht hart sein kann, der ist dumm



Da öffnete der alte Seemann die Augen wieder. (S. 356.)

Semona,

oder:

Schwarzes Blut.

Ein Roman aus dem amerikanischen Slavenleben

von

f. A. Strubberg (Armand).

(Schluß.)

Semona und Buardo schlichen abermals hinaus, lauschten und spähten über die Insel und über das Meer, doch nirgends war etwas von den Männern noch von den Booten zu gewahren. Erst nach langer Zeit schoß plötzlich das eine Schiffchen in die See hinaus, um an Bord des Wallfischfängers zu gelangen, und wurde auf seinem gefährvollen Wege von den Wogen wie ein Spielball auf- und niedergeworfen; von dem zweiten Boote aber war noch keine Spur zu sehen. Der Tag neigte sich, und der Wind piffte hohl durch die Schlucht, vor welcher Buardo mit Semona stand, und die See wurde immer stürmischer bewegt. Die Dneida hatte mehr Segel aufgesetzt und war dem Ufer der Insel sehr nahe gekommen, als plötzlich der Wind herumfuhr und mit verdoppelter Kraft auf die Küste zublies. Jetzt wandte der Wallfischfahrer seine Spitze, um die offene See wieder zu erreichen; es war zu spät; der Wind und die Wogen trieben ihn mit jedem Augenblick den hohen, steilen Felsen näher, die sich gegenüber der Insel aus der See erhoben.

Alle Segel, welche die Masten zu tragen vermochten, wurden aufgezo-gen, so daß das Schiff sich immer tiefer auf die Seite legte; es war umsonst, es trieb der Küste zu.

Plötzlich wurde das Segel des zweiten Bootes auf den Wogen sichtbar und kämpfte gegen den Wind an, um den Wallfischfahrer zu erreichen, der in diesem Augenblick die Anker fallen ließ; noch immer wehte die Flagge über seinem Verdeck, welche die Mannschaft an Bord rief. In wenigen Minuten war die Dneida aller ihrer Segel beraubt und stieg nun, wie ein sich hochbäumender Renner an der Ankerkette auf und nieder. Das Boot aber hielt sein Segel immer noch ausgespannt gegen den Wind, der es oft zur Seite warf, als sollte die nächste Welle darüber hinrollen; im nächsten Augenblick aber schwebte es wieder auf deren Spitze, um abermals hinunter in die gähnende Tiefe zu schießen. Es kämpfte an, trotz Sturm und Wogen, und hatte den Wallfischfahrer bis auf kurze Entfernung erreicht, als es wieder zwischen den Wellen verschwand, diesmal aber nicht mehr auftauchte; die See hatte es verschlungen.

„Himmel, das Boot ist versunken!“ schrie Buardo entsetzt, indem er das Fernglas vom Auge nahm, „die Mannschaft ist verloren!“

„Die armen Menschen, Gott mag ihnen beistehen!“ seufzte Semona mit zum Himmel erhobenem Blick.

„Sie sind sämtlich verloren, denn von der Dneida wird noch kein Laut in das Wasser geworfen!“ sagte Buardo, nachdem er wieder eine Zeitlang durch das Glas gesehen hatte. „Jetzt lassen sie den zweiten Anker in die See hinab; wie das Schiff arbeitet und wie der Wind heult! Sieh nur dorthin, Semona, wie schwarz die Wolken auf der See hängen; das wird nimmer gut gehen!“

Der Sturm wurde mit jeder Minute heftiger, und die Wogen rollten wie Berge den hohen, schroffen Felsen zu. Der fliegende weiße Gischt der Wellen, die sich an dem Schiffe brachen, verhällte dasselbe oft für Minuten vor den Blicken Buardo's, und die eilig na-hende Nacht machte ihm dessen Erkennen immer schwieriger.

Unbeweglich hielt er das Fernglas auf das Fahrzeug gerichtet, um dessen Schicksal so lange als möglich zu erspähen, und Semona sah schweigend auf die schwarzen, vom schäumenden Meer umtobten Klippen, und ihr Herz zitterte für das Schicksal ihrer bisherigen Gefährten.

Jetzt war das Schiff wieder von weißen Schaum-massen umhüllt, abermals stieg es aus denselben auf, es bäumte sich hoch, es drehte sich im Kreise, die nächste Woge nahm es mit sich fort, es versank in der See, wieder trug es eine Welle auf ihrem Rücken weiter, und nun ging es im Sturm-lauf den Klippen zu, die es in wenigen Augenblicken erreicht hatte. Die See warf es hoch über sich gegen die schwarzen Felsen, in Trümmern stürzte es von ihnen zurück, und Buardo konnte keine Spur mehr von ihm erkennen.

„Geseitert, zerschellt!“ rief Buardo entsetzt, indem er die Hände nach dem Schreckensbild richtete, welches ihn das Fernglas soeben hatte sehen lassen.

„Was sagst Du, geseitert, die Dneida geseitert?“ fragte Semona erschrocken und faßte den Arm Buardo's.

„Sie ist an den Felsen zerbrochen und im Meere versunken. Wir sind gerettet, Semona, unsere Rettung kostet aber vielen unschuldigen Menschen das Leben!“ antwortete Buardo tief ergriffen und sah mitleidig nach den kaum noch zu erkennenden Felsen hin.

„Die Unglücklichen, der Allmächtige mag ihnen zu Hülfe kommen!“ flugte Semona und schmiegte sich enger an Buardo, während der Sturm sie umsauste und der Donner der Brandung die Insel erbeben ließ. Es war Nacht, die Höhle war von einem kleinen Feuer erhellt, und Buardo sah, in ernste Gedanken versunken, neben demselben auf dem steinigen Boden, während Semona damit beschäftigt war, aus dem Fleisch der erlegten Ziege das Abendbrot zu bereiten. Heulend und pfeifend brach sich der Sturm draußen an den felsigen Wänden der Schlucht und peitschte jetzt einen heftigen Regen gegen deren Eingang.

„Wie wunderbar hat uns Gott gerettet!“ sagte Buardo nach langem Schweigen.

„Unser Vertrauen auf ihn hat uns die Wege erkennen lassen, die seine Barmherzigkeit uns zeigte. Er war ja so oft unser alleiniger, unser einziger Trost, und er soll es immer bleiben, Buardo!“ erwiderte Semona, indem sie ihre Arme nach dem Geliebten ausbreitete.

„Ja, er soll es immer bleiben, mag er uns auch ferner gnädig sein!“ rief Buardo mit dankerfülltem Herzen, indem er aussprang und Semona an seine Brust drückte.

Beide waren tief bewegt; Glück und Jubel über die unverhofft schnelle günstige Wendung ihres Schicksals füllte ihre Herzen, und Trauer, Schmerz und Mitleid über das entsetzliche Ende ihrer vielen Gefährten mischte sich in ihre Freude.

Sie verbrachten die Nacht wachend, sie tauschten dem nach und nach ermattenden Sturme und glaubten immer, sie müßten die Hülserufe der Geseiterten durch seine schauerlichen Accorde vernehmen. Der Morgen kam, der Wind hatte sich gelegt, und die Wolken hingen wie graue Nebelmassen tief über dem Meere. Buardo war mit Semona hinaus vor die Schlucht getreten, vergebens aber suchten sie, die Felsen zu erkennen, an denen die Dneida geseitert war, die dichte, schwere Luft verbarg sie vor ihrem Blick.

„Ich möchte wohl hinunter an den Strand gehen, die See hat vielleicht Manches von der Dneida an unsere Insel geworfen, wovon wir Gebrauch machen könnten,“ sagte Buardo sinnend.

„So will ich Dich begleiten, ich kann Dir wohl hülfreich sein,“ versetzte Semona schnell und fügte dann

noch wehmüthig hinzu, „vielleicht finden wir auch einen der Verunglückten und können ihm einen Ruheplatz in dieser fremden Erde geben.“

„Wir wollen hinuntergehen, Semona!“ sagte Buardo jetzt, wie von einem neuen Gedanken getrieben, holte schnell Waffen und Stricke aus der Höhle und eilte mit der Geliebten den Berg hinab. Bald hatten sie den Wald erreicht, der, durch den Regen erfrischt, in saftigem Grün glänzte, und durch welchen das Brausen und Toben der Brandung ihnen betäubend entgegen schallte. Sie verdoppelten ihre Schritte, um dem zornigen Element näher zu kommen, und standen bald danach auf dem hohen, felsigen Ufer, an dem die heranrollenden Wogen emporgeschossen und, sich hoch über dasselbe erhebend, rücklings in die See zurückstürzten. Mit noch viel größerm Ungestüm aber rasten sie gegen die Felsen an, die sich in nicht weiter Ferne aus der tobenden Fluth erhoben, und hüllten sie bis hoch hinauf in ihren fliegenden weißen Schaum.

Buardo hatte seinen Blick an dem Ufer hin und her gesandt und richtete ihn jetzt über die zischenden Wogen nach den Klippen, indem er sagte:

„Dort, Semona, dort ist die Dneida zertrümmert worden; wäre sie hier an diese Küste geworfen, so hätten sich wohl einige von der Mannschaft gerettet, aber dort an den steilen, nackten Felsen — um Gottes willen — dort sitzt ein Mensch — Semona — siehst Du ihn nicht, dort oben auf der spitzen Klippe, an der die Wellen so hoch aufsteigen, daß man sie oft nicht sehen kann? Seht, jetzt sieht ihn — es ist wahrhaftig ein Mensch, der dort hängt!“

Mit diesen Worten zeigte Buardo in größter Bewegung nach einem spitzen Felsstück, welches nur von Zeit zu Zeit zwischen dem Gisch der Wellen sichtbar wurde.

„Du irrst Dich, Buardo, es ist nur der Stein, den Du siehst!“ entgegnete Semona und strengte ihren Blick mit aller Kraft an.

„Auch ich sehe ihn jetzt nicht mehr; aber es war ein Mensch, der dort saß, das könnt' ich beschwören!“ nahm Buardo wieder das Wort, „und jetzt, Semona, kommt es mir doch wieder vor, als ob ich ihn sähe. Warum nahm ich auch das Fernrohr nicht mit!“

„Soll ich es holen, Buardo?“ fragte Semona.

„Nein, bestes Weib, mir wird es leichter; bleibe Du hier, es droht Dir ja jetzt keine Gefahr; außerdem lasse ich Dir die Büchse zurück!“ entgegnete Buardo und sprang schnell durch den Wald davon.

Semona hielt ihr scharfes Auge unbeweglich auf die Spitze des Felsens gerichtet, und mehrere Male kam es ihr vor, als ob sie dort eine Veränderung in deren Form wahrnähme. Aber jetzt hatte es sich auf der Spitze deutlich bewegt, ja, sie glaubte, sie hätte einen erhobenen Arm gesehen. Sie stand bebend und mit gestalteten Händen da und warf von Zeit zu Zeit einen stehenden Blick zum Himmel auf. Wohl eine halbe Stunde verstrich, ehe sie die Fußtritte Buardo's vernahm, endlich kam er herangesprungen, und Semona rief ihm schon von Weitem zu:

„Es ist ein Mensch, der auf der Klippe hängt!“

Schnell hatte Buardo das Fernrohr vor dem Auge, sah einen Augenblick nach dem Felsen hin und schrie:

„Capitain Baker! — Es ist Baker, der dort liegt und sich mit den Armen an dem Stein festklammert!“

„Capitain Baker?“ wiederholte Semona leise und erschrocken.

„Ja, es ist Baker, er sieht hierher,“ sagte Buardo halblaut, und Beide sahen schweigend vor sich nieder. Es war aber nur eine Pause von wenigen Augenblicken, dann faßte Semona den Arm Buardo's und rief:

„Laß uns ihn retten, Buardo — er fleht Gott um Beistand an, und wie oft hat der Allmächtige unser Flehen erhört! Laß uns ihn retten, wenn er auch mein Herr war!“

„Er wollte Dich und mich verkaufen und hat das Leben der ganzen Mannschaft hierfür geopfert!“ antwortete Buardo, finster vor sich niedersehend, und fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Er wird uns verrathen und uns bei erster Gelegenheit an einen andern Wallfischfahrer ausliefern.“

„Laß uns ihn nicht richten, Buardo, überlaß dies dem Allmächtigen, der uns so oft vom Untergang gerettet und uns jetzt auffordert, einem Verzweifselnden Rettung zu bringen. Der Capitain fleht ihn und uns um Hülfe an!“ sagte Semona und legte liebevoll ihren Arm um Buardo's Schulter.

„Ja, Semona, Du bist ein guter Engel, den Gott auf die Erde sandte, Glück zu spenden; wir wollen den Capitain retten, und wenn wir auch unser eigenes Leben dafür einsetzen müssen,“ rief Buardo jetzt freudig entschlossen aus und setzte noch hinzu: „wenn er sich so lange dort halten kann, bis die See sich etwas beruhigt; denn jetzt wäre es unmöglich, mit dem Boot sich den Felsen zu nahen, ohne an ihnen zerstückelt zu werden. Wehe einmal mit Deinem Tuche, Semona, ich will durch das Glas sehen, ob er uns bemerkt hat.“

Semona that sofort, was ihr Buardo auftrug, und dieser sagte nach einigen Augenblicken:

„Ja, er sieht uns und weiß, daß wir ihn sehen, denn er winkte eben mit der Hand, wird sie aber wohl beide nöthig haben, um sich auf dem nassen Stein zu erhalten. Jetzt laß uns nach unserm Boote sehen!“

Nochmals schwang Semona ihr Tuch winkend hoch durch die Luft und folgte dann Buardo eilig an dem Ufer hin. Die beabsichtigte gute That besüßelte ihre Schritte, bald hatten sie die kleine Bucht erreicht, wo Buardo das Boot versenkt hatte und wo die Brandung, an dem vorspringenden Ufer gebrochen, keine Gewalt ausüben konnte. Der Anker saß noch fest in dem Gestein, Buardo hob ihn hervor, zog das Boot an dem Tau nach dem Land herauf, warf die Steine aus demselben in das Meer, und nach wenigen Minuten schaukelte sich der Kahn auf der bewegten grünen Fluth.

Dann eilte Buardo mit der Geliebten nach der Höhle zurück, um Mast und Segel zu holen und dem Manne Rettung zu bringen, der ihnen Verderben geschworen hatte.

Es war gegen Mittag, als das Boot mit Mast und Segel zum Auslaufen fertig lag und Buardo die Ruder aus dem nahen Dickicht, wo er sie versteckt hatte, herbeitrug. Die Luft war höher geworden, das Gewölk theilte sich, der blaue Himmel sah hier und dort wieder hervor und die Sonne blickte von Zeit zu Zeit auf die Insel nieder. Die See hatte sich sehr beruhigt, die Wogen gingen noch hoch, sie rollten aber regelmäßiger und stürmten nicht mehr mit solcher Wuth gegen die Küste an, wie noch am frühen Morgen.

„In Gottes Namen, laß es uns wagen, Semona!“ sagte Buardo und sprang in das Boot hinein, indem er die Hand nach der Geliebten ausstreckte. Diese ergriff sie und folgte dem Manne ihres Herzens unverzagt, um die Gefahr mit ihm zu theilen. Das Segel blähte sich auf, das Schiff schoß in die See hinaus und Buardo lenkte es mit kräftiger, sicherer Hand durch die gewaltigen Wogen. Bald hatten sie die Küste umsegelt und die weite Bucht erreicht, die von den Felsen gebildet wurde, an denen die Dneida ihren Tod fand. Buardo's Blick erkannte sofort die hohe Klippe, auf welcher der Capitain hing, und mit Grausen sah er die Wogen an den Felsen aufsteigen und ihren Schaum

im Winde versprühen. Unererschüttert und ohne Wanken aber hielt er die Spitze des Boots auf die furchtbare Brandung gerichtet, und die Gestalt des Capitains wurde mit jedem Augenblick kenntlicher. Er hing mit der Brust auf dem spitzen Felsen, hielt ihn mit den Armen umflaumert, und um seine herabhängenden Füße leckten die Wellen mit ihren schaumbedeckten Zungen, als wollten sie ihn zu sich herunter in die Tiefe ziehen. Jetzt kam das Boot fliegend herangeschossen, Semona saß an der Brüstung mit dem Tau in der Hand, um es dem Geschickerten zuzuwerfen, und Buardo hielt mit aller Gewalt das Schiff auf die Klippe gerichtet, um so nahe als möglich an ihr vorüberzukommen. Jetzt trug die letzte Woge den Kahn nach dem Felsen hin. „Laß Dich in die See fallen!“ schrie Buardo dem Capitain zu, das Tau flog aus Semona's Hand, ein dichter Schaumregen umhüllte Boot und Schiffer, und an dem schwarzen Gestein vorüber jagte der Kahn auf die nächste glatte Woge hinaus.

„Halt' fest! halt' fest!“ rief Buardo jetzt dem Capitain zu, der an dem Tau hing und von Jenem nach dem Schiffe gezogen wurde, während Semona das eingekommene Segel mit ihren Armen um den Mast drückte, damit es der Wind ihr nicht wieder entriß. Im nächsten Augenblick hob Buardo den Capitain in das Boot hinein, erfaßte wieder das Ruder und Semona entfaltete abermals das Segel. Es war die höchste Zeit, denn die Woge hatte den Kahn den fernerer Klippen zugetragen, und nur die Riesenkraft Buardo's vermochte es, denselben von ihnen abzulenken und in die offene See hinauszusteuern.

„Gott sei gelobt!“ sagte er, als er das Schiff wieder durch den Wind gelehrt und dessen Spitze der Insel zugewandt hatte, nach deren Ufer es jetzt pfeilschnell durch die Wogen schoß.

Capitain Baker lag ohne Bewußtsein neben Semona in dem Boot hingestreckt, während sich seine Brust nur mühsam hob. Bald landete das Boot in der ruhigen Bucht, und Buardo trug den alten Mann in seinen Armen auf das hohe Ufer.

Die Sonne schien warm und wolthuend auf den erschöpften Geretteten nieder, Semona hatte süße Limonen herbeigeholt und ihm von deren Saft auf die Lippen geträufelt, er schlug die Augen wieder auf, sah die Kegerin an und schloß die Lider abermals.

„Du bist bei Freunden, Capitain!“ sagte Buardo zu ihm und drückte ihm die Hand, während er seinen Kopf auf sein Knie hob. Da öffnete der alte Seemann die Augen wieder und ein Thränenstrom brach aus ihnen hervor. Er sah schweigend bald Semona, bald Buardo an und dankte ihnen mit reuigen Blicken, als ersehe er ihre Vergebung für sein begangenes Unrecht. Beide aber sprachen herzlich und freundlich zu ihm, sie trugen ihn unter einen Baum und setzten ihn an dessen Stamm im Grase nieder, Buardo nahm die nasse Kleidung von seinem Oberkörper, gab ihm dafür seine warme Seemannsjacke, die Baker ihm an dem Morgen in der Chesapeake-Bay durch Semona übersandt hatte, und bald kehrten dessen Kräfte und volle Besinnung zurück.

„Wie soll ich Euch danken, wie kann ich das Unrecht wieder gut machen, welches ich an Euch begangen, und wie ist es möglich, daß ich auf Eure Verzeihung hoffen darf?“ hob Baker endlich mit schwacher Stimme an und sah mit feuchten Augen bittend zu seinen Rettern auf.

„Der gute Gott hat Dich gerettet, Capitain!“ sagte Buardo mild und freundlich, „er hat es durch uns gethan, die er auch so wunderbar vor Schmach und Untergang bewahrt hat. Wir hatten Dir Beide

schon da vergeben, als Du von der Klippe aus Dein Flehen zu dem Allmächtigen sandtest, und wir heißen Dich in unserer neuen Heimath willkommen, sowie Du mich auf Deinem Schiffe willkommen nanntest.“

Hierbei drückte Buardo dem Capitain herzlich die Hand, und Semona reichte ihm süße, saftige Früchte, woran der alte Mann sich labte.

Erst gegen Abend hatte sich Baker so weit erholt, daß er den Weg nach der Höhle mit seinen Rettern antreten konnte, den er mit vielen Unterbrechungen bis Sonnenuntergang zurücklegte. Hier bereitete Semona nun aus Laub und trockenem Gras ein weiches Lager für den Gast, sie benutzte das letzte Fleisch der Ziege, um ihm ein stärkenbes Abendessen zu reichen, und unterhielt während der ganzen Nacht das Feuer, damit er sich bei dessen Gluth erwärme. Buardo gewahrte des Capitains Verwunderung darüber, daß Semona ihn nicht Charles, sondern Buardo nannte, und theilte ihm darauf mit, daß zu jener Zeit, als er die Geliebte kennen lernte, man ihn Buardo genannt habe, weshalb ihr dieser Name lieber wäre.

Baker hatte sich am folgenden Morgen vollkommen erholt und begleitete seine beiden Wohlthäter nach dem Strande hinunter, um dort, wo die tobende Brandung verschwunden war und die Wogen nur noch spielend heranrollten, zu sammeln, was die See von der Dneida ausgeworfen hatte. Sie fanden unzählige Gegenstände, die ihnen willkommen waren, auf dem Ufer liegen, eine bei Weitem größere Anzahl aber, die in der Nähe der Küste umhertrieb, holten sie in dem Boote aus dem Meere. Darunter befanden sich Tonnen mit Del, mehrere Fässer mit gefalzenem Fleisch, andre mit Mehl, mit Brod, mit Erbsen, Mais und Bohnen, ein noch halbgefülltes Faß mit Brantwein, viele Kleidungsstücke und Bettzeug, eine Menge Segel und Tauen, und endlich auch die amerikanische Flagge, die Baker an dem Schreckenstage aufgezogen hatte. Alles wurde an das Land geschafft, selbst jedes Stück Holz von den Trümmern des Schiffes, und dann begannen die drei Ansiedler, die werthvolleren Sachen nach der Höhle hinaufzubefördern. Hiermit verstrichen mehrere Wochen, während welcher Zeit Buardo häufig auf die Jagd ging, um frisches Fleisch anzuschaffen. Unzählige Ziegen und Schweine lebten auf der Insel, welche, wie Capitain Baker sagte, von den Thieren abstammten, die mehrere amerikanische Wallfischfahrer hier absichtlich ausgesetzt hatten.

Buardo war nun darauf bedacht, sich eine bequemere Wohnung zu bauen, und wählte hierzu den Platz, den er gleich bei seinem ersten Besuch auf der Insel dafür bestimmt hatte; es war da, wo sich der Bach am Fuße der Berge in die Grasfläche hineinwand. Das viele aufgespitzte Holz von der Dneida kam ihm sehr hierbei zu Statten, und mit Hülfe Baker's und Semona's war bald das Haus errichtet und bezogen. Nun legte er einen Garten an, in welchem Mais, Erbsen und Bohnen gesät wurden, und dann pflanzte er Palmen, Bananen, Citronen- und Orangenbäume, welche er aus dem Walde holte, um die Niederlassung.

So verlebten sie in ungestörtem Frieden und innigster Eintracht mehrere Monate; Baker's aufrichtigste, heisseste Dankbarkeit that sich in jedem Blick, jedem Wort, jeder Handlung kund, und mit Verlangen schaute er Tag für Tag über den weiten Ocean und hoffte ein amerikanisches Schiff nahen zu sehen, um an dessen Bord, also auf amerikanischem Grund und Boden, den Freibrief für Semona ausstellen zu können.

XX.

Es war gegen Ende des Winters, als an einem heitern Morgen ein großes Schiff, dem Meheren nach ein Wallfischfahrer, sichtbar wurde und sich unter vollen Segeln der Insel nahte.

Baker eilte sofort mit Buardo dem Strande zu, um die amerikanische Flagge dort auf dem hohen Stamme einer Palme aufzuziehen, den sie zu diesem Zwecke hergerichtet hatten. Bald war sie in dem Winde entfaltet und flatterte über die See hinaus, während Baker das Fernglas auf das Schiff gerichtet hielt, um zu sehen, ob man das Signal dort gewahre. Das Fahrzeug steuerte jetzt zu nördlich, um der Insel noch näher zu kommen, und es war noch zu fern, als daß man von dessen Verdeck mit bloßem Auge die Flagge auf dem Strande hätte erkennen können. Schon gaben die beiden Männer die Hoffnung auf, das Schiff heranzurufen, als Baker wieder durch das Glas schaute und jubelnd verkündete, daß man ihnen auf dem Fahrzeuge durch Aufziehen der amerikanischen Flagge geantwortet habe. Jetzt änderte das Schiff auch seinen Lauf und steuerte der Insel zu. Baker und Buardo bestiegen nun eilig das Boot und segelten dem fremden Schiff entgegen, in welchem sie bald wirklich einen Wallfischfahrer erkannten. Schon von Weitem rief Baker dem Capitain des Schiffes seinen Namen zu und theilte ihm mit, welches Schicksal ihn auf die Insel geführt habe. Er wurde mit Freuden am Bord empfangen und stellte dem Capitain, mit welchem er schon seit Jahren bekannt war, in Buardo seinen Retter, seinen Freund vor. Das Schiff hieß Salem, gehörte nach Boston und war mit voller Ladung auf seiner Heimreise begriffen. Sein Capitain erbot sich sogleich, Baker an Bord zu nehmen, um ihn nach Boston zu führen, und erklärte sich bereit, auch Buardo freie Fahrt dorthin zu geben. Dieser lehnte höflich dankend das Anerbieten ab, Baker aber bat um Zeit, nochmals die Insel besuchen zu können, um Buardo's Frau Lebewohl zu sagen und ihr für die Wohlthaten zu danken, die er von ihr empfangen habe.

Das Boot trug die beiden Männer nach der Insel zurück, und sie hatten kaum den Strand erreicht, als Semona, mit einem großen, von ihr selbst verfertigten Korbe voll herrlicher Früchte auf dem Kopfe, ihnen entgegenkam, um sie Baker mitzugeben, da sie alles Geschehene von dem Hause aus überwacht und daraus geschlossen hatte, daß ihr Gast sie nun verlassen würde. Tiefbewegt dankte der Capitain jetzt seinen Rettern und Freunden für Alles, was sie an ihm gethan, und versprach ihnen, sich durch die That dankbar zu zeigen, wenn er mit dem neuen Schiffe, welches er sofort nach seiner Rückkehr in die Heimath zu kaufen gedente, dieses Meer wieder besuchen würde. Semona bestieg nun mit den beiden Männern das Boot, um den lieben Gast nach dem Schiffe zu geleiten; das Segel wurde abermals entfaltet, und der Rachen strich schaukelnd durch die Wogen dem Wallfischfahrer zu, der seiner, auf der grünen Fluth treibend, harrte. Buardo ergriff das Tau, welches ihm von dem Verdeck des Salem aus zugeworfen wurde, um sein Boot an ihrer Seite zu halten, worauf Baker dessen Bord erklimmte. Dieser, sowie der Capitain des Schiffes, baten Buardo und Semona, gleichfalls an Bord zu kommen, sie lehnten es aber dankend ab und waren durch keine Bitte dazu zu bewegen, ihr Schiffchen zu verlassen. Diese Weigerung berührte Baker schmerzlich, obgleich sie ihm vollkommen gerechtfertigt erschien, und er bat seine Wohlthäter, nur noch kurze Zeit in der Nähe des Schiffes zu verweilen, da er den

Freibrief für Semona ausstellen wolle. Bald nachdem er sich von dem Verdeck entfernt hatte, wurde Buardo von dem Steuermanne wieder an die Seite des Fahrzeuges gerufen, und dieser reichte ihm nun im Auftrage, des Capitains eine große Menge Geschenke in das Boot hinab, die theils in Lebensmitteln, theils in Werkzeugen, Kochgeschirr, Kleidungsstücken, Baumwollen- und Wollstoffen nebst Pulver und Blei bestanden. Nach Verlauf einer halben Stunde erschienen die beiden Capitains abermals auf dem Verdeck, Baker gab Buardo den ausgestellten Freibrief für Semona, reichte ihm noch eine schöne Doppelflinte und ein Paar Pistolen und warf zuletzt noch einen Beutel mit tausend Dollars in das Boot. Dann rief er allen Segen des Himmels auf seine Retter herab, die Segel des Salem füllten sich, und von dem oberen Verdeck des davon-eilenden Schiffes winkte der dankbare frühere Herr Semona's ihr und ihrem Gatten noch lange Lebewohl zu.

Ein Jahr später warf ein prächtiges neues Schiff bei untergehender Sonne und ruhiger, spiegelglatter See seinen Anker gegenüber der Stelle aus, wo Baker die Flagge an der Palme aufgezogen hatte. Ein Boot, mit sechs Matrosen bemannt, stieß von dem Fahrzeuge ab und brachte den Capitain desselben an das Ufer der Insel. Es war Capitain Baker, der mit seinem neuen Schiffe dieses Meer abermals aufsuchte, um eine Ladung Thran zu gewinnen, und der nun einige Tage bei seinen Freunden verleben wollte. Die Freude, die Ueberraschung war groß von jeder Seite, denn die beiden glücklichen Afrikaner hatten den Freund nicht so bald zurückerwartet, und Capitain Baker fand noch einen dritten Inselbewohner in dem Hause seiner Freunde vor, der in der Person eines kleinen Buardo bestand, womit Semona ihren geliebten Gatten vor Kurzem beschenkt hatte. Baker bat sogleich darum, den kräftigen Knaben aus der Taufe heben zu dürfen, welchen kirchlichen Act er selbst nach einigen Tagen in Gegenwart seiner Steuerleute vollzog und wobei er dem Kinde neben dem Namen Buardo noch den seinigen, Charles, ertheilte.

Alle die tausend vermischten Kleinigkeiten, die ihm und seinen liebevollen Wirthen während seines gezwungenen Aufenthalts auf der Insel wünschenswerth erschienen waren, hatte er an Bord und machte sie Semona mit noch vielen andern werthvollen Gegenständen zum Geschenk, während er für Buardo ein prächtiges Segelboot und schöne Waffen mitgebracht hatte. Sehr erwünscht war ihm seine Pathenschaft, da sie ihm eine neue Gelegenheit bot, seinem Dankgefühl durch Freigebigkeit Ausdruck zu verleihen. Den Haushalt Semona's bereicherte er außerdem noch durch eine Anzahl Federvieh verschiedener Art und namentlich durch eine große Auswahl von Gartensamereien.

Während einer ganzen Woche schaukelte sich das mächtige Schiff auf den spielenden Wellen vor der in ewigem Frühling prangenden Insel, und mit schwerem Herzen und feuchtem Blicke trennte sich dann Capitain Baker von Buardo und Semona, den beiden glücklichsten Menschen und treuesten Freunden.

Von jetzt an besuchten alle Wallfischfahrer die Buardo-Insel, wie man sie nannte, und versorgten sich dort mit Gemüse, mit Obst, Federvieh und frischem Fleisch, und noch bis auf den heutigen Tag ist die zahlreiche Familie Buardo's und Semona's im alleinigen Besitze der Insel, und jeder Capitain sieht mit Freuden und mit einem Trostgefühl nach der schönen kleinen Welt hin, an deren Ufer so mancher Seefahrer, Hülfe und Rettung gefunden hat.

Da man nun aber zur Hervorbringung einer Fernschrift (die Herren Zeitungsschreiber nennen's Telegramm) auf Meilenweite eines sehr wirksamen galvanischen Stroms bedarf und dieser nur durch Vergrößerung und Vervielfältigung der Platten oder Cylinder zu erhalten ist, so leuchtet es ein, daß die Anwendbarkeit des wohlfeilen Coaks in Stelle des theuren Kupfers ein großer Gewinn ist. Und diese herrliche Leistung hat man wiederum der Steinkohle, und zwar mit Hülfe des Chemikers Bunsen in Heidelberg, zu danken.

Bei der Theerbereitung aus Holz bleibt die Holzkohle. Sie ist von leichter, schwammiger Beschaffenheit und zeichnet sich durch eine Eigenschaft aus, die ihr eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung gegeben.

Diese Eigenschaft besteht nämlich in der Fähigkeit, dem Kartoffelbranntwein den Giftstoff zu entziehen, den man Fusel nennt. Derselbe ertheilt ihm nicht nur einen unangenehmen Geschmack, sondern äußert auch auf den Branntweintrinker einen höchst verderblichen Einfluß und bringt endlich eine tödtliche Krankheit, den Säuferswahnsinn, hervor.

Ein zuvor mit Kohle behandelter Branntwein schmeckt und riecht dagegen lieblich und zeigt die schädliche Wirkung auf den Menschen nicht, weil die Kohle den sämmtlichen Fusel, der ein blätiger Stoff ist, an sich gezogen hat.

Die Wirkung der Kohle ist hier so eindringlich, daß es der Anwendung von Wärme gar nicht bedarf, sondern ein Zusammenbringen derselben mit dem kalten Branntwein schon hinreichend ist, ihn fuselfrei zu machen. Man braucht daher den Branntwein nicht über Kohlen abzugießen, sondern ihn nur über Kohlen hinfließen zu lassen, was im Großen mittelst über einander aufgestellter Fässer ausgeführt wird. Im unteren Fasse, das mit einem Abzugshahn versehen ist, befindet sich gröblich gepulverte Kohle, in dem darüberstehenden, gleichfalls mit einem Hahn versehenen Faß der unreine Branntwein. Diesen läßt man nun in vielfach vertheilten dünnen Strahlen auf die Kohlen fallen. Durch den Abzugshahn fließt er dann ab in die Destillirblase, um durch deren Hülfe vollständig gereinigt zu werden.

Aber welche Veränderung ist nun mit ihm vorgegangen! Die Spuren seiner häuerlichen Abkunft sind gänzlich verwischt. Der Lummel „Fusel“ ist abgestreift, und ein geläutertes Wesen von höherer Bildung, von geistiger Art, Weingeist genannt, ist in die Erscheinung getreten!

Die Flüssigkeit, die durch das Rührrohr aus der Destillirblase abfließt, ist reiner, als der reinste Weingeist, den man nur aus Wein erhalten mag, und dient demnach zur Bereitung aller derjenigen Getränke, die man sonst nur aus ausländischem Weingeist darzustellen im Stande war.

Das ist die That der Holzkohle! — Es springt in die Augen, daß dieselbe die wichtigsten Folgen für unser Land haben mußte. Der dürre Sandboden, der nur Kartoffeln hervorzubringen im Stande ist, konnte sich nun mit einem Mal dem Weinlande als gleichwerthig betrachten und als ein siegreicher Mitbewerber auftreten. So gewannen denn unsere Branntweimbrennereien aus Kartoffeln einen nie geahnten Aufschwung und alles dieses darum, weil die Kohle eine ganz besondere Vorliebe für den Fusel hat!

Drei serbische Lieder.

(Noch nirgend übersezt.)

Mir gehören alle Länder der Welt,
Sammt Städten, Dörfern und Flecken,
Und wer mich drob für sinnlos hält,
Bleibt selbst im Irrenstun stecken.

Die Stätten, die mein Fuß bereist,
Man brauch' sie mir nicht mehr zu schenken,
Ich trage sie als Vestig im Geist;
Die andern kann ich mir denken.

Hab' ich die Frucht, die ich erblickt,
Nur, wenn ich sie breche vom Baume?
Wo mich ein schönes Gesicht erquickt,
Ich herg' es und küß' es im Traume!

Ich gönne allen großen Herr'n,
Das Wildpret todtaufzushießen,
Weiß ich die Dinge doch von fern
Viel wahrer zu genießen!

So schön der Wald, so schön das Thal,
So schön der Sonne starker Strahl,
Der Berge Schwung, das krause Meer,
Der Felsen sturmgeharnisch't Heer,
So schön des Adlers stolzer Flug,
Der Abendwolken rother Zug,
So schön die Mondesmitternacht
Mir immer auch in's Auge lacht,
So schön die hohe Kraft des Weins,
Von allen Dingen giebt's doch keins,
Das so zum Mannesherzen spricht,
Wie blühend Frauenangezicht.

Mit ruhigen Augen sah ich noch gestern,
Solbe Madonnenerscheinung, Dich an,
Du warst mir nicht mehr, als all' Deine Schwestern,
Ich Dir nicht mehr, als ein anderer Mann.
Heut möcht' ich Dich fesseln mit Blicken voll Feuer,
Tragen auf Händen den zierlichen Fuß,
Heut bist Du wie meine Seele mir theuer,
Und Du erstöhest bei meinem Gruf.
Wie ist und woher die Verwandlung gekommen?
Hat sie ein Dämon am Herzen vollbracht?
Auf Sommernachtsflust kam die Liebe geschwommen,
Träumend von ihr, sind wir mit ihr erwacht.

Die letzten Indianer.

Wie sind sie zusammengeschmolzen, die zahllosen Schaa ren der Rothhäute, deren erste lebendige Exemplare dem Entdecker der neuen Welt, Christoph Columbus, vor Augen traten! Sie haben wohl Recht, die armen Indianer, sich den Teufel weiß vorzustellen; denn die Weißen haben wie Teufel an ihnen gehandelt, ihnen mit List und Gewalt, mit Betrug und Mord zuerst ihr Gold, ihre Edelsteine abgenommen, dann ihnen mit Feuer und Schwert eine neue Religion aufgezwungen, die an ihrem alten Glauben Festhaltenden aus ihren Wohnstätten verdrängt und in vierthhalb Jahrhunderten eine Menschenrace von vielen Millionen in Nordamerika bis auf 100,000 Köpfe ausgerottet. Man zählt in unsern Tagen noch acht indianische Völkerschaften, die, in die Waldwüdnisse getrieben, mit ersterbender Kraft der Colonisationswuth der Europäer Widerstand leisten, bis die Hunderttausend auf Hunderte herabgeschwunden und zuletzt ganz vertilgt sein werden.

Trotz des über alle Schilderung hinausgehenden Wehs und Ungemachs, welches ihnen die weißen Männer, „die Bleichgesichter,“ bereitet, haben die Indianer nur selten Rachsucht gezeigt. Sie vertheidigen

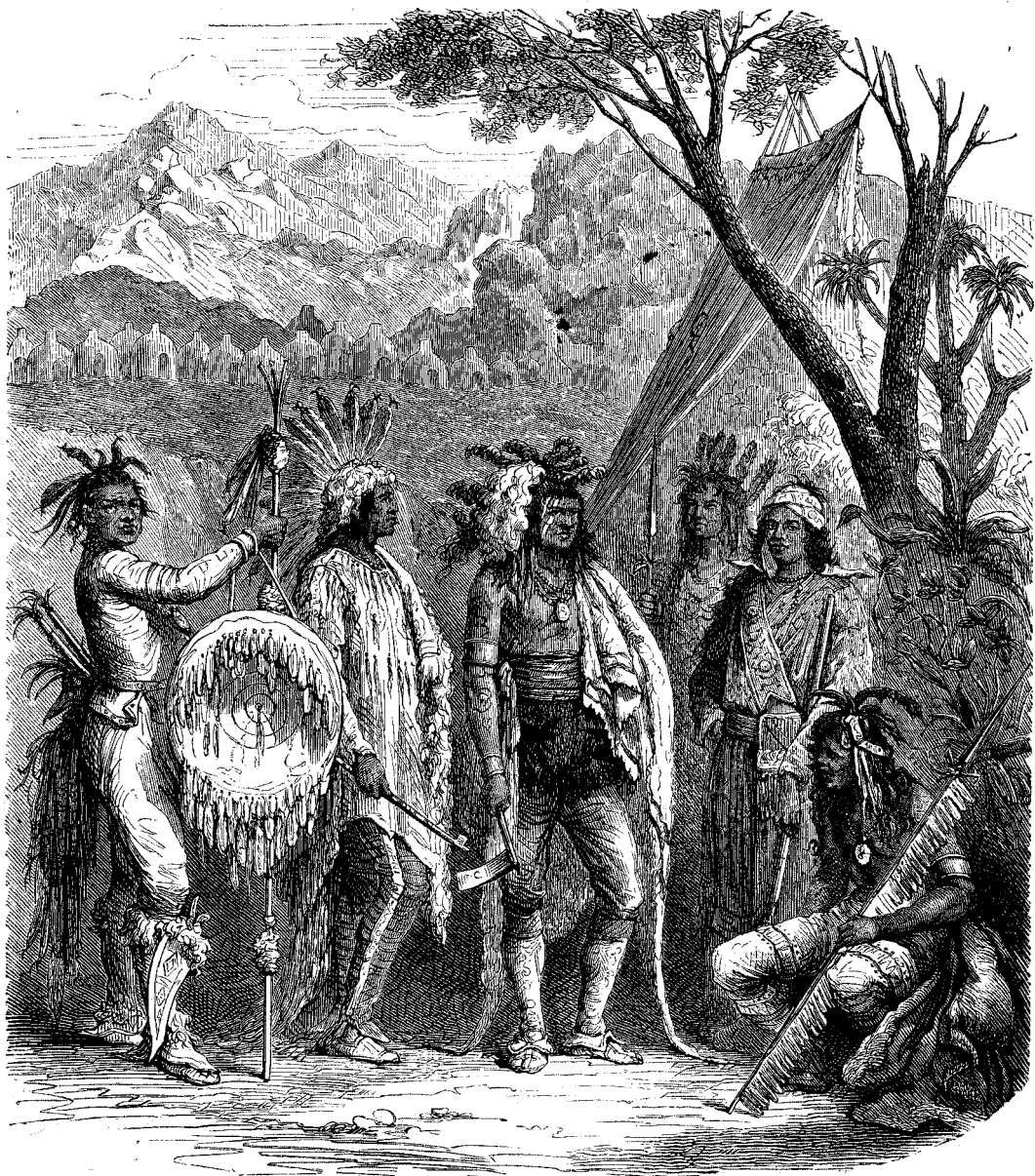
*) Wir theilen diese Lieder unsern Lesern mit, weil Vielen unter ihnen vielleicht die Sammlung serbischer Volkslieder von Kaluj zu Händen gekommen ist, die ihrer Zeit großes Aufsehen erregt und manchem Componisten willkommenere Lere geboten haben. A. u. m. v. Red.

sich todesmuthig, wenn sie angegriffen werden, aber den verirrtten Europäer, der schuchsend zu ihren Zelten und Hütten kommt, nehmen sie gastfreundlich auf, theilen den letzten Maiskolben, den letzten Trunk Wasser mit ihm, und alle Weißen, welche einige Zeit unter den Rothhäuten gelebt, versichern, daß die Berichte vom tüchtigen Charakter derselben sämtlich erlogen seien, daß sie nur den Feind mit Lüge behandeln, doch nie den Waffenlosen, der sie friedlich um Obdach anspricht.

Wir haben aus dem Munde mehrerer Reisenden die gleichlautende Kunde vernommen, und unser Mit-

arbeiter J. A. Strubberg (Armand), der 30 Jahre in Amerika gelebt und oft mit Indianern in Berührung gekommen, hat sie uns bestätigt: daß diese „Wilden“ — besonders die Häuptlinge — so biederherzige, kindlich fromme Menschen sind und so schlichte Naturweisheiten aussprechen, daß der hochcivilisirte Sohn der östlichen Hemisphäre sich verstecken kann vor den Canadiern, die, wie Seume sagt, „Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennen.“

Der Verkehr mit den Stämmen der Wildniß stößt für den Einwanderer auf mannichfache sprachliche Schwie-



Indianer in Nordamerika.

rigkeiten, die freilich zum Theil durch die Lebendigkeit und bezeichnende Deutlichkeit der Geberden und Gesten gehoben werden, womit die Indianer ihre Reden begleiten. Nur ein paar Worte aus der Sprache des Stamms der Chippeways mögen hier Platz finden: Mahemuxowagan heißt Einer, der einen Andern lobt, und Amangachgeningussowagan bedeutet Den, der gelobt wird.

Jede der acht in den Wäldern des Nordens noch vorhandenen Völkerschaften spricht ihre besondere Mundart, die oft von den andern so weit abweicht, als hörte man völlig verschiedene Sprachen. Die Namen der acht Stämme aber sind: Huronen oder Wyandots, Chippeways oder Algonkins, Dacotas oder Sioux (auch Nadowessier), Tsallatics oder Cherokeees, Catawbas, Apachiten oder Muskohogee-Choctaws, Uchies oder Uches, und Natchez.